This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

LENOX LIBRARY

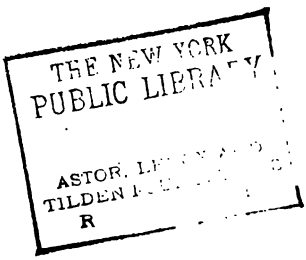
Duyckinck Collection.
Presented in 1878.

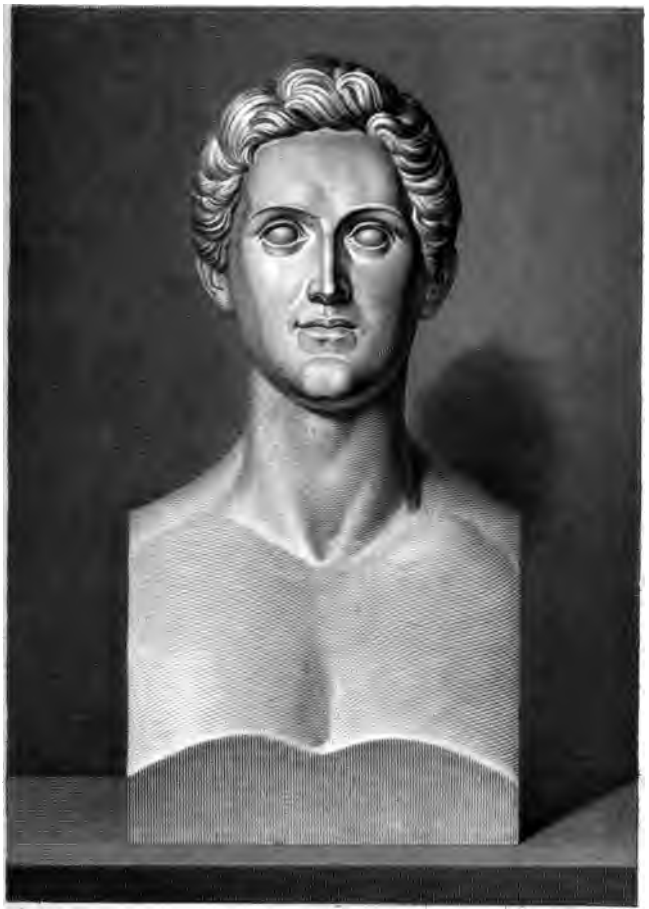
NGK
Hauff

(Hauff)
NGK

W. Hauffs

ſämmtliche Werke.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R



W. Hauffs

ſämmtliche Werke.

Ausgabe in 10 Bänden

mit Stahlſtichen.

Erſter Band.

Stuttgart,

Friedrich Brodhag'ſche Buchhandlung.

1837.

LENOX LIBRARY
NEW YORK

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Gedruckt in der Fr. Brodhag'schen Buchdruckerei.

Wilhelm Hauffs Leben

von

Guſtav Schwab.

LENOX LIBRARY
NEW YORK

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Gedruckt in der Fr. Brodhag'schen Buchdruckerei.

Wilhelm Hauffs Leben

von

Guſtav Schwab.

Wilhelm Hauff ward zu Stuttgart, wo ſein Vater, Auguſt Friedrich Hauff, damals Regierungsſekretär war, am 29. Nov. 1802 geboren. Der Knabe war erſt vier Jahre alt, als ſein Vater die Sekretariatsſtelle bei dem königlichen Oberappellationstribunal erhielt, welches damals ſeinen Sitz in Tübingen hatte. Der Sohn folgte den Eltern in dieſe Stadt, wo ſein zwei Jahre älterer Bruder Hermann ſchon ſeit einigen Jahren im Hauſe ſeines mütterlichen Großvaters, des Obertribunalraths Elſäßer, erzogen wurde. Im Jahre 1808 zog die Familie wieder nach Stuttgart, wo der Vater zum geheimen Sekretär beim Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten befördert worden war. Nach dem frühen Tode des Vaters (1809) blieb der ältere Sohn im Hauſe des genannten Großvaters zu Tübingen, Wilhelm aber bei der Mutter, die gleichfalls nach Tübingen gezogen war. Dieſe vortreffliche Frau, eine zärtliche und verſtändige Mutter, beaufſichtigte in ſittlicher Hinſicht die Erziehung des Knaben: ſie hatte einen wohlthätigen Einfluß auf ſein weiches, empfängliches Gemüth; auch ſein Talent zu erzählen bildete ſich im häuslichen Kreiſe unter Mutter und Schweſtern frühe aus, ohne daß jedoch außerhalb des Hauſes jemand etwas davon geahnet hätte. Vielmehr galt Wilhelm

von der Zeit an, wo man an den Geiſt des Kindes Anſprüche macht, zwar für einen liebenswürdigen, ſanften, aber keineswegs für einen talentvollen Knaben. Seine Laufbahn durch die Klaſſen der „schola anatolica“ * zu Tübingen war durchaus nicht glänzend, und er verlor in dieſer Periode beſonders durch die Vergleichung mit dem ältern Bruder, der Sprachentalent und Gedächtniß vor ihm voraus hatte. So kam es, daß während jener ſeinen klaſſiſchen Schulſack beinahe gefüllt hatte, er mit ziemlich mittelmäßigen Kenntniſſen in die Kloſterſchule zu Blaubeuren aufgenommen wurde. Sehr bezeichnend für die Richtung, die ſein Geiſt ſchon frühe genommen hatte, erſcheint das Zeugniß, das der Rektor ſeiner Schule, ein ſehr eifriger Schulmann, der manchen trefflichen Lateiner gebildet hatte, und überhaupt die Geiſtesgaben ſeiner Schüler in dieſer Beziehung herauszukennen und zu wecken wußte, unſerem Hauff in das ſogenannte Landexamen — wo die zum Studium der Theologie beſtimmten Jünglinge, die in eines der niedern theologiſchen Landesſeminarien aufgenommen werden wollen, geprüft werden — an die Oberbehörde nach Stuttgart mitgab. In literis, beſonders in der lingua hebraica, war Wilhelm ſehr mittelmäßig prädicirt; dagegen machte der Rektor auf das überraſchende Deklamirtalent des Knaben aufmerkſam, damit der Arme doch auch etwas für ſich hätte, das ihn

* Der für Nichttübinger unverſtändliche Name dieſer Schule kommt von ihrer Lage auf einem in der Stadt ſelbſt befindlichen Vorhügel des benachbarten Oeſterberges, den unſere latiniſirenden oder vielmehr gräciſirenden Voreltern den Mons Anatolicus nannten.

als dereinſtigen geiſtlichen Redner empfehle. Eine ſchöne Anlage zur Mathematik und Muſik zeigte ſich erſt in den ſpätern Jahren. Viel hatte jedoch zu jener Vernachläſſigung der Studien eine zarte Conſtitution und periodiſche Kränklichkeit beigetragen, und erſt in dem felſigen Albthale von Blaubeuren, an dem in Schwaben berühmten Blautopf (der ſehr romantiſch gelegenen tiefen Quelle des Blauflüßchens) fing ſein Körper mit der Entwicklung zu erſtarken an. Hat nun die gleichſam öffentliche Laufbahn des Knaben nichts Merkwürdiges, ſo iſt die freie Ausbildung ſeines Geiſtes deſto intereſſanter. Von früher Jugend an war eine rege Aufmerkſamkeit auf Alles, ein glückliches Auffaſſungsvermögen und die Gabe, das Aufgefaßte gut wieder zu erzählen, an dem Knaben auffallend, und wenn dieſes ſchöne Talent weniger gewürdigt und gepflegt wurde, als daſſelbe verdient hätte, ſo trug zum Theil unſer Erziehungsſyſtem, welches das poſitive Lernen, namentlich der alten Sprachen, zur Hauptſache macht, die Schuld.

Eine unbegrenzte Wißbegierde, die ſich vorzüglich durch das Verſchlingen von Büchern jeder Art äußerte, theilte er mit dem ältern Bruder, deſſen Beiſpiel ihn wohl noch früher dazu verführt haben mag, als er von ſelbſt darauf gekommen wäre. Auffallend aber war ſchon im zehnten und elften Jahre ſein Hang zu den Gebilden der Phantaſie. Während die meiſten Knaben in dieſem Alter ſich zu Geographie, Reiſebeſchreibungen, Technologie und dergleichen hingezogen fühlen, war ihm alles dies Nebenſache, und er ſchwelgte am liebſten in leichten Hiſtorienbüchern und Romanen. Mit ſehr vieler Laune hat er

ſpäter im erſten Bande ſeiner Memoiren des Satan dieſe Neigung dargeſtellt und uns ein komiſches Bild von ſeinem eigenen poetiſchen Treiben in der Schule unter fremdem Namen gegeben. Eine reiche Quelle eröffnete jenem Hange der große Bücherſaal des alten Großvaters, eines gelehrten Juriſten. Dieſes Zimmer war überhaupt für die beiden Brüder recht eigentlich der Schauplatz ihrer Selbſtbildung. Es befanden ſich in ihm, außer juriſtiſchen, ſehr ſchätzbaren hiſtoriſchen Werken und den alten Klaſſikern, die deutſchen Klaſſiker der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und in ziemlicher Zahl die Romane von Smollet, Fielding, Goldſmith u. ſ. w. Die neue Literatur wurde einzig und allein durch Goethe und Schiller repräſentirt. Alles dies war vor dem vierzehnten Jahre geleſen und wieder geleſen. Daß eine ſo wunderliche, ja gefährliche Selbſterziehung die Brüder nicht verdorben, iſt ein großes Glück zu nennen; daß ſie bei Wilhelm ſo ſchöne Früchte getragen, iſt ein Beweis für die geſunde Conſtitution ſeines Kopfes, macht aber jene Methode, die jugendlichen Gehirne mit Bildern zu ſchwängern, um nichts empfehlenswerther.

Inzwiſchen war jene Leſeluſt nichts weniger als ein beſtändiges Vertieftſeyn in die Bücher; die Luſt zu ſpielen war vielleicht nie lebendiger in einer Kinderbruſt, aber auch ſie bezog ſich auf jene herrſchende Neigung. Zu den eigentlichen, lärmenden Uebungsſpielen der Knaben im Freien hatte Wilhelm nie große Luſt gehabt, aber dafür war wieder jenes geliebte Bücherzimmer der Tummelplatz, wo die Brüder häufig in mannigfaltigem Spiele darſtellten, was ſie geleſen oder geſehen hatten; denn jene langen

Foliantenreihen waren reich an Bildern, grob und fein, gut und ſchlecht, aus allen Zeitaltern, und ſo bildete ſich in den Köpfen der Knaben eine freilich ſehr lückenhafte Geſchichte in Bildern; namentlich aber prägte ſich ihnen das Mittelalter und die Zeit ſeines Uebergangs in die neuere Geſchichte gar lebhaft ein, weil dazu des Großvaters Folianten den meiſten Stoff boten, und jene Periode wurde dadurch in der Phantaſie eine Art Lieblingsperiode. Sie, die Götz und Egmont und Wallenſtein auswendig wußten, waren entzückt, in Hardlebers „Urſachen des deutſchen Krieges" die eiſernen Fürſten und Herren, die Lanzenknechte mit ungeheuren Hoſen und Partiſanen, die Belagerungen und Feldſchlachten und alle jene lehrreichen Kupfer zu finden, wo z. B. links Kaiſer Karl bei Mühlberg mit dem Heere über die Elbe ſetzt, in der Mitte den Churfürſten von Sachſen ſchlägt und rechts der arme Friedrich vor dem beleidigten Kaiſer kniet.

Auch die neueſte Geſchichte ging nicht leer aus; und hier waren die Geſpräche des Großvaters mit ſeinen Freunden, denen die Knaben unbemerkt hinter dem Ofen lauſchten, ein unſchätzbarer Commentar zu ihrem Moniteur und ihrer einzigen hiſtoriſchen Quelle, dem ſchwäbiſchen Merkur. Sie bauten Arſenale und Schanzen aus abgeſtäubten Folianten für ihre papiernen Heere, ſchlugen Schlachten, haranguirten die Truppen, und in mancher Rede des kleinen Wilhelms würde, wenn ſie aufbehalten wäre, der Keim zu ſeinem eigenthümlichen Talente ſichtbar ſeyn. Wenn eine aus den „**Acta pacis westphalicae**" gebaute Schanze zuſammenfiel, ſo wußte der vierzehnjährige Knabe, daß ſie das Schickſal des Gebäudes theile,

das die Herren zu Münſter und Osnabrück gezimmert, und freute ſich darüber. Wenn die Armeen der feindlichen Brüder einander lange genug den Sieg ſtreitig gemacht hatten, entſchied denſelben oft ein ernſter Zweikampf zwiſchen den Heerführern ſelbſt, und überhaupt entſpann ſich oft zwiſchen den Brüdern ein leidenſchaftlicher Streit, nicht wegen des Eigenthums, ſondern über Vorzüge und Handhabung des Geiſtes in ihren kriegeriſchen Spielen.

Auf dieſem Wege ſchuf ſich der jugendliche Geiſt aus den mannigfaltigen Bildern ein Bild der Natur und des Menſchen, deſſen Umriſſe immer beſtimmter und feſter wurden; er gewöhnte ſich frühe daran, jene Bilder mit Sicherheit im Geſpräche zu handhaben, und legte dadurch den Grund zu der Darſtellungsgabe, die ſpäter ſein Hauptverdienſt war. Jene aus Büchern erlernte traditionelle Menſchen- und Naturkenntniß brachte ihn beim Eintritt ins jugendliche Alter über manche Klippe hinweg, an welcher der jugendliche Geiſt ſo leicht zu ſcheitern Gefahr läuft. Unſre beiden größten Dichter wußte er auswendig, ehe er ſie verſtand, und als ſich ihm ſpäter das Verſtändniß öffnete, hatte er den erſten Eindruck ſchon weg und konnte ſich nicht mehr enthuſiasmiren, und es iſt bekannt, auf welche Abwege dieſer jugendliche Enthuſiasmus für die größten Geiſter, ſo edel und ſchön er ſeyn mag nicht ſelten führt. Ob aber nicht dieſer Bildungsgang auf der andern Seite auch nachtheilig auf das Talent des Jünglings wirkte? — die Beantwortung dieſer Frage überläßt der Biograph billig dem Ausſpruch der Kritik. Genug, der ſo frühzeitig auf eigenthümlichem Wege

gebildete Jüngling ſah ſich, da ſein Glaubensbekenntniß über Gott und die Welt — es mochte vielleicht etwas leicht und leichtſinnig ſeyn — fertig war, ruhig in Litera=tur und Kunſt um, und war, als er die Univerſität bezog, vielleicht ein weit ſchlechterer Philolog als ſeine Kamera=den, aber ein weit reiferer Menſch.

Bis hierher reichen die Mittheilungen von Wilhelm Hauffs älterem Bruder, Doktor Hermann Hauff, dem ich großentheils wörtlich nacherzählt habe. Ueber Wilhelms Univerſitätsleben ſchließen ſich dieſem Gewährs=manne die Berichte ſeiner Jugendfreunde an. Sie erzäh=len, daß ihr Freund auch anfangs noch in Tübingen eine ſehr ſchwankende Geſundheit gehabt und ihnen oft bange gemacht habe, jedoch unerwartet ſchnell erſtarkt und zu völligem Wohlſeyn gekommen ſey. Nur großen körper=lichen Anſtrengungen war er nie gewachſen, und zu den ritterlichen Fertigkeiten des Burſchenlebens zeigte er we=nig Geſchick. Nichts deſtoweniger nahm ſein Geiſt leben=digen Antheil an allem, was jugendliche Gemüther in jener Periode begeiſtert, und er that ſich unter den Dich=tern und Rednern der damals mit dem Zugeſtändniſſe der Behörden blühenden Burſchenſchaft hervor, ohne daß darum ſeine Altersgenoſſen den künftigen Schriftſteller in ihm geahnt hätten. Den engern Kreis ſeiner Freunde ergötzte er durch ſeine glücklichen Einfälle, ſeine Geſprä=chigkeit und Munterkeit, ſeine Extravaganz und dabei ſeine Beſonnenheit im Zuſtande burſchikoſer und geſelliger Exaltation. Obgleich jugendlich eitel, reizbar und em=pfindlich, hörte er doch mit ſeinem Humor nicht, wie ſo viele Humoriſten, an ſich ſelbſt auf, ſondern er war der

erſte, der ſeine eignen kleinen Schwachheiten zu beſpötteln und in ihrer Beharrlichkeit als Karrikatur an ſich ſelbſt darzuſtellen kein Bedenken trug. Zuweilen warf er ſeine Einfälle aufs Papier mit ſeltener Leichtigkeit und Gewandtheit, weder eigne noch fremde Schwäche ſcheuend. Ueberbleibſel ſolcher ſchriftſtelleriſchen Vorübungen, die aber ſeine Freunde keineswegs als ſolche erkannten, liegen vor mir in „Briefen eines auf der Univerſität zu Tübingen befindlichen Mädchens an eine gute Freundin in Stuttgart“ und in einer Phantaſie für den September 1850, vorgeleſen bei dem am 11. Febr. 1825 in der Poſt zu Waldenbuch gefeierten Compagniefeſte.“ Beide Aufſätze ſind zu flüchtig hingeworfen und zu ſehr mit Perſönlichkeiten angefüllt, als daß ſie unter ſeinen Werken einen Platz einnehmen könnten; aber doch finden ſich in ihnen ſchon alle Elemente ſeiner ſpäter vollkommener ausgebildeten Auffaſſungs- und Darſtellungsweiſe des Menſchenlebens und ſeines, bei großer Nachläſſigkeit im Einzelnen, doch im Ganzen ſo leichten, fließenden und gerundeten Styles. In dem lezten Aufſatze führt er ſeine beſten Freunde in einer Correſpondenz nach fünfundzwanzig Jahren, und ſich ſelbſt als armen, aber glücklichen Paſtor auf, der ſeinen Sohn „Wilhelm“ auf die Univerſität liefert. Von dieſem fingirten Filius berichtet er hier an einen Freund: „Ueber Wilhelm ſchreibe ich dir nichts, „du magſt ihn ſelbſt prüfen. Man will große Aehnlich„keit mit mir in ihm finden; du kannſt ſelbſt darüber ent„ſcheiden. Wahr iſt es, ſein luſtiger, leichter Sinn, der „hier und da an die Grenzen von Leichtſinn ſtreift, nöthigt „mir oft ein Lächeln ab. Ich war einſt auch ſo, und du,

„mein Freund, würdeſt wohl ſchwerlich in mir den wieder „erkennen, der dir durch ſo manchen ſchlechten Spaß ein „Lächeln abzunöthigen ſuchte. Die Zeiten ändern ſich, „und wir mit den Zeiten.“ Der Freund, den Hauff zum Profeſſor hat avanciren laſſen, erwiedert: „Ich finde, „daß er (der Sohn) dir gleicht; auch P.. und R.... „fanden dies im erſten Augenblick, nur meint R...., „er habe keine krumme Naſe, wie der Herr Vater, und „ſehe auch nicht ſo naſeweis aus.“

So ſcherzte er gutmüthig über ſich und andere, zeigte ſich dabei in allen Verhältniſſen als warmen und treuen Freund ſeiner Freunde, war immer fröhlich bei beſchränkten Umſtänden, und redlich darauf bedacht, ſeiner zärtlichen Mutter keine unnöthige Sorge zu den nöthigen zu verurſachen. Was er producirte, theilte er gerne mit. Es war inzwiſchen weniges und ohne weitere Abſicht Niedergeſchriebenes, als ſich und ſeine nächſten Freunde zu erfreuen. In lyriſchen Gedichten, die mehr von der Gelegenheit als von der Stimmung eingegeben wurden, hatte er ſich frühe verſucht, und ſchon auf der Schule ſtrömten ihm, während der ältere Bruder lateiniſche Verſe mit Leichtigkeit zimmerte, die deutſchen Verſe zu, die aber dem Lehrer wenig behagten. Von dem, was er zu Blaubeuren dichtete, zeichnet ſich das Lied „der Kranke“ durch Ahnung frühen Todes aus. In Tübingen begeiſterten ihn die Freiheitsideen des neueſten Burſchenlebens. Eine Auswahl ſeiner lyriſchen Verſuche findet der Leſer in dieſer Sammlung.

Nachdem Hauff, mehr der Mutter zu gefallen, als nach eigener Neigung, im Seminar zu Tübingen das

Studium der Philologie, Philoſophie und Theologie in den Jahren 1820—1824 abſolvirt hatte, fand er in dem Hauſe des damaligen Kriegsrathspräſidenten, jetzigen Kriegsminiſters Freiherrn von Hügel zu Stuttgart, eine Anſtellung als Hauslehrer, und begleitete dieſe Stelle, die ihm Zeit zum Beginnen ſeiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn ließ, bis ins Jahr 1826. In dieſer liebenswürdigen Familie lernte er die Formen des höheren geſelligen Lebens in der Nähe kennen, der heitere, natürliche Ton des Hauſes erlaubte ihm, manches ſchöne friſche Bild aus dem Leben ſelbſt aufzufaſſen, und ſolche lebendige Eindrücke blühten unmittelbar, nachdem er ſie empfangen hatte, als irgend eine anmuthige Schilderung in ſeinen Dichtungen wieder auf.

Das erſte kleine Werk, mit welchem er öffentlich auftrat, iſt der „**Mährchenalmanach** auf das Jahr 1826, für Söhne und Töchter gebildeter Stände.“ Er erſchien für das Jahr 1826 bei Metzler und iſt jezt der Geſammtausgabe ſeiner Schriften einverleibt. Die meiſten Leſer werden dieſe früheſte Schrift Hauffs hier zum erſten Male kennen lernen, denn ſie iſt nicht ſehr verbreitet und für den Augenblick durch ſeine ſpätern glänzenden Arbeiten verdunkelt worden. Jezt, wo man Gelegenheit hat, die Leiſtungen ſeines Talents mit einem einzigen Blick zu überſchauen, wird dieſe kleine Sammlung nach ihrem wahren Werthe gewürdigt werden, und ich glaube nicht zu viel zu ſagen, wenn ich behaupte, daß Hauffs eigentliches Dichtertalent in keiner ſpätern Production ſich ſo rein und von Fremdartigem und Zufälligem ſo ungetrübt ausgeſprochen hat; daß er nirgends der Poeſie

mit denjenigen Mitteln, die ihm dazu verliehen waren, ſo auf die rechte Spur gekommen, wie in dieſen Märchen, deren urſprünglicher Stoff zwar größtentheils nicht ihm ſelbſt angehört, die jedoch mit ſo freiem Phantaſiespiele behandelt und dabei doch ſo ſchön abgerundet ſind, daß ſie auch in dieſer Beziehung unter ſeinen Werken obenan ſtehen.

Unmittelbar auf dieſen erſten Märchenalmanach folgen die „**Mittheilungen aus den Memoiren des Satan**“ (Stuttgart 1826), ein mehr fragmentariſches Werk, als jene künſtleriſch abgeſchloſſenen Märchen, das jedoch ebenfalls reich an den ſchönſten Proben jener hellen Phantaſie, jener glücklichen Auffaſſungs- und Darſtellungsgabe iſt, die ſein Haupttalent ausmachte, und in dem ſich überdies der Scherz, ſoweit das äußerlich Lächerliche ſeinen Gegenſtand ausmacht, ſchon dichteriſcher zeigte. Die baroke Studentenwelt, von deren Anſchauung der junge Mann eben erſt herkam, gab ihm hier vielfache Gelegenheit, ſein Talent zu üben; auch ließ ſich hier die phantaſtiſche Idealität, mit welcher der Verfaſſer in den Märchen ſo glücklich geweſen war, noch ohne Gefahr für die Poeſie mit der Realität verſchmelzen. Weniger gelang dem noch allzu unerfahrnen Jünglinge in jener Schrift die Perſiflage des übrigen geſelligen Lebens, und einen ſehr ungründlichen Angriff auf Goethe und ſeinen Fauſt nahm der junge Mann, dem es nichts koſtete, Fehler, die er eingeſehen, auch einzugeſtehen, ſpäter, ſo viel er konnte, ſogar öffentlich zurück. Inzwiſchen iſt eben dieſe Scene, durch das Burleske der äußern Darſtellung, ſo eigenthümlich komiſch, daß ſie, obgleich der Verfaſſer ſelbſt

ſie gewiſſermaßen verdammt hat, dem Publikum, deſſen Eigenthum ſie einmal iſt, doch nicht mehr entzogen werden durfte. Etwas anders iſt es mit verſchiedenen kleineren Ausbrüchen des jugendlichen Muthwillens in dieſem Werke und den folgenden. Solche hat der verewigte Verfaſſer zum Theil ſelbſt in zweiten Auflagen mit richtigem Gefühl und erſtarktem ſittlichem Takt zu unterdrücken angefangen, und ich habe, als Ordner ſeiner Werke, das Geſchäft, das er ſelbſt einmal in dieſer Beziehung begonnen hatte, im Einverſtändniſſe mit den vertrauteſten Freunden des Verewigten in ſeinem Sinne fortgeſetzt, und jene üppigen Ranken eines urſprünglich lautern und in ſeinem Kerne geſunden Geiſtes im Intereſſe des Verſtorbenen eben ſo ſehr als dem des Publikums mit aller Schonung des Weſentlichen auszuſcheiden keinen Anſtand genommen.

Jene Satansmemoiren verſchafften dem Verfaſſer ſchnell einen ausgebreiteten Ruf, der Beifall ſetzte ſeine Feder in raſchere Bewegung, das geſellige Leben, das ſich vor ſeinen Blicken kürzlich in weiterer Ausdehnung eröffnet hatte, forderte ihn zu leichteren und bequemeren Darſtellungen auf, die ſeiner Beobachtungsgabe und ſeinem ſeltenen Talente für den modernen Styl ſo leicht wurden. Was Wunder, daß er aus ſeiner idealen Märchen- und Poſſenwelt in die realere des Converſationslebens überging, und auf einen Stoff zu denken anfing, der aus dieſem letztern unmittelbar gegriffen war?

Die Ausführung ſeines Entſchluſſes erlitt jedoch unter der Arbeit ſelbſt, theils durch das eigene Gefühl der

Verfaſſers, theils durch den Fingerzeig einiger Freunde, eine bedeutende Modifikation, und was vielleicht urſprünglich ein Originalroman hatte werden wollen, wurde eine Karikatur der bekannten Manier von H. Clauren und erſchien in dieſer Geſtalt unter dem Namen „**der Mann im Monde.**“ Die Geſchichte dieſes Romans gehört nicht in unſere kurze Biographie. Daß die Form mit vieler Leichtigkeit gehandhabt, die Erfindung voll Mannigfaltigkeit, die Entwickelung der Fabel raſch, die gewöhnlichen, ſtehenden Charaktere des modernen Romans mit Keckheit und Grazie ausgeführt ſind, wird auch der zugeben, der dieſes Produkt für keine Satire auf H. Clauren halten kann. Auch wirkten dieſe unleugbaren Vorzüge auf das Publikum wie mit einem Zauberſchlage und machten es ſehr nachſichtig in ſeinen kritiſchen und äſthetiſchen Anforderungen an dieſes merkwürdige Buch, welches eine verkehrte und verwerfliche Manier mehr durch Uebertreibung als durch Spott und Verhöhnung derſelben bekämpfen zu wollen ſchien.

Wilhelm Hauff fühlte jedoch, was er ſich gegenüber von denjenigen ſchuldig war, die ernſtere Rechenſchaft von dem Schriftſteller fordern; er griff den Gegner in ſeiner durch Geſinnung und Ausdruck nicht minder, als durch beißenden Witz und echten Humor ausgezeichneten „**Controverspredigt**“ auf eine gründlichere und entſchiedenere Weiſe an; es war beinahe, als wollte er die Zweideutigkeit des erſten Angriffs durch den Ernſt des zweiten in Vergeſſenheit bringen. Doch greifen wir unſern Leſern mit keinem Urtheile vor. Sie finden beide Schriften in unſerer Sammlung zuſammengeſtellt.

Der Ruhm, den Hauff bei dem großen Publikum durch seinen „Mann im Monde“ besonders dadurch erhalten hatte, daß ihm die Schilderung des geselligen Lebens und der Erzählerton des Tages in so hohem Grade gelungen war, führte ihn immer mehr den Darstellungen der modernen Welt und dem eigentlichen Conversationston in der Novelle und dem Romane zu. So entstand der zweite Band seiner Satansmemoiren und eine Reihe von Erzählungen, in welchen mehr oder weniger, mit Verbannung des Phantastischen, das neueste Leben geschildert wird. Die jüngste dieser Arbeiten, „**das Bild des Kaisers**,“ ist übrigens eine Erzählung, in welcher so viel historische und poetische Wahrheit zugleich enthalten und die Darstellung so ganz von der eigenthümlichen Grazie des Verfassers beseelt ist, daß man sie gewiß unter die gelungensten Hervorbringungen seines dichtenden Geistes zählen darf.

Neben jener Richtung auf das rein Moderne verfolgte aber Wilhelm Hauff seit einiger Zeit auch eine andere Bahn, auf welche ihn ebenfalls der Zeitgeist leitete, in der er jedoch mit richtigem Gefühl ein Gegenmittel gegen die Verflüchtigung seines Talents durch die immer wiederholte Darstellung des konventionellen Lebens suchte; er betrat die längst von Walter Scott angebahnte und seitdem viel bewandelte Straße des historischen Romans.

Sein „**Lichtenstein**, romantische Sage aus der würtembergischen Geschichte“, ward in unglaublich kurzer Zeit entworfen und ausgeführt. Er fand die günstigste Aufnahme in ganz Deutschland, und verdiente sie auch. Daß der anmuthige Stoff keine Sage, sondern reine

Erfindung des Verfaſſers iſt, die ſich wie Epheu hinaufrankt an dem alten Felſenſchlößchen Lichtenſtein, das vielleicht nicht einmal ein eignes Geſchlecht dieſes Namens beſeſſen hat, das kann in den Augen des poetiſchen Leſers kein Vorwurf ſeyn; die geſchickte Benützung der Zeitbegebenheiten, und das großentheils wohlgetroffene Coſtüme, das uns Schwaben beſonders anheimeln muß, bringen die aus den Scottiſchen Romanen ſo beliebte Täuſchung hervor, die macht, daß man nicht mehr weiß, was Hiſtorie und was Dichtung an der Erzählung iſt. Ueberhaupt aber hat dieſer Roman bei allen Mängeln der Anlage und Charakterzeichnung und manchen Verſtößen gegen die Zeit, die er darſtellen will, doch ſo große Schönheiten im Einzelnen, es iſt der Keim zu ſo vielem Guten darin, daß dieſes Werk zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigte, und wir in einem zweiten Romane dieſer Art gewiß ſchon etwas Vollkommenes erhalten haben würden, zumal da er in dieſer zweiten Arbeit (über deren Entwurf er geſtorben iſt), wo er den Schauplatz ſeiner Mähren im Tyrol und deſſen neueſter Heldengeſchichte aufſchlagen wollte, ſich immer mehr von dem verführeriſchen Jargon der höheren geſelligen Welt zu entfernen und bei Volkscharakteren und kräftigen Naturen in die Lehre zu gehen entſchloſſen war.

Zu rühmen iſt auch, daß Hauff immer wieder zu ſeinen Märchen zurückkehrte, und ſo mitten unter jenen vom Publikum ſo günſtig aufgenommenen Darſtellungen des geſelligen Lebens ſich zu den Gebilden einer freieren Phantaſie zurückſehnte. Als Früchte dieſer Sehnſucht ſind die beiden ſpätern Jahrgänge der Märchenalmanachs zu betrachten.

Nach Vollendung seines Lichtensteins verließ Hauff seine bisherigen Verhältnisse. Der Ertrag seiner literarischen Arbeiten erlaubte ihm eine Reise ins Ausland.

Seine Liebenswürdigkeit erwarb ihm auf diesen Wanderungen allenthalben, besonders in Dresden, Berlin und den Hansestädten persönliche Freunde unter allen Klassen der Gesellschaft. Für die Poesie trugen seine Reisen, außer wenigem, was Fragment geblieben ist, und als solches von uns gegeben werden wird, nur eine zur vollen Reife gekommene Frucht, in den „Phantasien im Bremer Rathskeller," mit welchen er noch im Herbste 1827, wenige Wochen vor seinem Tode, „Freunden des Weins" ein Geschenk machte, und welche sich, was Erfindung und Darstellung betrifft, unstreitig dem besten anreihen, was aus seiner Feder geflossen ist.

In das Vaterland zurückgekehrt, übernahm Hauff die Redaction des Morgenblatts, und verheirathete sich im Februar des Jahres 1827 mit einer Cousine seines Namens, dem Gegenstande längst gehegter Jugendneigung. Seine Freunde erzählen heitere Geschichten von dem Bestreben des jungen Mannes, diese Liebe, die den Verhältnissen gemäß den allergeradesten Gang hätte nehmen müssen, ins Gebiet des Phantastischen und selbst der Intrigue hinüber zu ziehen, so sehr war ihm Romanenverwicklung auch im täglichen Leben Bedürfniß, und er suchte das Bäschen, zu dessen Herzen und Hand ihm der Weg offen stand, heimlich wie ein Spartaner zu erobern. Dieser Bund schien übrigens sein Lebensglück dauerhaft zu begründen, und noch in demselben Jahre schenkte ihm

ſeine Frau eine Tochter. Aber die Freude fand ihn ſchon durch Unpäßlichkeit gedrückt. Trotz dieſer that er noch am Kranken- und Sterbebette eines durch einen Sturz verunglückten theuren Freundes angeſtrengte Dienſte. Endlich beſchlich ein tückiſches Nervenfieber den Widerſtrebenden, der gewaltſam zur gewohnten und ihm ſo lieben Arbeit zurückkehren wollte. Wenige Stunden, erzählt uns ſein Bruder, bevor das Fieber ſeine Sinne in wilden Taumel riß, belebte die Freude zum lezten Male ſeine Züge bei der Kunde von der Seeſchlacht bei Navarin; das Ereigniß, das ſo viele Dichter zu politiſch-poetiſchen Erzeugniſſen begeiſterte, konnte er nicht mehr beſingen, er konnte ſich nur darüber freuen, er nahm die Freude hinüber in des Fiebers Wahnſinn, und es war rührend, zu hören, wie er, ſich für den Schlachtboten nach Jenſeits haltend, mehr als einmal rief: „Laßt mich, ich muß hin, ich muß es Müller ſagen!“ denn kaum vor zwei Monaten hatte er in Stuttgart den Sänger der Griechenlieder perſönlich kennen gelernt, und ſeit wenigen Wochen ſeinen jähen Tod betrauert.

Wilhelm Hauff entſchlief ſanft, indem er Gott „ſeinen unſterblichen Geiſt“ empfahl, am 18. Nov. 1827. Die Theilnahme an ſeinem frühen Tode war allgemein, und ſie ſprach ſich in Stuttgart durch eine ſehr zahlreiche Begleitung zum Grabe laut und rührend aus. Seine Mitarbeiter in der Poeſie wetteiferten, ihn mit ihrem Nachrufe zu feiern. Carl Grüneiſen, ſein Vetter und Jugendfreund, hielt eine Rede in der Kirche, der Verfaſſer dieſes Lebensabriſſes ſprach einige Strophen am Grabe und Ludwig Uhland griff einen edeln Akkord

auf ſeiner lange verſtummten Leier. * Die ſämmtlichen Freunde beſorgten durch den Bildhauer Wagner, einen ausgezeichneten Künſtler, Danneckers Schüler, die Büſte des Verewigten, die in jeder Hinſicht gelungen zu nennen iſt.

---

* Gedichte und Rede finden ſich auf den nächſtfolgenden Blättern.

Rede

nach Wilhelm Hauffs Beerdigung

(am 21ſten November 1827)

geſprochen

von

Hofkaplan Grüneisen.

Wir haben ſie vollbracht, die letzte und ſchwerſte Pflicht, die wir dem Bruder und Freunde ſchuldig waren. Noch ſträubt ſich unſer Gefühl vor dem Gedanken, daß es wahr ſey, was wir geſehen; und die Liebe, die ſeines heitern Lebens Fülle anſchauend mitgenoß, kann ſich noch immer nicht in den bittern Glauben finden, daß wir ihn verloren, daß er draußen liegt bei ſeinen und unſern Todten.

Zwei Mütter weinen um ihren Sohn, Bruder und Schweſter um ihren Liebling; und, die vor wenigen Tagen erſt ihm den ſüßen Vaternamen geſchenkt, die Mutter ſeines Kindes blickt thränenlos zu dem Unerforſchlichen empor, der ſeinen Frieden in das erſchütterte Herz ihr ſenken wolle! Uns aber, ſeiner Jugend Genoſſen und Freunde, ſoll bei der Rückkehr von dem Grabe des Theuren, unter den Gedanken des Todes, unter den Gefühlen der Trennung das Bild ſeines Lebens zurückkehren. Die lieblichen Züge und klaren Farben ſeiner kurzen und deshalb nur um ſo geliebteren Erſcheinung ſollen in friſcher Kraft vor unſerm Geiſte ſich bewegen. Indem wir ſie feſthalten, wird ſich an dieſen Bildern unſer Glaube beleben und ſtärken, daß er uns nur entſchwunden, nicht verloren ſey; und in ſolcher Betrachtung wird uns die

Stunde ſeines Todes der freundliche Schlüſſel werden, um die Bedeutung ſeines kurzen Lebens und ſchönen, reichen Wirkens zu errathen.

Wenn wir uns um den erſten Eindruck befragen, welchen bei jeder neuen Berührung der Heimgegangene auf uns hervorgebracht, welchen, ein Spiegel ſeines inneren Lebens, ſeine Schriften in jedem erzeugen müſſen; iſt es da nicht ſeine Heiterkeit, ſein reger Lebensmuth, die Würze alles Daſeyns und Genuſſes, die muntere Laune, die jeder Erſcheinung, jedem Ereigniß die frohere Seite abgewann, und überall bei argloſen Herzen Anklang ſuchte und fand; der friſche Sinn, womit er Natur und Leben erfaßte, Natur und Leben wiedergab? In dieſem heitern Geiſte aber ruhte ein ſinnendes Gemüth, ohne welches er ſich ſelbſt und uns verflüchtigt worden wäre, aufmerkſamen Auges auf die Geſtalten ſeiner Umgebungen, wie auf die Regungen der eigenen Bruſt; ein ſinnendes Gemüth, welches in Blumen und Menſchenaugen, in Thaten und Worten den hohen Sinn, die zarten Keime, die redliche Abſicht, wie den ſchlimmen Willen, die unreine Neigung, den verſteckten Frevel las; welches mit der gewohnten Lebendigkeit in Blick und Rede das Edle, Reine, Göttliche zu preiſen, zumal die heiligen Triebe ſeines Innern zu entfalten, aber auch mit ſchnellem treffendem Witz das Verkehrte zu tadeln, das Gemeine und Giftige mit ernſter Rüge zu züchtigen verſtand. Sein Witz floß aus einem edeln Herzen, ſein Zorn ſprühte von einer für das Wahre, Schöne und Rechte begeiſterten Zunge. Nie hat ſein Spott das Heilige dort oben berührt, nie des Herzens reine Gefühle, nie des Lebens zärtere

Verhältniſſe befleckt. Denn Wohlwollen und Güte bezeichnen jeden ſeiner Schritte. Wer unter uns iſt von ihm gegangen und hätte ſich dieſer Güte nicht erfreut? Wer iſt ſeinem Leben näher geſtanden und hat ſich von der Liebe nicht überzeugen müſſen, welche, von einem tugendhaften Vater auf den frühe Verwaiſeten übergegangen, unter der aufopfernden Pflege einer raſtlos ſorgenden Mutter genährt, auf alle Kreiſe ſeines Umgangs, auf alle Beziehungen ſeiner Thätigkeit ſich erſtreckte? Uns Allen und ſo Vielen nahe und ferne, denen er Freund geweſen im ſchönſten Sinne des Wortes, unvergeßlich wird uns bleiben das treue, brüderliche Herz, das mit offener Liebe den Genoſſen einſt erklärte, ſein innerſtes Geſetz, ſein ganzes Weſen fordere, daß es ſich anſchließe, wo es Frohſinn, Heiterkeit und Herzlichkeit finde; das die Tage der Jugend und vornehmlich des akademiſchen Lebens mit voller Hingebung an reine Geſelligkeit zubrachte; das ſeine Begeiſterung für die Wiſſenſchaft, ſeine Liebe zur Kunſt an die heiligen Bande der Freundſchaft knüpfte, und in der Freundſchaft nur dann Genüge fand, wenn es ſich ganz, ohne Rückhalt, mit allen den kleinſten und größten Wünſchen, welche ſich in ihm bewegten, ja ſelbſt mit all' den Mängeln, das es an ſich ſelbſt entdecken und belächeln zu müſſen glaubte, aufſchloß. Ungeſchwächt wird des Gatten Bild vor der Seele des liebenden Weibes ſtehen, deren Liebe ſein reines Jünglingsherz entflammte, nach deren frühem Beſitz er ſo ſehnend rang, für die er einen ſo freundlichen Heerd erbaut, und deren Leben er mit Geſangesgaben ſo reich geſchmückt und geehrt hatte! An jedem künftigen Morgen wird unter Thränen ſeine

Mutter, durch deren Bruſt ſo manches Schwert ſchon gedrungen iſt, die zarte Anhänglichkeit und das kindliche Vertrauen ſegnen, womit ſie der Sohn immerdar, am glühendſten in ſeiner letzten Stunde, umſchlang.

Mit dieſem heitern Weſen, dieſem ſinnigen Geiſte, dieſer offenen, treuen Liebe trat er der Welt entgegen, und ſein Leben ward glücklich, weil er mit glücklichem Sinn es nahm und bildete. O Wonnezeit voll holder Träume! rief er jüngſt beim Rückblick auf das Morgenroth ſeiner Kindheit. * Eine Wonnezeit, ein Frühlingsmorgen war ſein ganzes Daſeyn auf der Erde. Innige Sorge der Mutter und der Geſchwiſter; reiche Liebe der Braut und Gattin; Beſitz wackerer Genoſſen, treuer Freunde; Achtung aller Umgebungen, und für die Schöpfungen ſeines Geiſtes ein Beifall, der ſeine beſcheidenen Wünſche weit übertraf und ſeine Kraft zu neuen Anſtrengungen reizte; ein Beifall, wie er ſelten einem der aufſtrebenden Jünger der Kunſt zu Theil geworden iſt; die Befreundung mit den ausgezeichnetſten Geiſtern Deutſchlands, die er zum Theil unter ihrem Dache aufgeſucht, zum Theil an ſeinem Heerde aufgenommen; der Eintritt in einen ſeinen Neigungen und ſeiner wiſſenſchaftlichen Richtung ſo ganz entſprechenden Wirkungskreis, und die ſchönſten Hoffnungen häuslichen Glücks und einer ehrenvollen Laufbahn unter ſeinen Zeitgenoſſen; dies Alles war ihm aufgeblüht; mitten aus dieſem Garten ſeiner Freuden und Genüſſe, von dieſer Wiege großer Ahnungen und Entwürfe hat ihn der Tod hinweg

* Phantaſien S. 34.

genommen. Die heitere Lebensflamme iſt erloſchen. Vor wenigen Wochen hat er an dem Grabe eines Freundes geweint; drauf den andern zur Ruhe getragen, nicht ahnend, daß er ſich ſelbſt ſein Bett beſtelle, daß zu dem Kranz der Ehre nun bald der Todtenkranz um die bleiche Stirne ſich winden werde.

Freunde! ſollte dieſes Leben voll Anmuth und Liebe todt, ſollte mit den lieben blauen Augen ſeines Antlitzes auch das Auge ſeines Geiſtes geſchloſſen ſeyn? Ihr habt es gehört, wie er, der Worte des Erlöſers eingedenk, in ſeines Vaters Hände ſeinen unſterblichen Geiſt befahl, wie ſeine Seele in den letzten Stunden ſeines Verweilens unter uns ſchon einer höheren Welt angehörte, und mit dem demüthigen Gefühle, daß er Menſch geweſen, vor das Gericht der ewigen Liebe ſich ſtellte! Ihr dürft den Glauben, der die Bruſt des Sterbenden über den Kampf der Trennung emporhob, nicht von Euch weiſen, wenn jemals Euer Geiſt dem ſeinigen ſich befreundet anſchloß. In ſeinem Tode müſſet Ihr mit heiligen Zügen die Wahrheit geſchrieben leſen, daß es keinen Tod gibt, und daß, wenn es einen Tod gäbe, Glaube und Liebe ihn überwinden!

Ja! wir müſſen dieſem Tode, der ſo überraſchend hereinbrach und unſere Gemüther erſchütterte, nicht nur ſeine drohende Außenſeite nehmen, ſondern auch die höhere Bedeutung deſſelben aufſuchen; wir müſſen, indem wir durch ihn das Leben des Entſchwundenen zu enträthſeln beginnen, in die Führungen des geheimnißvollen Geiſtes, der die Geſchicke des Daſeyns alle väterlich ordnet, mit chriſtlich weiſer Ergebung uns fügen lernen.

War es nicht, als ob der Theure die Kürze ſeines Bleibens unter uns voraus empfunden hätte, da er ſo ſchnell und ſo mit ganzer Seele die Freuden des Lebens hinnahm? als ob er mit einem vollen Zuge den Becher des harmloſen Genuſſes leeren wollte? als ob er auf der kleinen Strecke ſeiner Lebensbahn eine größere Liebe empfangen und ſchenken müßte, als andere nach mühſamer Reiſe durch die Welt ſich deren rühmen dürfen? als ob es ihm Bedürfniß wäre, deßhalb ſo frühe die Geliebte heimzuführen, im Kreiſe der Freunde goldene Feierſtunden hinzubringen, mit jener überall bewunderten Thätigkeit und Vielſeitigkeit dem Zuge ſeiner Kunſt zu folgen, mit jugendlichem Feuer den verderbten Geſchmack der Zeit in die Schranken zu rufen, hier für das Panier wahrer Kunſt und ſittlicher Würde zu ſtreiten und ſeinem Namen einen gewichtigen Klang auf deutſchen Lippen zu geben? War es nicht, als ob er im Gefühl des nahen Scheidens in den Kreis weniger Stunden und Tage den Werth und das Glück eines ganzen, langen Menſchenlebens zu feſſeln ſuchte? Es iſt ihm geworden; ſein Leben iſt der ſchönſten Gedichte eines, die er uns geſungen. Es ward ihm geſchenkt mit allen ſeinen Bildern und Träumen, Genüſſen und Wonnen von der ewigen Liebe! Es mußte, wenn es dieſe ungetrübte Klarheit vor unſern Blicken, dieſen vollen Werth für ihn ſelbſt behalten ſollte, ſchnell vorübergehen, nach dem Geſetze der Natur, wornach die ſeltenſten und ſchönſten Blumen die Erſcheinung nur weniger Stunden ſind. Es mußte bewahrt werden das Herz, das noch keine Wunde gefühlt, der heitere Muth, den noch kein Sturm gebrochen hatte. Wir danken dir,

heiliger Gott, für dieſes Leben unſers Freundes. Wir ahnen und preiſen deinen Rathſchluß bei ſeinem Tode. Droben im Vaterlande der Geiſter, über die Gegenſätze dieſes irdiſchen Lebens erhaben, dem höchſten und ewigen Berufe hingegeben, lebt er und ſieht lächelnd herab auf unſere Liebe, und du trockneſt durch ſtilles Andenken an ihn die Thränen derer, die ſeinem Herzen die nächſten ſind, und läſſeſt über der dunkeln Gegenwart die Wolken ſich zertheilen und gibſt deinen Frieden der Wittwe, die, den verwaiſeten Liebling an ihr banges Herz drückend, von dir allein, der du die Liebe biſt und alles Lebens Quelle, ihren Troſt erfleht!

Laßt uns denn hingehen mit einer ſtillen Trauer, mit einer Ergebung, ſeiner Liebe und unſeres Glaubens werth! Und ſo oft wir künftig des Freundes gedenken, ſo oft an ſeinem Hügel die Sehnſucht nach ſeinem theuren Anblick ſich heftiger in uns regt, laßt uns die Worte, die er ſelbſt * am Grabe ſeines Vaters uns vorſprach, nie vergeſſen:

Sey ruhig! Auch er ſchlummert nur ein Weilchen! Amen.

---

* Phantaſien S. 35.

Gedichte

zu

Wilhelm Hauffs Andenken.

I.

Im Namen der Freunde

gedichtet

und

am Grabe geſprochen

von

G. Schwab.

O heller Tage dunkles Ende, Tod!
Den Schleier wirfſt du über viel Geſtalten,
Die reich an Leben und von Jugend roth
Vor dieſem Auge, das du ſchloſſeſt, walten;
Ach! was die Welt im Keim von Bildern bot,
Das wußt' es ſchnell und glänzend zu entfalten,
Das wandelt noch vor unſern Blicken her,
Nur, der es ſchuf, der ſchauet es nicht mehr.

Aus Luſt und Laune mußt' Er bald heraus,
Und kurze Friſt ward ihm zum Ernſt gegeben;
Die Liebe führt ihn in des Freundes Haus,
Dem jäher Sturz zerſchmetterte das Leben,
Da ward vertraut Er mit des Grabes Graus
Und neue Bilder ſah Er um ſich ſchweben;
Den Blick verſenkt' er in den ſchwarzen Schlund:
„Laßt mich zum Freunde!“ ſprach ſein kranker Mund

Und Weib und Kind und Ruhm — beſcheeret kaum —
Schon ſchwand's vor Ihm, und immer ward er ſtummer;
Vom Traum des Dichters ging's in Fiebertraum,
Vom bunten Fiebertraum in tiefen Schlummer,
Und ſo, im Schlummer, in den engen Raum
In den er ſinkt zu ſeiner Freunde Kummer;
Uns bleibt von ſeines Hauptes Jugendglanz,
Nichts als der frühe, grüne Lorbeerkranz.

Doch weinet ihr um den entflohnen Geiſt
In hoffnungsloſer Trauer nicht, ihr Lieben!
Uns iſt, was uns der Wahrheit Wort verheißt,
Mit Flammenſchrift in unſre Bruſt geſchrieben:
Die Kraft, die ſchöpferiſch den Schöpfer preist,
Die denkt und dichtet, ſie kann nicht verſtieben;
Sie ſchwindet nicht hinüber in das Nichts,
Sie ſchaffet droben in dem Reich des Lichts.

II.

Auf
Wilhelm Hauffs
frühes Hinſcheiden.

Von

Ludwig Uhland.

Dem jungen, friſchen, farbenhellen Leben,
Dem reichen Frühling, dem kein Herbſt gegeben,
Ihm laſſet uns zum Todtenopfer zollen
Den abgeknickten Zweig — den blüthenvollen!

Noch eben war von dieſes Frühlings Scheine
Das Vaterland beglänzt. — Auf ſchroffem Steine,
Dem man die Burg gebrochen, hob ſich neu
Ein Wolkenſchloß, ein zauberhaft Gebäu.
Doch in der Höhle, wo die ſtille Kraft
Des Erdgeiſt's — räthſelhafte Formen ſchafft:
Am Fackellicht der Phantaſie entfaltet,
Sahn wir zu Heldenbildern ſie geſtaltet;
Und jeder Hall, in Spalt und Kluft verſteckt,
Ward zum beſeelten Menſchenwort erweckt.

Mit Heldenfahrten und mit Feſtestänzen,
Mit Satyrlarven und mit Blumenkränzen
Umkleidete das Alterthum den Sarg,
Der heiter die verglühte Aſche barg:
So hat auch Er, dem unſre Thräne thaut,
Aus Lebensbildern ſich den Sarg erbaut.

Die Aſche ruht — der Geiſt entfleugt auf Bahnen
Des Lebens, deſſen Fülle wir nur ahnen,
Wo auch die Kunſt ihr himmliſch Ziel erreicht
Und vor dem Urbild jedes Bild erbleicht.

Wilhelm Hauffs Gedichte.

Inhalt.

Der Schweſter Traum. 1827 . . . . . .
Mutterliebe. 1821 . . . . . .
An die Freiheit. 1822 . . . . . .
Zur Feier des 18. Junius 1822—24 . . . . .
Turnerluſt. 1823 . . . . . .
Burſchenthum. 1823 . . . . . .
Trinklied. 1824 . . . . . .
Reiters Morgengeſang. 1824 . . . . .
Soldatenmuth. 1824 . . . . . .
Prinz Wilhelm. 1824 . . . . . .
Soldatentreue. 1824 . . . . . .
Soldatenliebe. 1824 . . . . . .
Hans Huttens Ende . . . . . .
Entſchuldigung . . . . . .
Jeſuitenbeichte. 1826 . . . . . .
Regel für Kranke . . . . . .
Schriftſteller . . . . . .
Lehre aus Erfahrung . . . . . .
Amor der Räuber. 1822 . . . . . .
Logogryph. 1827 . . . . . .
Räthſel. 1827 . . . . . .
Charade. 1827 . . . . . .
Stille Liebe. 1824 . . . . . .
Troſt. 1824 . . . . . .
Sehnſucht. 1824 . . . . . .
Ihr Auge. 1824 . . . . . .
Serenade. 1824 . . . . . .
Die Freundinnen an der Freundin Hochzeittage .
An Emilie . . . . . .
Der Kranke. 1820 . . . . . .
Grabgeſang. 1826 . . . . . .
Aus dem Stammbuch eines Freundes. 1824 . .

Der Schwester Traum.

Sie ſchläft. — Es iſt die letzte Nacht des Jahres,
Und wenn die Morgenglocken wieder tönen,
Grüßt eine neue Zeit das holde Kind.

Man ſagt, in dieſer letzten Mitternacht
Entſteigen ihren Gräbern manche Schatten,
Die Seelen ſchweben von dem Himmel nieder,
Die Heimath und die Freunde zu beſuchen.
Auch ſie gedachte dieſer alten Sage,
Als ſie im ſtillen, einſamen Gemach
Die Ruhe ſuchte, und den ſchönen Augen
Entſtrömten Thränen. Doch nicht kind'ſche Angſt
Vor der geheimnißvollen Wiederkehr
Geſchied'ner Geiſter trübte ihre Blicke;
Nein, die Erinn'rung an geliebte Schatten,
Die Wehmuth um ſo manches theure Grab
Senkte ſich nieder in die ſtille Seele;
Sie hat für ſie gebetet und geweint.

Sie ſchlummert, und es nahen die Verlornen,
Die ſchönen Todten, ihrem ſtillen Lager,
Die Schweſtern ihrer Jugend ſtehen auf
Von einer Welt, wo keine Blüthe ſtirbt.

Erkennſt Du ſie? Du ſiehſt ſie nimmer wieder
Als blühende, als irdiſche Geſtalten;
Nicht, wie ſie Blumen pflückten, Kränze banden,
Nicht, wie ſie um den trauten Winterheerd
Die ſchaurig ſchönen Märchen Dir erzählten,
Nicht, wie Du ihnen unter Luſt und Scherz
Zum Maientag die ſchönen Haare flochteſt —
Dies Alles blieb in ihrem frühen Grab.
Sie nahen Dir mit geiſterhaftem Schimmer,
Umſtrahlt von heil'gem, überird'ſchem Glanz.
Doch, ſind die Blüthenkränze abgeſtreift,
Iſt ihrer Jugend Schmuck im Sarg zerfallen,
Sie bringen doch die alte Liebe mit,
Und ſanfter als in ihrer Erdenſchöne,
Und weich und zärtlich wie der Lampe Licht,
Das Deine milden Züge ſtill umſchwebt,
Sind ſie genaht, und deinem geiſt'gen Blick
Begegnen grüßend ihre lichten Augen,
Von Strahlen der Unſterblichkeit gefüllt.

Sie ſegnen Dich; von ihren heil'gen Lippen
Ertönt es wie der Aeolsharfe Ton,
Wenn lieblich flüſternd durch die feinen Saiten
Der Hauch des Abends weht: „Geliebte Schweſter,
Wir denken Deiner, und wir ſind Dir nah',
Und ſegnend ſchweben wir um Deine Tritte,
So oft dein Aug' im ſchönen Morgenroth,
Im heitern Blau des Mittags ſich ergeht,
Trifft uns dein Blick; ſiehſt du den Wölkchen nach,
Die in dem Meer der Abendröthe ſegeln,
Dort ſchiffen wir; und auf des Mondes Strahl,
Der mild und freundlich in dein Fenſter fällt,
Entſchweben wir von deinem ſtillen Lager
Mit deinen Thränen nach den ſel'gen Höhn."

So flüſtern ſie und neigen ſich herab,
Die Stirn der theuern Schlafenden zu küſſen
Und dann beflügelt, eh' ſie ſchnell erwacht,
Eh' ihre Augen die Erſcheinung haſchen,
Im milden Strahl des Mondes aufzuſchweben
Nach ſel'gen Höhn. Ja dort, wo anders fände
Die Schweſterliebe ihre ew'ge Heimath?
So ſtürmiſch nicht, nicht ſo voll hoher Worte,
Wie Bruderliebe, doch nicht minder tief,
Gleicht ſie dem Bergſee, der in heil'ger Stille
Den Himmel und die friedlichen Geſtade
Getreuer wiederſpiegelt als der Bergſtrom,
Der Bild und Ufer in ſein Bett begräbt.

Ja, tief und ſelig iſt die Schweſterliebe,
Und zarter, rührender erſcheint ſie kaum,
Als wenn ſie über Gräbern noch ſich findet,
Und Todte leben in der Schweſter Traum.

Mutterliebe.

Mutterliebe!
Allerheiligſtes der Liebe!
Ach! die Erdenſprache iſt ſo arm,
O! vernähm' ich jener Engel Chöre,
Hört ich ihrer Töne heilig Klingen,
Worte der Begeiſt'rung wollt ich ſingen:
„Heilig, heilig iſt die Mutterliebe!“

Wie die Sonne geht ſie lieblich auf,
Blickt herab den Blick voll ſüßen Frieden,
Lächelt freundlich ihrer jungen Blüthen —
Und die Pflanze ſproßt zum Licht hinauf.
Rauhe Stürme ziehen durch die Flur,
Und die junge Pflanze bebet,
Doch die Sonne blickt durch die Natur,
Und die junge Pflanze lebet,
Neu erwärmt von ihrem Blick, und ſtrebet
Höher noch zu ihrer Sonne auf.

Mutterliebe! du, du biſt die Sonne!
O wie leuchteſt du der Blüthe doch ſo warm!
O wie heilig iſt die Mutterwonne,
Wenn das Kind umſchlingt der Treue Arm!
So am Abend, ſo am Morgen,
Nie ermattet ſie,
Wacht in Freuden, wacht in Sorgen
Spät und früh;
Sie begießt mit Mutterthränen
Ihrer Augen Luſt,
Wärmet ſie mit ſtillem Sehnen
An der treuen Bruſt.

Süße Hoffnung ſchwellt die Mutterbruſt,
Daß die Blüthe werd' zur Knoſpe keimen,
Früchte ſieht ſie in den ſüßen Träumen —
Heil'ge, reine Mutterliebe,
Daß ſich nie dein ſtiller Himmel trübe!

Mutterliebe!
Allerheiligſtes der Liebe!
Dir ertönten jener Engel Chöre;
Als der Herr zur Erde niederſtieg,
Wollt' er an der Mutterlieb' erwarmen
Und erwachte in der Mutter Armen.

Sinket nieder,
Schweſtern, Brüder,
Fleht zu dem, der Mutterlieb' gekannt,
Der ſie ſchuf, ſein reinſtes Seelenband,
Fleht mit uns, ihr Geſpielen unſrer Lieben,
Tragt es aufwärts unſer kindlich Fleh'n,
Tragt's hinauf zu jenen Sternenhöh'n,
Werft euch nieder vor des Vaters Thron,
Fallet nieder vor der Mutter Sohn,
Daß auf uns er ſeine Gnade ſenke
Und den ſüßen Troſt uns immer ſchenke —
Das ſegensvolle Heiligthum der Liebe,
Der Mutterliebe!

An die Freiheit.

Was mir ſo leiſe einſt die Bruſt durchbebte,
Als ich zuerſt zum Jüngling war erwacht,
Was ſich ſo hold in meine Träume webte,
Ein lieblich Bild aus mancher Frühlingsnacht;
Und was am Morgen klar noch in mir lebte,
Was dann, zur lichten Flamme angefacht,
Mit kühner Ahnung meine Seele füllte —
Es wären nur der Täuſchung Luftgebilde?

Was ich geſchaut im großen Buch der Zeiten,
Wenn ich der Völker Schickſal überlas,
Was ich erkannt, wenn ich die Sternenweiten
Der Schöpfung mit dem trunk'nen Auge maß,
Was ich gefühlt bei meines Volkes Leiden,
Wenn ſinnend ich am ſtillen Hügel ſaß —
Ich fühle es an meines Herzens Glühen,
Es war kein Traumbild eitler Phantaſien!

Du, ſtille Nacht, und du, o meine Laute!
Nur euch, ihr Trauten, hab' ich es geſagt;
Ertönt's noch einmal, was ich euch vertraute,
Erzählt's dem Abendhauch, was ich geklagt,
O ſagt's ihm, was ich fühlte, was ich ſchaute,
Und was mein ahnend Herz zu hoffen wagt;
O Freiheit, Freiheit! dich hab ich geſungen,
Und meiner Ahnung Lied hat dir geklungen!

Die müde Sonne iſt hinab gegangen,
Der Abendſchein am Horizont zerrinnt,
Doch du, o Freiheit, ſpielſt um meine Wangen,
Stiegſt du hernieder mit dem Abendwind?

Nach dir, nach dir ringt heißer mein Verlangen,
Ich fühl's, du ſchwebſt um mich ſo mild, ſo lind —
O weile hier, wirf ab die Adlerflügel!
Du ſchweigſt? du meideſt ewig Deutſchlands Hügel?

Wohl lange iſt's, ſeit du ſo gerne wohnteſt
Bei unſern Ahnen in dem düſtern Hain;
Dünkt dir, wie gern du auf den Bergen thronteſt
Vom eiſ'gen Belt bis an den alten Rhein?
Mit Eichenkränzen deine Söhne lohnteſt?
Das ſchöne Land ſoll ganz vergeſſen ſeyn?
Noch denkſt du ſein; es wird dich wiederſehen,
Wird auch dein Geiſt dann längſt mein Grab umwehen.

Zur Feier des 18. Junius.

I.

Seyd mir gegrüßt im grünen Lindenhain,
Seyd mir gegrüßt, ihr meine deutſchen Brüder;
Auf! ſammelt euch in feſtlich frohen Reih'n,
Stimmt fröhlich an des Sieges Jubellieder,
Daß heut der ſtolze Adler niederſank,
Daß ſich mein Volk einlöste mit dem Schwerte
Sein Heldenthum, der Freiheit Ruhm, die deutſche Erde,
Trags zu den Wolken, donnernder Geſang!

Trübt auch die Wolke unſers Feſtes Glanz,
Sind auch zerſchlagen ſchon des Siegs Altäre,
Die jüngſt noch, in dem jungen Siegerkranz,
Der Deutſche weihte ſeines Volkes Ehre;
Mög' Argliſt auch und Trug mit finſt'rem Bann
Dem Siegervolke noch die Zunge binden,
Begeiſterung, des Jünglings Dank ſoll's laut verkünden:
„Wer dort gekämpft, fiel nicht für einen Wahn!“

Denn auferſtehen ſoll ein neu Geſchlecht,
Wir fühlen Kraft in uns, uns dran zu wagen,
Zu kämpfen für die Wahrheit und das Recht,
Um deutſch zu ſeyn, wie in der Vorzeit Tagen!
Ein hoher Sinn ſtieg auf aus blut'gem Streit,
Es kehrt der bied're Geiſt der Väter wieder,
Und ſtolzer ſteh'n, in deutſcher Kraft und frei, o Brüder,
Wir auf den Trümmern der vergang'nen Zeit.

Drum tretet muthig in die Kämpferbahn,
Noch gilt es ja, das Ziel uns zu erringen!
Für's liebe Vaterland hinan! hinan!
Doch nur von Innen kann das Werk gelingen,
Und nicht durch Völkerzwist, durch Waffenruhm,
Nein, unſer Weg geht durch Minerva's Hallen;
Laßt uns vereint zum Ideal, zum Höchſten wallen,
Erſchaffen uns ein echtes Bürgerthum!

Ja, ſo erſteht ein freies Vaterland,
O Bruderbund, dies haſt du dir erkoren!
Hebt in die Lüfte auf die treue Hand,
Dem Vaterlande ſey es feſt geſchworen!
O ſchöne Saat; der junge Stamm erblüht,
Und ſchützend ragt er auf wie Deutſchlands Eichen,
Blüh', ſchöner Stamm, die Sonne kommt, die Schatten weichen,
Und fern dahin die dunkle Wolke zieht.

II.

1823.

Ferne in der fremden Erde
Ruhet ihr bei euerm Schwerte
In des Todes ſichrer Hut:
Heil'ger Frieden
Lohnt euch Müden
Nach des Tages heißer Glut.

Frankreichs Adler ſaht ihr fallen,
Hörtet Siegesdonner ſchallen,
Als der Tod das Auge brach:
Heil euch Lieben,
Träumet drüben
Von der Freiheit goldnem Tag.

Selig preiſ' ich eure Looſe
In der Erde kühlem Schooße.
Ach, ihr ſaht der Freiheit Licht,
Saht ſie ſteigen
Ueber Leichen —
Doch ſie ſinken ſaht ihr nicht.

Fern von eurem Siegesthale
Denken wir beim Todesmahle
Innig eurer Siegerſchaar,
Und wir gießen,
Euch zu grüßen,
Thränen auf den Feſtaltar.

III.

1824.

So nahſt du wieder, holde Siegesfeier,
Die unſre Bruſt mit ſüßen Träumen füllt,
Die mit der Freude dichtgewebtem Schleier
Das trübe Bild der Gegenwart verhüllt;
Du nahſt — und alle Herzen ſchlagen freier,
Geſang und Jubel tönet durchs Gefild,
Und meiner Brüder frohe Blicke ſagen:
„Es war mein Volk, das dieſe Schlacht geſchlagen!“

Es war mein Volk! und nicht die frohen Binden
Von Eichlaub ſollten ſchmücken das Gelag;
Wohl ſollten wir Zypreſſenkränze winden
Um mancher Hoffnung frühen Sarkophag;
Doch — den Gefallnen laßt uns Kränze winden,
Und einmal noch am frohen Siegestag,
Weil rings um uns des Sieges Früchte welken,
Laßt uns in der Erinnrung Träume ſchwelgen.

Drum grüß' ich dich, du Feld, wo ſie gefallen,
Wo froh ihr Aug' im Siegesdonner brach!
Drum grüß' ich euch in euern Wolkenhallen,
Ihr Tapfern, die ihr tilgtet unſre Schmach!
Euch, tapfern Sängern, euch, ihr Helden allen,
Euch tönen unſre Liebesgrüße nach,
Und euch, die ihr dem Auge ſchnell entſchwunden,
Der jungen Freiheit kurze Frühlingsſtunden!

Und hätte man den Denkſtein euch zerſchlagen
Und eure Kränze in den Staub gedrückt;
Die Blumen haben in des Frühlings Tagen
Der Helden Grab mit neuem Grün geſchmückt.
So keimt auch unſre Hoffnung unter Klagen;
Denn ob der Sturm ſie Blatt für Blatt zerpflückt,
Neu ſproßt ſie aus dem Hügel eurer Leichen,
Und Gott wird wachen über ihren Zweigen.

IV.

1824.

Wo Eine Glut die Herzen bindet,
Wo Aug' dem Auge nur verkündet,
Was Sehnſucht in dem Herzen ſpricht;
Wo, wenn der Sturm die Form zerſpaltet,
Die Gottheit in den Trümmern waltet,
Kennt man der Liebe Trennung nicht.

Heran, ihr Brüder! Nord und Süden,
Ob euch des Herrſchers Wink geſchieden,
Laßt uns Ein Volk von Brüdern ſeyn;
Schließt ja in Schönbunds weiten Auen
Von allen Strömen, allen Gauen
Ein Raſen unſre Brüder ein.

Er theilt mit dem Arm der Fluthen Gewalt,
Und aus den Wogen ſein Ruf noch ſchallt:
Hurrah! hurrah! hurrah!
Du fröhliche Turner-Luſt!

Er ſchwingt das Schwert in der ſtarken Hand,
Zum Kampfe ſtählt er den Arm;
O dürft er's ziehen für's Vaterland!
Es wallt das Herz ihm ſo warm.
Und ſollte ſie kommen, die herrliche Zeit,
Sie fände den tapfern Turner bereit!
Hurrah! hurrah; hurrah!
Wie ging's dann muthig in Feind!

So wirbt der Turner um Kraft und Muth
Mit Frühroths freundlichem Strahl,
Bis ſpät ſich ſenket der Sonne Gluth
Und Nacht ſich bettet im Thal;
Und klingt der Abendglocken-Klang,
Dann ziehn wir nach Haus mit fröhlichem Sang:
Hurrah! hurrah! hurrah!
Du fröhliche Turner-Luſt!

Das Burschenthum.

Wenn die Becher fröhlich kreiſen,
Wenn in vollen Sangesweiſen
Tönt ſo manches Helden Ruhm,
Ja, da muß man dich auch ſingen,
Muß auch dir die Becher ſchwingen,
Dir, du altes Burſchenthum!

Fragt Ihr, wo die Freiheit wohne?
Auf Europa's weiter Zone
Habt Ihr nimmer ſie geſehn;
Nur bei alter treuer Sitte,
In der Burſchen froher Mitte
Mag ihr Tempel noch beſteh'n.

Froh und frei, wie's unſre Alten
Einſt zu ihrer Zeit gehalten,
Leben wir, ſo lang es gilt;
Freuen uns mit leerer Taſche,
Wenn uns nur aus voller Flaſche
Klar der braune Nectar quillt.

Nicht in marmornen Trophäen
Kann die ſpäte Nachwelt ſehen,
Was wir Brüder hier gethan;
Doch zum Denkſtein unſern Siegen
Häufen wir aus leeren Krügen
Hohe Pyramiden an.

Er theilt mit dem Arm der Fluthen Gewalt,
Und aus den Wogen ſein Ruf noch ſchallt:
Hurrah! hurrah! hurrah!
Du fröhliche Turner-Luſt!

Er ſchwingt das Schwert in der ſtarken Hand,
Zum Kampfe ſtählt er den Arm;
O dürft er's ziehen für's Vaterland!
Es wallt das Herz ihm ſo warm.
Und ſollte ſie kommen, die herrliche Zeit,
Sie fände den tapfern Turner bereit!
Hurrah! hurrah; hurrah!
Wie ging's dann muthig in Feind!

So wirbt der Turner um Kraft und Muth
Mit Frühroths freundlichem Strahl,
Bis ſpät ſich ſenket der Sonne Gluth
Und Nacht ſich bettet im Thal;
Und klingt der Abendglocken-Klang,
Dann ziehn wir nach Haus mit fröhlichem Sang:
Hurrah! hurrah! hurrah!
Du fröhliche Turner-Luſt!

Das Burschenthum.

Wenn die Becher fröhlich kreiſen,
Wenn in vollen Sangesweiſen
Tönt ſo manches Helden Ruhm,
Ja, da muß man dich auch ſingen,
Muß auch dir die Becher ſchwingen,
Dir, du altes Burſchenthum!

Fragt Ihr, wo die Freiheit wohne?
Auf Europa's weiter Zone
Habt Ihr nimmer ſie geſehn;
Nur bei alter treuer Sitte,
In der Burſchen froher Mitte
Mag ihr Tempel noch beſteh'n.

Froh und frei, wie's unſre Alten
Einſt zu ihrer Zeit gehalten,
Leben wir, ſo lang es gilt;
Freuen uns mit leerer Taſche,
Wenn uns nur aus voller Flaſche
Klar der braune Nectar quillt.

Nicht in marmornen Trophäen
Kann die ſpäte Nachwelt ſehen,
Was wir Brüder hier gethan;
Doch zum Denkſtein unſern Siegen
Häufen wir aus leeren Krügen
Hohe Pyramiden an.

Mit dem Humpen in der Linken
Wollen wir Dein Wohlſeyn trinken,
Altes, frohes Burſchenthum;
Mit dem Hieber in der Rechten
Wollen wir Dich kühn verfechten,
Freies, tapfres Burſchenthum!

Trinklied.

Wer ſeines Leibes Alter zählet
Nach Nächten, die er froh durchwacht,
Wer, ob ihm auch der Thaler fehlet,
Sich um den Groſchen luſtig macht,
Der findet in uns ſeine Leute,
Der ſey uns brüderlich gegrüßt,
Weil ihn, wie uns, der Gott der Freude
In ſeine ſanften Arme ſchließt.

Wenn von dem Tanze ſanft gewieget,
Von Flötentönen ſanft berauſcht,
Fein Liebchen ſich im Arme ſchmieget,
Und Blick um Liebesblick ſich tauſcht;
Da haben wir im Flug genoſſen
Und ſchnell den Augenblick erhaſcht,
Und Herz an Herzen feſtgeſchloſſen
Der Lippen ſüßen Gruß genaſcht.

Den Wein kannſt Du mit Gold bezahlen,
Doch iſt ſein Feuer bald verraucht,
Wenn nicht der Gott in ſeine Strahlen,
In ſeine Geiſterglut Dich taucht;
Uns, die wir ſeine Hymnen ſingen,
Uns leuchtet ſeine Flamme vor,
Und auf der Töne freien Schwingen
Steigt unſer Geiſt zum Geiſt empor.

Drum, die ihr frohe Freundesworte
Zum würdigen Geſang erhebt,
Euch grüß' ich, wogende Akkorde,
Daß ihr zu uns hernieder ſchwebt!

Sie tauchen auf — ſie ſchweben nieder,
Im Vollton rauſchet der Geſang,
Und lieblich hallt in unſre Lieder
Der vollen Gläſer Feierklang.

So haben's immer wir gehalten
Und bleiben fürder auch dabei,
Und mag die Welt um uns veralten,
Wir bleiben ewig jung und neu.
Denn, wird einmal der Geiſt uns trübe,
Wir baden ihn im alten Wein,
Und ziehen mit Geſang und Liebe
In unſern Freudenhimmel ein.

Reiters Morgengesang.

Nach einem ſchwäbiſchen Volkslied.

Morgenroth,
Leuchteſt mir zum frühen Tod?
Bald wird die Trompete blaſen,
Dann muß ich mein Leben laſſen,
Ich und mancher Kamerad!

Kaum gedacht,
War der Luſt ein End gemacht.
Geſtern noch auf ſtolzen Roſſen,
Heute durch die Bruſt geſchoſſen,
Morgen in das kühle Grab!

Ach, wie bald
Schwindet Schönheit und Geſtalt!
Thuſt du ſtolz mit deinen Wangen,
Die mit Milch und Purpur prangen?
Ach, die Roſen welken all!

Darum ſtill,
Füg' ich mich, wie Gott es will.
Nun, ſo will ich wacker ſtreiten,
Und ſollt' ich den Tod erleiden,
Stirbt ein braver Reitersmann.

Soldatenmuth.

Soldatenmuth ſiegt überall,
Im Frieden und im Krieg,
Bei Flöten- und Kanonenſchall
Erkämpft er ſich den Sieg:
Sey's um ein Küßchen mit der Maid,
Sey's mit dem Feind um Blut,
Da iſt er ſchnell zum Kampf bereit,
Da ſiegt Soldatenmuth,
Hurrah!
Da ſiegt Soldatenmuth!

Wenn ſich der Tanz im Wirbel ſchwingt,
Und Aug' in Auge blickt,
Der Arm ſich um die Hüfte ſchlingt,
Und Hand in Hand ſich drückt,
Da iſt die Maid in kurzer Friſt
Dem ſchlanken Burſchen gut;
Wer lange fragt, hat nie geküßt,
Da ſiegt Soldatenmuth,
Hurrah!
Da ſiegt Soldatenmuth!

Und wenn am heißen Sommertag
Den Marſch die Hitze drückt,
Und wenn das raſche Roß erlag
Und müd zur Erd' ſich bückt,
Hat der Soldat ſich aufgerafft,
Er ſinget wohlgemuth,
Wirbt durch Geſang ſich neue Kraft;
So ſiegt Soldatenmuth,
Hurrah!
So ſiegt Soldatenmuth!

Und wenn im Thal die Banner weh'n,
Und Heer an Heer ſich ſchließt,
Und uns von den Batt'rienhöh'n
Kanonendonner grüßt:
Da reißt uns durch den Waffenplan
Des Kampfes wilde Glut,
Da mit dem Schwert, Mann gegen Mann,
Da ſiegt Soldatenmuth,
Hurrah!
Da ſiegt Soldatenmuth.

Und wenn mein Stündlein kommen ſollt',
So bin ich friſch zur Hand;
Ich ſterb ja nicht für eitles Gold,
Ich fall für's Vaterland.
Was ich geſollt, hab' ich gethan
Und hab's gelöst mit Blut:
So lebt, ſo ſtirbt für ſeine Fahn',
So ſiegt Soldatenmuth!
Hurrah!
So ſiegt Soldatenmuth!

Prinz Wilhelm.

Prinz Wilhelm, der edle Ritter,
Ritt hinaus ins Schlachtgewitter,
Ritt mit aus in blut'gen Strauß;
Denn als man die Trommel rührte
Und nach Frankreich abmarſchirte,
Blieb der Kronprinz nicht zu Haus.

Durch des Rheines wilde Wogen
Iſt er ſchnell hindurchgezogen,
Ziehet weiter ohne Ruh.
Auf die Feinde durch die Wälder,
Durch die eisbedeckten Felder,
Auf die Feinde eilt er zu.

Bei Brienne, im dunkeln Walde,
Unſer Jägerhorn erſchallte,
Unſ're Trommeln wirbeln drein;
In den Feind durch Sumpf und Graben
Stürmt der Prinz mit ſeinen Schwaben,
Daß der Sieg muß unſer ſeyn.

Und bei Monterau's blut'ger Brücken,
Als der Feind wollt ſchier erdrücken
Unſ're kleine treue Schaar,
Hat Er gegen Sturmsgewalten
Ritterlich den Paß gehalten,
Bis ſein Volk gerettet war.

An der Aube, am Marneſtrande,
An der Seine weitem Lande
Kennt man Wilhelm und ſein Schwert;
Epinal auf blut'gen Wegen,
Troyes' heißer Kugelregen
Haben ſeinen Stamm bewährt.

Ja, wo treue Schwaben ſtritten,
War auch in des Kampfes Mitten
Unſer Kronprinz ſtets dabei;
Ja, ſo ſtritt im Schlachtgewitter
Prinz Wilhelm, der edle Ritter,
Furchtlos, wie ſein Wort, und treu.

Schlaget ein, ihr Kameraden!
Wenn zum Krieg die Trommeln laden,
Strömen freudig wir herbei;
Denn als König zieht der Ritter
Nun voraus in's Schlachtgewitter,
Furchtlos, wie ſein Wort, und treu.

Soldatentreue.

Wohl dem, der geſchworen
Zur Fahne den Eid,
Der ſich zum Schmuck erkoren
Des Königs Waffenkleid!

Sey Treue verrathen,
Sey Ehre verbannt,
Doch geh'n mit dem Soldaten
Sie beide Hand in Hand.

Es grüßt ja zur Seite
Sein Säbel ihm zu
Und ruft ihm aus der Scheide:
„So treu wie Stahl ſeyſt du!“

Die Büchſe, ſie winket
So freundlich und rein;
So rein, als wie ſie blinket,
Soll ſeine Ehre ſeyn.

Das tönt ihm ſo ſüße,
Das ſchwellt ihm den Arm,
Das macht, wie Liebchens Küſſe,
Soldatenherz ſo warm!

Drum auf! es ertönen
Trompeten voll Muth!
In Vaterlandes Söhnen
Wallt treues Heldenblut!

Die Welt mag zerreißen
Die Schwüre wie Spreu;
Ich weiß ein Wort wie Eiſen,
Es heißt: Soldatentreu'.

Soldatenliebe.

Steh' ich in finſt'rer Mitternacht
So einſam auf der fernen Wacht,
So denk' ich an mein fernes Lieb,
Ob mir's auch treu und hold verblieb?

Als ich zur Fahne fort gemüßt,
Hat ſie ſo herzlich mich geküßt,
Mit Bändern meinen Hut geſchmückt
Und weinend mich ans Herz gedrückt!

Sie liebt mich noch, ſie iſt mir gut,
Drum bin ich froh und wohlgemuth;
Mein Herz ſchlägt warm in kalter Nacht,
Wenn es an's treue Lieb gedacht.

Jetzt bei der Lampe mildem Schein
Gehſt du wohl in dein Kämmerlein
Und ſchickſt dein Nachtgebet zum Herrn
Auch für den Liebſten in der Fern!

Doch, wenn du traurig biſt und weinſt,
Mich von Gefahr umrungen meinſt;
Sey ruhig, bin in Gottes Hut,
Er liebt ein treu Soldatenblut.

Die Glocke ſchlägt, bald naht die Rund'
Und löst mich ab zu dieſer Stund';
Schlaf wohl im ſtillen Kämmerlein
Und denk in deinen Träumen mein.

Hans Huttens Ende.

Laut rufet Herr Ulrich, der Herzog, und ſagt:
„Hans Hutten, reite mit auf die Jagd,
Im Schönbuch weiß ich ein Mutterſchwein,
Wir ſchießen es für die Liebſte mein.“

Und im Forſt ſich der Herzog zum Junker wandt':
„Hans Hutten, was flimmert an deiner Hand?“ —
„Herr Herzog, es iſt halt ein Ringelein,
Ich hab es von meiner Herzliebſten fein.“ —

„Herr Hans, du biſt ja ein ſtattlicher Mann,
Haſt gar auch ein güldenes Kettlein an.“ —
„Das hat mir mein herziger Schatz geſchenkt,
Zum Zeichen, daß ſie noch meiner gedenkt.“

Und der Herzog blicket ihn ſchrecklich an:
„So? das hat alles dein Schatz gethan!
Der Trauring iſt es von meinem Weib,
Das Kettlein hing ich ihr ſelbſt um den Leib.“

O Hutten! gib deinem Rappen den Sporn,
Schon rollet des Herzogs Auge im Zorn!
Flieh, Hutten! es iſt die höchſte Zeit,
Schon reißt er das blinkende Schwert aus der Scheid!

„Dein Schwert 'raus, Buhler, mich dürſtet ſehr,
Zu ſühnen mit Blut meines Bettes Ehr!“
Flugs, Junker, ein Stoßgebetlein ſprich,
Wenn Ulrich haut, haut er fürchterlich.

Es krachen die Rippen, es bricht das Herz;
Ruhig wiſchet Ulrich das blutige Erz,
Ruhig nimmt er des ledigen Pferdes Zaum
Und hänget die Leich an den nächſten Baum.

Es ſteht eine Eiche im Schönbuchwald,
Gar breit in den Aeſten und hochgeſtalt;
Zum Zeichen wird ſie Jahrhunderte ſtahn,
Hier hing der Herzog den Junker dran.

Und wenn man den Herzog vom Lande jagt,
Sein Name bleibt ihm, ſein Schwert; er ſagt:
„Mein Nam', er verdorret ja nimmermehr,
Und gerächet hab' ich des Hauſes Ehr.“

Entschuldigung.

Kam einſt ein engliſcher Kapitan
Zu Stambul in dem Hafen an;
Der wollte nach der langen Fahrt
Sich gütlich thun nach ſeiner Art
Und in Stambuls krummen Gaſſen
Vor den Leuten ſich ſehen laſſen.
Hatte auch weit und breit gehört,
Wie die Türken ſo ſchöne Pferd,
Reiche Geſchirr und Sättel haben;
Wollte auch wie ein Türke traben
Und beſtellt auf Abends um Vier
Ein recht feurig arabiſch Thier,
Ziehet ſich an im höchſten Staat,
Rothem Rock, mit Gold auf der Naht,
Schwärzt den Bart um Wange und Maul
Und ſteigt Punkt vier Uhr auf den Gaul.
Drauf, als er reitet durch das Thor,
Kam es den Türken komiſch vor,
Hatten noch keinen Reiter geſehn
Wie den engliſchen Kapitän;
Die Knie hatt' er hinaufgezogen
Und ſeinen Rücken krumm gebogen,
Die Bruſt mit den Treſſen eingedrückt,
Auch den Kopf tief herabgebückt.
Saß zu Pferd wie ein armer Schneider.
Doch der Schiffskapitän ritt weiter,
Glaubte getroſt, die Türken lachen
Aus lauter Bewundrung in ihrer Sprachen.
So ritt er bis zum großen Platz,
Da machte der Araber einen Satz

Und ſteigt; der engliſche Kapitän
Ergreift des Arabers lange Mähn',
Gibt ihm verzweiflungsvoll die Sporen
Und ſchreit ihm auf Engliſch in die Ohren;
Das Roß den Reiter nicht verſtand,
Setzt wieder und wirft ihn in den Sand.
Die Türken den Rothrock ſehr beklagen,
Haben ihn auch zu Schiff getragen,
Und ſeinem Dragoman, einem Scioten,
Haben ſie hoch und ſtreng verboten,
Er dürf's nimmer wieder leiden,
Daß der Herr den Araber thät reiten.
Als ſie verlaſſen den Kapitan,
Befiehlt er gleich dem Dragoman,
Ihm auf Engliſch auszudeuten,
Was er gehört von dieſen Leuten.
Der Grieche ſpricht: „Es iſt nichts weiter,
Sie glauben, Ihr ſeyd ein ſchlechter Reiter,
Wollen, Ihr ſollt in Stambuls Gaſſen
Nimmer zu Pferd Euch ſehen laſſen."
Deß hat ſich der Kapitän gegrämt
Und vor den Türken ſehr geſchämt.
Spricht zum Dragoman: „Geh hinein
Und ſage den Türken: Es kommt vom Wein;
Der Herr iſt ſonſt ein guter Reiter;
Aber heut an der Tafel, leider,
Hat er ſich ziemlich in Sekt betrunken,
Da iſt er im Rauſch vom Pferde geſunken."
Der Grieche ging zum Hafenthor
Und trug den Türken die Sache vor.
Doch dieſe hören ihn ſchaudernd an:
„Wir glaubten Gutes vom rothen Mann
Und dachten, er ſitze ſchlecht zu Pferd,
Weil's ihn ſein Vater nicht beſſer gelehrt;
Aber wie? von Wein betrunken,

Iſt er im Rauſche vom Pferd geſunken!
Pfui dem Giaur und ſeinem Glas,
Allah thue ihm dies und das!“
Da ſprach ein alter Muſelmann:
„Glaubt's nicht, Leute, höret mich an,
Nicht, weil der Frank zu viel getrunken,
Iſt er ſchmählich vom Roß geſunken.
Hab' gleich gedacht, es wird ſo geh'n,
Als ich ihn habe reiten ſeh'n,
Die Knie hoch hinaufgezogen,
Den Rücken krumm und ſchief gebogen,
Die Bruſt mit Treſſen eingedrückt,
Kopf und Nacken niedergebückt.
Denk ich, wenn ſein Rößlein ſcheut,
Ihn ſein Reiten gewiß gereut.
Aber nein, ich will euch ſagen,
Warum er wollte den Wein verklagen
Und ſtellte ſich lieber als Säufer gar
Denn als ein ſchlechter Reiter dar.
Das macht des Menſchen Eitelkeit,
Die ihn zu Trug und Lug verleit't.
Will mancher lieber ein Laſter haben,
Hätt' er nur andere glänzende Gaben;
Und Mancher lieber eine Sünd' geſteht,
Eh' er eine Lächerlichkeit verräth;
Ein Dritter will gar zur Hölle fahren,
Um ſich ein falſch Erröthen zu ſparen.
So auch der fränkiſche Kapitan,
Schämt ſich und lügt uns lieber an,
Will lieber Säufer ſich laſſen ſchelten,
Als für einen ſchlechten Reiter gelten.“

Jesuitenbeichte.

Nach dem Franzöſiſchen.

---

bte zwanzig Mädchen nach der Reihe,
jeder war mein ganzes Herz geweiht,
ſchwur mir heute ew'ge Treue
brach ſchon morgen ihren heil'gen Eid.
ur und flucht' ich, keinem Weib zu trauen.
in Sohn, wer flucht, der ſündiget. Allein
uld liegt diesmal wirklich an den Frauen:
ſollſt verſöhnet und entſchuldigt ſeyn."

Beſtechung haßte wie die Hölle,
mein Miniſter mich zu ungeſchickt,
em feilen Kerl gab er die Stelle,
ſich vor ſeinem Kammerdiener bückt;
ıſchte ich Herrn C.... zum Teufel.
ein Sohn! welch' rohe Leidenſchaft! Allein
tem Blut bereuſt du ohne Zweifel;
ſollſt entſchuldigt und verſöhnet ſeyn."

önen Worten, blendenden Verſprechen
ein bekannter Herr mich arm gemacht,
ı mich für die Tauſende zu rächen,
die mich der Verräther hat gebracht,
ich Herrn V... einen Beutelſchneider.
ein Sohn! das Wort war freilich grob. Allein
elt nennt ihn mit dieſem Namen, leider!
ſollſt entſchuldigt und verſöhnet ſeyn."

Sakrileg, ich will's geſtehen, nannte
ein Geſetz für Sklaven nur gemacht;
enſchheit Schmach und des Jahrhunderts Schande,
d P..., ihn, der es ausgedacht,

Schalt ich den Mörder aller freien Seelen.
„Mein Sohn! das war ein derber Schimpf. Allein
Du irrteſt menſchlich, irren heißt nicht fehlen;
Du ſollſt entſchuldigt und verſöhnet ſeyn.“

Und als ich dieſe arme Welt bedachte
Und ſah, wie Alles ſchief und irrig geht,
Wie man die Tugend und das Recht verlachte
Und wie jetzt Trug und Laſter oben ſteht,
Da — hielt ich Gott für einen leeren Namen.
„Mein Sohn! du haſt dich ſchwer verfehlt. Allein
Gott iſt barmherzig gegen Sünder, Amen!
Du ſollſt entſchuldigt und verſöhnet ſeyn.“

Ich liebte Eintracht in Pallaſt und Hütten;
Doch als ich ſchleichend wiederkehren ſah
Die Zwietracht an der Hand der Jeſuiten,
Da ſchwur ich ew'gen Haß Sankt Loyola
Und ew'gen Haß und Rache ſeinen Söhnen!
„Mein Sohn! ich bin die Langmuth ſelbſt. Allein
Das heißt fürwahr das Heiligſte verhöhnen!
Vor Uns und Gott kannſt du nicht ſchuldlos ſeyn.“

Regel für Kranke.

Haſt du mit dem Apotheker Streit,
Es dem Arzt zu klagen vermeid';
Haſt du über den Arzt zu klagen,
Sollſt du's nicht dem Apotheker ſagen;
Denn ſind ſie auch Feinde immerdar,
So werden ſie Freund am neuen Jahr,
Verkünden: der hat dies geſagt,
Und mir hat er von dir geklagt.
Wirſt du nun krank in den erſten Wochen,
Die Arznei ſie zuſammenkochen:

Recipe: Was er uns gethan,
Rühren wir ihm jetzt doppelt an;
Zwanzig Drachmen von ſeinen Klagen
Mit assa foetida für den Magen.
Misceatur, detur, nebſt unſ'rem Groll,
Alle Stunden zwei Löffel voll.

Und ſtirbſt du nicht in der Blüthezeit
Ihrer neuen Herzinnigkeit,
Laſſen ſie dich ſo lange liegen,
Bis ſie ſelbſt wieder Händel kriegen.

* * *

Merke: Zweier Gegner Klagen
Mußt du nicht hin und wieder tragen;
Weißt nicht, ob, die geſchieden ſcheinen,
Sich nachmals gegen dich vereinen.

Schriftsteller.

Es iſt kein Autor ſo gering und klein,
Der nicht dächt' etwas recht's zu ſeyn;
Und wär' er noch ſo ein armer Wicht,
Geht er doch ſtolz und aufgericht't,
Daß man glaubt, der leere Hut
Noch zu dem Kleinen gehören thut.
Auch kein Autor auf den andern baut;
Denn ſey ein Paar noch ſo vertraut,
Darfſt heut' den Einen herunterſetzen,
Willſt du den Andern höher ſchätzen,
Und morgen, auf des Zweiten Köſten,
Läßt ſich der Erſte nennen den beſten.

Lehre aus Erfahrung.

Hat dir ein Autor Geld gelieh'n
Und kommt und will den Wechſel zieh'n,
Und kannſt doch nicht ſogleich bezahlen,
Ihm auch keinen andern Trug vormalen,
So ſprich getroſt: „Jetzt weiß ich ſchon,
's war, als die treffliche Recenſion,
Wie Euer letztes Werk gelungen,
Stund in den Literatur-Zeitungen;
Waret gelobt über'n Schellenkönig,
Und dennoch, däucht es mir, zu wenig.
Aber könntet Ihr nicht noch borgen
Einige Zeit?“ — „Seyd ohne Sorgen,“
Der Autor drauf ganz freundlich ſpricht,
„Nach meinem Geld verlangt mich nicht.
Bleibet mein Freund! 's hat kein' Gefahr,
Könnt mich bezahlen bis über's Jahr.“

Amor der Räuber.

Nach dem Italieniſchen.

Die Unſchuld ſaß in grüner Laube,
Sie hielt ein Täubchen in dem Schooß;
Und Amor kam: Gieb mir die Taube;
Ein Weilchen nur gieb deine Taube.
Die Unſchuld ließ ſie lächelnd los,
Doch hielt ſie Täubchen an dem Band,
Das ſich um Täubchens Flügel wand.

Doch kaum hat er die weiße Taube,
So ſchneidet er den Faden ab;
Und höhniſch lachend mit dem Raube
Entflieht der Räuber aus der Laube,
Und nimmer kehrt der loſe Knab'.
Und als ihr Täubchen nimmer kam,
Ward ſie dem Räuber ewig gram.

Logogryph.

Kennſt du das Wort, das Herzen mächtig bindet?
Kennſt du der Liebe trauliches Symbol?
Das feſte Band, das ſich um Freunde windet,
Des Fürſten Heil, des Vaterlandes Wohl?

An Stärke muß ihm Stahl und Eiſen weichen;
Doch hat es einen mächt'gen ſtillen Feind;
Streichſt du des hohen Wortes erſtes Zeichen,
Haſt du die finſtre Macht, die ich gemeint.

So lang die Welt ſteht, liegen dieſe beiden
Im Kampf um höchſtes Leid und höchſte Luſt;
Halt feſt am Ganzen; laß ſie nimmer ſtreiten
In deiner ſtillen und zufriednen Bruſt.

Räthsel.

1.

Es iſt ein Wort, dreideutig dem Germanen;
Einſt war das Erſte furchtbar ſeinen Ahnen;
Der ſchwere Zeiger der Geſchichte rückt,
Der Deutſche erbt das Scepter; ihr erblickt,
Wie dem erwählten deutſchen Sohne
Im Zweiten die gewicht'ge Krone
Der Biſchof auf die Stirne drückt.
Es kreist im hochgewölbten Saale
Das Dritte bei dem Krönungsmahle.

2.

Noch ſitzt auf halbverfall'nem Throne,
Noch hält die längſt beſtritt'ne Krone
Die alte Königin der Welt.
Ob ſie wohl je vom Throne fällt?
Vielleicht: doch lieſt du ſie von hinten,
So wirſt du einen König finden,
Der herrſcht, ſeitdem die Welt beſteht,
Deß Reich nur mit der Welt vergeht;
Sie ſchießt nicht ewig Donnerkeile,
Doch ewig treffen ſeine Pfeile.

3.

Einſt hieß man mich die ſchönſte aller Frauen,
Selbſt Könige entzweite meine Macht.
Zehntauſend Krieger aus Europas Gauen,
Von Aſiens Landen ſchlugen manche Schlacht,

Und eher nicht war ihres Kampfes Ziel,
Als bis erſchlagen alle Heldenſöhne,
Und bis ein ſtolzes Königshaus zerfiel;
Und dennoch pries man die unſel'ge Schöne.

Und wieder tönte jüngſt mein alter Namen,
Doch bin ich häßlich und verlaſſen nun,
Von allen, die des Weges zu mir kamen,
Will keiner lang an meiner Seite ruh'n;
Nur Einer kam, der Erſte, dem nicht graut,
An meinem Heerd für immer ſtill zu liegen,
Der lange mir in's blaſſe Antlitz ſchaut
Und bitter lacht ob meinen düſtern Zügen.

„Ach, darum alſo," ſprach er, „läßt du feiern
Dein unheilvoll Gedächtniß bis auf heut,
Damit du reih'teſt zu den alten Freiern
Auch einen Heros aus der neuen Zeit?
Doch lockſt du mich mit keinem Erdentand,
Denn Zeus zerſchlug dein Ilium in Scherben;
Wohlan! auch meine Trojer deckt der Sand,
So laß mich denn in deinen Armen ſterben."

Charade.

Der erſten Sylb' entſtrömen Wein und Lieder,
Und was du einſam denkſt, macht ſie bekannt,
Oft gehn ſie mit dem Zwang auch Hand in Hand,
Schlägt ſelbſt in Feſſeln deine freien Glieder!
Doch gibt das zweite Paar die Hoffnung wieder,
Sein Feuerathem weht von Land zu Land,
Sprengt deines Kerkers feſtgethürmte Wand,
Wirft deine Häſcher, deine Feſſeln nieder,
Scheint Zwei mit Eins ſich nimmer zu vertragen,
So iſt das Ganze doch ein hohes Wort,
Woran man nur den Widerſpruch getadelt;
Doch hat ſein Widerſpruch manch' großen Geiſt geadelt!
Fürwahr! es ſtarb des Letzten letzter Hort,
Wär' es geſtorben jüngſt in unſern Tagen.

Stille Liebe.

O dürft' ich fragen, was aus ihrem Auge
Oft ſo entzückend mir entgegenſtrahlt,
Was, wenn ich ſchnell mich ihrer Seite nahe,
Die Wangen ihr mit hoher Röthe malt!
Ahnt ſie, was meine Lippen ihr verſchweigen,
Was meine Bruſt mit ſtiller Sehnſucht füllt?
Hofft' ich zu kühn? iſt es der Strahl der Liebe,
Der ſo entzückend ihrem Blick entquillt?

Warum hat doch ihr Händchen ſo gezittert,
Als ich ihr geſtern guten Abend bot,
Und als ich ihr recht tief in's Auge ſchaute,
Was machte ſie auf einmal doch ſo roth?
Sie hat die Roſe, die ich ihr gegeben,
So ſorgſam in's Gebetbuch eingelegt;
Warum wohl? da ſie ſonſt ſo gerne Roſen
Am Buſen und am Sommerhütchen trägt.

Warum ſchwieg ſie auf einmal heute ſtille
Und wußte nicht mehr, was ich ſie gefragt?
Hat ſie gemerkt, was ich ihr gerne ſagte?
Ich hab' ihr's doch mit keinem Wort geſagt.
O hätt' ich Muth! dürft ich Louiſen ſagen,
Was mich ſo ſtill, was mich ſo tief beglückt!
O dürft ich fragen, was aus ihrem Auge
Oft ſo entzückend mir entgegen blickt!

Troſt.

Die Mißgunſt lauſcht auf allen Wegen
Daß ſie der Liebe Glück verräth,
Doch treue, zarte Liebe geht
Auf tauſend unbewachten Stegen;
Ein Druck der Hand, ein flücht'ger Blick
Sagt mir der Liebe ſüßes Glück.

Und zog ich auch in weite Ferne,
Es zog mit mir mein ſtilles Glück,
Denn ſchau ich nicht der Liebe Blick,
So blick ich auf zum Abendſterne;
Wie ihres Auges ſtille Gluth
Strahlt er ins Herz getroſten Muth.

Und wallen meine Tage trüber
Und bringt kein Troſt von ihr zu mir,
Und bringt mein Sehnen nicht zu ihr,
Kein Wort von ihr zu mir herüber;
Mein ſtilles Glück iſt nicht getrübt,
Ich weiß ja doch, daß ſie mich liebt.

Drum klag ich nicht in weiter Ferne,
Weil Neid der Liebe Weg belauſcht,
Wenn auch nicht Wort mit Wort ſich tauſcht
Mir ſtrahlt ein Troſt im Abendſterne;
Aus ſeinen milden Strahlen quillt
Mir meiner Liebe trautes Bild.

Sehnsucht.

Die Sonne grüßt Tubinga's Höh'n,
Der Berge Morgennebel fallen,
Und leichte Frühlingslüfte weh'n,
Im Thal die Heerdenglocken ſchallen,
Des Neckars ſanfte Welle quillt
An der Geſtade Rebenhügel,
Es taucht die alte Burg ihr Bild
In ſeinen ſilberreinen Spiegel.
Wie wär' der Morgen doch ſo ſchön,
Könnt' ich mit Dir mich da ergeh'n!

Und reger wogt's am Ufer hin,
Wenn Mittag zu den Schatten ladet,
Wenn ſich durch friſches Blättergrün
Die Sonne in dem Strome badet;
Der Hirte zieht den Linden zu,
Der Winzer ſteigt vom Berge nieder,
Und in des kühlen Strandes Ruh
Erwachen ihre Kräfte wieder;
Am Neckarſtrand ruht' ich ſo gerne.
Wär' nicht Louiſe in der Ferne.

Der Abend ſenket ſeinen Strahl.
Die Heerden ziehen von den Weiden
Und fernhin durch das holde Thal
Die Dörfer zu der Ruhe läuten;

Da kommen Mädchen Hand in Hand
Den Wieſenplan heraufgezogen;
Es wölbt für ſie am grünen Strand
Der Lindengang die hohen Bogen;
Doch jenen Linden fehlt das Eine,
Ich wandle ohne Sie — alleine!

Auf geht des Mondes Silberſtrahl,
Er malt den Berg mit falbem Glanze,
Er ruft die Geiſter in das Thal,
Er leuchtet ihrem Reigentanze;
Ihr Berge all' von Duft umhüllt,
Du Thal am Strome auf und nieder,
Du wärſt ſo hold, du wärſt ſo mild,
Dir weiht' ich meine frohſten Lieder —
Du wärſt ſo ſchön im Abendſcheine
Schlüg' Sie ihr Aug hin in das meine.

Ihr Auge.

Ich weiß wo einen Bronnen
Voll hellem Himmelsthau,
Es glänzt der Strahl der Sonnen
Aus ſeines Spiegels Blau;
Er ladet klar und helle
Zu ſüßer Wonne ein,
Es winkt aus ſeiner Quelle
Der Sonne milder Schein.

Mir war, als ſollte drunten
In ſeiner klaren Fluth
Das arme Herz geſunden
Von ſeinem bangen Muth.
Ich tauchte freudig nieder,
In's klare Blau hinab,
Mein Herz, das kam nicht wieder,
Fand in dem Quell ſein Grab.

Kennſt du den ſüßen Bronnen
So klar und ſilberhell?
Kennſt du den Strahl der Sonnen
Aus ſeinem blauen Quell?
Das iſt des Liebchens Auge,
Ihr ſüßer Silberblick, —
Aus ſeiner Tiefe tauche
Ich nie zum Licht zurück.

Da kommen Mädchen Hand in Hand
Den Wieſenplan heraufgezogen;
Es wölbt für ſie am grünen Strand
Der Lindengang die hohen Bogen;
Doch jenen Linden fehlt das Eine,
Ich wandle ohne Sie — alleine!

Auf geht des Mondes Silberſtrahl,
Er malt den Berg mit falbem Glanze,
Er ruft die Geiſter in das Thal,
Er leuchtet ihrem Reigentanze;
Ihr Berge all' von Duft umhüllt,
Du Thal am Strome auf und nieder,
Du wärſt ſo hold, du wärſt ſo mild,
Dir weiht' ich meine frohſten Lieder —
Du wärſt ſo ſchön im Abendſcheine
Schlüg' Sie ihr Aug hin in das meine.

Die Freundinnen an der Freundin Hochzeittage.

In deines Feſtes fröhliche Geſänge
Miſcht ſich ein trauter Ton aus alter Zeit,
Es lockt Dich aus dem jubelnden Gedränge
Zurück noch einmal zur Vergangenheit;
Die Freundſchaft iſt's, es ſind der Schweſtern Tritte,
Sie pochen ſchüchtern an der Pforte an,
Sie nahen Dir, ſie flüſtern ihre Bitte
Und fragen freundlich: Denkſt Du noch daran?

Denkſt Du daran, wie wir uns einſt gefunden
In unſ'rer Kindheit holder Blumenwelt?
Es waren unſ'res Lebens Morgenſtunden,
Vom Frühroth reiner Freuden ſchön erhellt;
Der Schule Mühen, alle frohe Spiele
Und aller Jubel von der Kindheit Bahn,
Sie ſteigen auf in freudigem Gewühle
Und fragen mit uns: Denkſt Du noch daran?

Denkſt Du daran, wie an der Kindheit Gränzen
Uns eine ſchön're Freudenwelt empfing?
Die uns ein Leben voll Geſang und Tänzen
Gefaßt in ſeinen wundervollen Ring?
Und wie auch ernſte deutungsvolle Tage
Des Lebens Ernſt und Züge zeigten an?
Es war der Jugend Frühlingstag; o ſage,
Die Schweſtern bitten: Denkſt Du noch daran?

Wohl trittſt Du jetzt in ernſter Frauen Kreiſe,
Die Myrthe ſchmückt zum letztenmal dein Haar,
Du tändelſt nicht mehr nach der Mädchen Weiſe,
Du nimmſt jetzt Abſchied von der Jungfraun Scha
Doch, blickſt Du künftig ernſt in unſern Reigen,
Schilt unſre Freuden dann nicht leeren Wahn;
Denn die Erinn'rung wird Dir Bilder zeigen
und lächelnd ſagen: Denkſt Du noch daran?

Du denkſt daran, und zum Gedächtnißmale,
Als eine reine, jungfräuliche Zier,
Nimm von den Schweſtern die kryſtall'ne Schaale,
Wir reichen ſie mit frommen Wünſchen Dir.
So werden wir in Deinem Herzen leben,
Denn ſiehſt Du einmal dieſe Schaale an,
Dann wird Dich die Erinnerung umſchweben
Und freundlich ſagſt Du: „Ja, ich denk daran.“

An Emilie.

Zum Garten ging ich früh hinaus,
Ob ich vielleicht ein Sträuschen finde?
Nach manchem Blümchen ſchaut' ich aus,
Ich wollt's für dich zum Angebinde;
Umſonſt hatt' ich mich hinbemüht,
Vergebens war mein freudig Hoffen;
Das Veilchen war ſchon abgeblüht,
Von andern Blümchen keines offen.

Und trauernd ſpäht' ich her und hin,
Da tönte zu mir leiſe, leiſe
Ein Flüſtern aus der Zweige Grün,
Geſang nach ſeel'ger Geiſter Weiſe;
Und lieblich, wie des Morgens Licht
Des Thales Nebelhüllen ſcheidet,
Ein Röschen aus der Knospe bricht,
Das ſeine Blätter ſchnell verbreitet:

„Du ſuchſt ein Blümchen!" ſpricht's zu mir!
„So nimm mich hin mit meinen Zweigen,
Bring mich zum Angebinde Ihr,
Ich bin der wahren Freude Zeichen.
Ob auch mein Glanz vergänglich ſey,
Es treibt aus ihrem treuen Schooße
Die Erde meine Knoſpen neu,
Drum unvergänglich iſt die Roſe."

Wohl trittſt Du jetzt in ernſter Frauen Kreiſe,
Die Myrthe ſchmückt zum letztenmal dein Haar,
Du tändelſt nicht mehr nach der Mädchen Weiſe,
Du nimmſt jetzt Abſchied von der Jungfraun Schaar:
Doch, blickſt Du künftig ernſt in unſern Reigen,
Schilt unſre Freuden dann nicht leeren Wahn;
Denn die Erinn'rung wird Dir Bilder zeigen
und lächelnd ſagen: Denkſt Du noch daran?

Du denkſt daran, und zum Gedächtnißmale,
Als eine reine, jungfräuliche Zier,
Nimm von den Schweſtern die kryſtall'ne Schaale,
Wir reichen ſie mit frommen Wünſchen Dir.
So werden wir in Deinem Herzen leben,
Denn ſiehſt Du einmal dieſe Schaale an,
Dann wird Dich die Erinnerung umſchweben
Und freundlich ſagſt Du: „Ja, ich denk daran.“

An Emilie.

Zum Garten ging ich früh hinaus,
Ob ich vielleicht ein Sträuschen finde?
Nach manchem Blümchen ſchaut' ich aus,
Ich wollt's für dich zum Angebinde;
Umſonſt hatt' ich mich hinbemüht,
Vergebens war mein freudig Hoffen;
Das Veilchen war ſchon abgeblüht,
Von andern Blümchen keines offen.

Und trauernd ſpäht' ich her und hin,
Da tönte zu mir leiſe, leiſe
Ein Flüſtern aus der Zweige Grün,
Geſang nach ſeel'ger Geiſter Weiſe;
Und lieblich, wie des Morgens Licht
Des Thales Nebelhüllen ſcheidet,
Ein Röschen aus der Knospe bricht,
Das ſeine Blätter ſchnell verbreitet:

„Du ſuchſt ein Blümchen!" ſpricht's zu mir!
„So nimm mich hin mit meinen Zweigen,
Bring mich zum Angebinde Ihr,
Ich bin der wahren Freude Zeichen.
Ob auch mein Glanz vergänglich ſey,
Es treibt aus ihrem treuen Schooße
Die Erde meine Knoſpen neu,
Drum unvergänglich iſt die Roſe."

„Und wie mein Leben ewig quillt
Und Knosp' um Knospe ſich erſchließet,
Wenn mich die Sonne ſanft und mild
Mit ihrem Feuerkuß begrüßet:
So deine Freundin ewig blüht,
Beſeelt vom Geiſte ihrer Lieben,
Denn ob der Roſe Schmelz verglüht —
Der Roſe Leben iſt geblieben.“

Der Kranke.

Zitternd auf der Berge Säume
Fällt der Sonne letzter Strahl,
Eingewiegt in düſtre Träume
Blickt der Kranke in das Thal,
Sieht der Wolken ſchnelles Jagen
Durch das trübe Dämmerlicht —
Ach, des Buſens ſtille Klagen
Tragen ihn zur Heimath nicht!
Und mit glänzendem Gefieder
Zog die Schwalbe durch die Luft,
Nach der Heimath zog ſie wieder,
Wo ein milder Himmel ruft;
Und er hört ihr fröhlich Singen,
Sehnſucht füllt des Armen Blick,
Ach! er ſah ſie auf ſich ſchwingen,
Und ſein Kummer bleibt zurück.
Schöner Fluß mit blauem Spiegel,
Hörſt du ſeine Klagen nicht?
Sag es ſeiner Heimath Hügel,
Daß des Kranken Buſen bricht.
Aber kalt rauſcht er vom Strande
Und entrollt in's ſtille Thal,
Schweiget in der Heimath Lande
Von des Kranken ſtiller Qual.
Und der Arme ſtützt die Hände
An das müde, trübe Haupt;
Eins iſt noch, wohin ſich wende
Der, dem aller Troſt geraubt;

Schlägt das blaue Auge wieder
Muthig auf zum Horizont,
Immer ſtieg ja Troſt hernieder
Dorther, wo die Liebe wohnt.
Und es netzt die blaſſen Wangen
Heil'ger Sehnſucht ſtiller Quell,
Und es ſchweigt das Erdverlangen,
Und das Auge wird ihm hell:
Nach der ew'gen Heimath Lande
Strebt ſein Sehnen kühn hinauf;
Sehnſucht ſprengt der Erde Bande,
Pſyche ſchwingt zum Licht ſich auf.

Grabgesang.

Vor des Friedhofs dunkler Pforte
Bleiben Leid und Schmerzen ſteh'n,
Dringen nicht zum heil'gen Orte,
Wo die ſel'gen Geiſter geh'n,
Wo nach heißer Tage Gluth
Unſer Freund im Frieden ruht.

Zu des Himmels Wolkenthoren
Schwang die Seele ſich hinan,
Fern von Schmerzen, neugeboren,
Geht ſie auf — die Sternenbahn;
Auch vor jenen heil'gen Höhn
Bleiben Leid und Schmerzen ſteh'n.

Sehnſucht gießet ihre Zähren
Auf den Hügel, wo er ruht;
Doch ein Hauch aus jenen Sphären
Füllt das Herz mit neuem Muth;
Nicht zur Gruft hinab — hinan,
Aufwärts ging des Freundes Bahn.

Drum auf des Geſanges Schwingen
Steigen wir zu ihm empor,
Unſre Trauertöne dringen
Aufwärts zu der Seel'gen Chor,
Tragen ihm in ſtille Ruh
Unſre letzten Grüße zu.

Aus dem Stammbuche eines Freundes.

Und wird Dir einſt die Nachricht zugeſandt,
Daß zu den Vätern ich verſammelt wäre,
So trink' und ſprich: „Ich hab' ihn auch gekannt!“
Mach hier ein Kreuz — und gib mir eine Zähre.

Skizzen.

I. Die Bücher und die Lesewelt.
II. Freie Stunden am Fenster.
III. Der ästhetische Klubb.
IV. Ein paar Reisestunden. Fragment.

Die Bücher und die Leſewelt.

1. Die Leihbibliothek.

Als ich noch in — n lebte, gehörte es zu meinen Vormittagsvergnügungen, in eine Leihbibliothek zu gehen, nicht, um Bücher auszuwählen, denn die Sammlung beſtand aus vier bis fünftauſend Bänden, die ich größtentheils zwei Jahre zuvor in einer langen Krankheit durchblättert hatte, ſondern, um zu ſehen, wie die Bücher ausgewählt werden. Ich trug mich damals mit dem ſonderbaren Gedanken, ein Buch zu ſchreiben; ich hatte noch keinen beſtimmten Gegenſtand oder Zweck und war noch ſehr unentſchieden, nach welchem großen Meiſter ich mein erſtes Stück verfertigen ſollte; an den innern Werth des künftigen Buches dachte ich zwar mit unbehaglichem Gefühl, denn unter allen meinen Gedanken war ich bis jetzt auf keinen geſtoßen, der ſich, ſelbſt mit Schwabacher Lettern gedruckt, ſchön ausgenommen hätte; doch ſchien mir das Größte und Nothwendigſte für einen, der ein Buch machen will, daß er die Menſchen ſtudire, nicht, um Menſchenkenntniß zu ſammeln, die lernt man jetzt in Büchern, ſondern, um den Leuten abzuſehen, was

etwa am meiſten Beifall finde, oft und gerne geleſen werde. **Vox populi, vox Dei**, dachte ich, gilt auch hier. So ſaß ich denn manchen Vormittag in der Bibliothek, um die Leſer und ihre Neigungen zu ſtudiren.

Der Bibliothekar war ein alter, kleiner Mann, der in den zehn Jahren, die ich in ſeiner Nähe lebte, beſtändig einen apfelgrünen Frack, eine gelbe Weſte und blaue Beinkleider trug. Ich ſuchte ihm zu beweiſen, daß er ſeinen Anzug nicht greller und abgeſchmackter hätte wählen können; er brach aber, nachdem ich einiges Schlagende aus der Farbenlehre vorgebracht hatte, in Thränen aus und verſicherte mich, er trage ſich ſo und werde ſich bis an ſein Ende ſo tragen, denn von dieſen Farben ſey ſein Hochzeitkleid geweſen, das er ſich ſechs Wochen vor der Hochzeit und leider zu früh habe verfertigen laſſen; denn die Braut ſey ſchnell am Nervenfieber geſtorben. Der Bibliothekar hatte in ſeinem Fach eine vieljährige Erfahrung, und intereſſant war, was er zuweilen darüber äußerte. „Morgens," ſagte er mir z. B., „Morgens werden am meiſten Bücher ausgetauſcht, das iſt die Zeit der zweiten und dritten Theile. Es kommt nicht daher, wie ich anfänglich glaubte, daß zu dieſer Zeit die Bedienten und Kammermädchen ihre Ausgänge in die Stadt machen, denn dann müßte ſich dieſes Verhältniß auch auf erſte Theile erſtrecken, nein, es kömmt vom Nachtleſen her."

„Vom Nachtleſen?" fragte ich verwundert.

„Davon, meine ich, daß die Leute intereſſante Bücher bei Nacht leſen. Ein großer Theil der Menſchen, die jungen und ganz geſunden ausgenommen, kann nicht in

derſelben Minute einſchlafen, wo ſie zu Bette gehen. Zum Opium mag man nicht greifen, weil man damit, einmal angefangen, fortfahren muß; da gibt es nun kein beſſeres Mittel, als zu leſen.“

„Gut, ich verſtehe,“ erwiederte ich; „aber Sie ſagten ja ſelbſt von intereſſanten Büchern; ſind denn dieſe zum Einſchläfern eingerichtet?“

„Nicht alle und nicht für Alle; natürlich muß man unterſcheiden, für wen dies oder jenes intereſſant ſeyn kann. Sie kennen die Gräfin Winklitz? nun, die kann am längſten nicht einſchlafen; mich dauert nur das Kammermädchen, die ihr jede Nacht oft bis zwei Uhr vorleſen muß. Nun gebe ich einmal aus Irrthum dem Mädchen Görres Deutſchland und die Revolution mit — Sie wiſſen, für den Kenner gibt es nichts Intereſſanteres — acht Nächte haben ſie daran geleſen, und doch hat es nur hundert und neunzig Seiten, und jedesmal iſt die Gräfin um elf Uhr eingeſchlafen. Das Mädchen wußte mir Dank für das „ſchläfrige Buch.“ Kommt, um Ihnen nur noch ein Beiſpiel zu geben, kommt zu meinem großen Erſtaunen der alte Profeſſor Wanzer, der über Mathematik lieſt, in meinen Laden. Er habe ſeit zwanzig Jahren nichts Belletriſtiſches mehr geleſen als zuweilen die Traueranzeigen im Merkur, und nun wünſche er doch wieder eine Ueberſicht über das zu bekommen, was einſtweilen Gutes geſchrieben worden. Ich fragte ihn, ob er von Walter Scott etwas geleſen? Er erinnert ſich, von dem berühmten Mann gehört zu haben, und nimmt Ivanhoe mit, Ivanhoe, dieſe herrliche Geſchichte! Den andern Tag kömmt er ganz verdrießlich, wirft mir ein paar

Groſchen und den Scott auf den Tiſch und ſagt, die Rittergeſchichten, die er in ſeiner Jugend geleſen, ſeyen bei weitem ſchöner geweſen; er ſey ſchon über dem erſten Theil eingeſchlafen; bitte Sie um's Himmelswillen, über Ivanhoe eingeſchlafen!"

„Aber wie hängt dies mit Ihren Beobachtungen über die zweiten und dritten Theile zuſammen?" unterbrach ich ihn.

„Nun, wir ſprachen gerade von intereſſanten Büchern, und da kam ich auf die Gräfin und den Profeſſor. Kommt aber ein intereſſantes Buch an den rechten Mann, ſo geht es, wie wenn ein Pferd flüchtig wird. Abends war man im Theater oder in Geſellſchaft; man hat nachher gut zu Nacht geſpeist und rüſtet ſich nun zu Bette zu gehen. Die Lampe auf dem Tiſche am Bette iſt angezündet, das Mädchen oder der Bediente hat einen erſten Theil zurecht gelegt; alles iſt in Ordnung, nur der Schlaf will noch nicht kommen. Man rückt die Lampe näher, man nimmt das Buch in die Rechte, ſtützt den linken Ellbogen in die Kiſſen und ſchlägt das Titelblatt auf. Sagt der Titel dem Leſer zu, hat er ſich über das erſte, oder, wie ich's nenne, Geburtsſchmerzenkapitel hinüber gewunden, ſo geht es raſch vorwärts, die Augen jagen über die Zeilen hin, die Blätter fliegen, und ſolch ein rechter Nachtleſer reitet einen Theil ohne Mühe in zwei Stunden hinaus. Gewöhnlich iſt der Schluß der erſten Theile eingerichtet, wie die Schlußſcenen der erſten Akte in einem Drama. Der Zuſchauer muß in peinlicher Spannung auf den nächſten Akt lauern. Unzufrieden, daß man nicht auch den zweiten Theil gleich zur Hand

hat, und dennoch angenehm unterhalten, ſchläft man ein; den nächſten Morgen aber fällt der erſte Blick auf das geleſene Buch; man iſt begierig, wie es dem Helden, der am Schluß des erſten Theils entweder gerade ertrunken iſt, oder ein ſonderbares Pochen an der Thüre hörte und ſo eben „herein!“ rief, weiter ergehen werde, und wenn ich um acht Uhr meinen Laden öffne, ſtehen die Johanne, Friederiche, Katharinen, Babetten ſchon in Schaaren vor der Thüre, weil gnädiges Fräulein, ehe ſie eine engliſche Stunde hat, der Herr Rittmeiſter, ehe er mit der Schwadron ſpazieren reitet, die Frau Geheimeräthin, ehe ſie Toilette macht, noch einige Kapitel im folgenden Theil des höchſt intereſſanten Buches leſen möchten.“

2. Geſchmack des Publikums.

„O daß ich auch einer der Glücklichen wäre!“ dachte ich, als jetzt die Leihbibliothek ſich öffnete, und ein Gemiſch von bordirten Bedientenhüten und hübſchen Mädchengeſichtern ſich zeigte, „einer jener Glücklichen, deren zweiter Theil mit ſo großer Sehnſucht erwartet wird!“ Nicht ohne Neid blickte ich auf die Bände, die der kleine Bibliothekar mit der wichtigen Miene eines Bäckers zur Zeit einer Hungersnoth vertheilte. — Er hatte die dringendſten Kunden befriedigt, das Geld oder die Leſeſchulden eingeſchrieben, und ich konnte jetzt eine wichtige Frage an ihn richten, die mir ſchon lange auf den Lippen ſchwebte, die Frage über den Geſchmack des Publikums.

„Er iſt ſo verſchieden,“ antwortete er, „und iſt oft ſo ſonderbar als der Geſchmack an Speiſen. Der Eine

will ſüße, der Andere geſalzene; der Eine Seefiſche, Auſtern und italieniſche Früchte, der Andere nahrhafte Hausmannskoſt: in einem Punkte ſtimmen ſie aber alle überein, ſie wollen gut ſpeiſen."

„Das heißt?"

„Sie wollen unterhalten ſeyn; natürlich jeder auf ſeine Weiſe."

„Aber wer iſt der Koch," rief ich aus, „der für dieſe verſchiedene und verwöhnte Gaumen das Schmackhafte zubereitet? Wie kann man es Allen oder nur Vielen recht machen? denn darin liegt doch der Ruhm des Autors."

„Sie ſind nicht ſo verwöhnt, als man glaubt," entgegnete er; „die Mode thut viel, und wenn nur die Schriftſteller fleißiger die Leihbibliotheken beſuchten, mancher würde finden, was ihm noch abgeht, oder was er zu viel hat. Kann doch keiner ein guter Theaterdichter werden, der nicht mit der ganzen Stadt vor ſeinem eigenen Stücke ſitzt, aufmerkſam zuſchaut und lauſcht, was am meiſten Effekt macht."

Der Mann ſprach mir aus der Seele; er hatte ausgeſprochen, was auch ich ſchon lange mir zugeflüſtert hatte. „Die Leihbibliotheken ſtudire, wer den Geiſt des Volks kennen lernen will," fuhr er mit Pathos fort. „Sehen Sie einmal, Beſter, jene lange Reihe von Bänden an; die weißen Pergamentrücken ſind ſo rein, als hätte man ſie nie oder nur mit Handſchuhen angefaßt. Wer iſt wohl der Autor, der ſo vergeſſen und gleichſam in Ruheſtand verſetzt dort ſteht?"

Ich rieth auf eine Reiſebeſchreibung oder auf ein naturhiſtoriſches Werk.

„Letzteren Artikel führen wir gar nicht", antwortete r wegwerfend; „nein — es iſt Jean Paul."

„Wie!" rief ich mit Schrecken, „ein Mann, der für ie Unſterblichkeit geſchrieben, ſollte ſchon jetzt vergeſſen yn? Hat er denn nicht Alles in ſich vereinigt, was nzieht und unterhält, tiefen Ernſt und Humor, Wehmuth nd Satire, Empfindſamkeit und leichten Scherz?"

„Wer läugnet dies?" erwiederte der kleine Mann; alles hat er in ſich vereint, um auch die verſchiedenſten Gaumen zu befriedigen; aber er hat jene Ingredienzen lein gehackt, wunderlich zuſammengemiſcht und mit einer Sauce pikant gekocht; als es fertig war und das Publikum koſtete, fand man es wohlſchmeckend, delikat, ber es widerſtand dem Magen, weil niemand ſeine Kraftbrühen, den ſonderbaren dunkeln Styl, ertragen onnte. Dort ſtehen alle ſeine Gerichte unberührt, und ur einige Gourmands im Leſen nehmen hie und da ein Kampanerthal oder einen Titan nach Hauſe und ſchmecken allerlei Feines heraus, das ich und mein Publikum nicht verſtehen. Sehen Sie in jener Ecke die lange Reihe mit den neuen grünen Schildchen? das iſt Herder; auch dieſer — doch hier kommt ein lebendiges Beiſpiel die Straße herauf; kennen Sie Fräulein Roſa von Milben?"

„Gewiß; ich ſah ſie zuweilen und fand in ihr eine Dame vom feinſten Geſchmack und ſehr beleſen; zwar etwas empfindſam und idealiſch, aber dabei von einer liebenswürdigen Unbefangenheit."

„Des Fräuleins Kammermädchen wird ſogleich eintreten, und da haben ſie die beſte Gelegenheit, den feinen empfindſamen Geſchmack jener Dame kennen zu lernen."

„Ich wollte errathen, von welcher Art ihre Lektüre iſt," erwiederte ich, „etwa Roſaliens Nachlaß oder Jakobs Frauenſpiegel, Tiedge's Urania oder Agathokles von Karoline Pichler."

„Stellen ſie ſich nur ruhig an jene Seite, wir werden ſogleich ſehen."

Ich that, wie er mir ſagte; ich nahm ein Buch aus dem Schrank und ſtellte mich, ſcheinbar mit Leſen beſchäftigt, in eine Ecke. Das Mädchen trat in das Gewölbe, richtete eine freundliche Empfehlung vom gnädigen Fräulein aus, und ſie laſſe fragen, ob man denn Nro. 1629 noch immer nicht haben könne?

„Nicht zu Hauſe," antwortete er nach einem flüchtigen Blick auf die Bücherſchränke; „hier iſt eine andere Nummer für Ihr Fräulein. Sie ſoll ſich gut unterhalten." Das Mädchen ging. „Schnell einen Katalog!" rief ich, als ſich die Thüre hinter ihr geſchloſſen hatte; „laſſen Sie mich ſehen, was 1629 iſt!" Mit ironiſchem Lächeln reichte mir der Alte den Katalog, ich blätterte eilig, fand, und mein Herz erſtarrte vor Verwunderung, denn Nro. 1629 war — „Leben und Meinungen Erasmus Schleichers von Cramer!" „Wie! dieſes, um wenig zu ſagen, gemeine Buch darf Fräulein Roſa, die liebenswürdige Einfalt, leſen?" ſprach ich unmuthig; „und wenn keine Gouvernante, keine Mutter ihre Lektüre ordnet, darf ſie ſich ſelbſt etwas der Art erlauben? Doch es iſt ein Irrthum, die Zahlen ſind falſch aufgeſchrieben!"

„Wertheſter Herr," erwiederte der Bibliothekar, „Sie trauen den Menſchen zu viel Gutes zu. Hier iſt ein Zettelchen, das ich heimlich aus dem Körbchen des

Kammermädchens nahm, Erasmus Schleicher iſt es und kein anderer; noscitur ex socio — an deinem Kameraden kennt man dich; hier ſtehen die übrigen Nummern, nach welchen das Herz des Fräuleins verlangt, vergleichen ſie!"

Zürnend nahm ich das Blättchen, auf welchem zierlich die Worte: „für Fräulein von Milben," und eine lange Reihe von Zahlen geſchrieben waren. Ich fing mit der erſten Nummer an und fand Leute, welchen freilich die Nachbarſchaft des alten Erasmus keine Schande brachte. 1585 der deutſche Alcibiades, 2139 der Geiſt Erichs von Sickingen und ſeine Erlöſung, 2995 Hiſtorien ohne Titel, 1544 der Blutſchatz von H. Clauren, 1531—40 Scherz und Ernſt von H. Clauren. Nein, weiter mochte ich dieſe Herzensgeheimniſſe nicht entziffern. „Welche Heuchlerin iſt dieſes Mädchen!" rief ich, „das iſt ihre Lektüre, und ich glaubte, ſie werde nur die Stunden der Andacht leſen!"

„Da müßten Sie wahrhaftig einen guten Theil unſerer jungen Damen Heuchlerinnen nennen, denn Clauren und Cramer und dergleichen ſind ihre angenehmſte Lektüre, und daß ſie nicht darüber ſprechen, iſt noch keine Heuchelei."

„Aber mein Gott, warum leſen denn wohlgezogene Leute ſo ſchlechte Bücher, von welchen ſie ohne Erröthen nicht ſprechen dürfen? Wahrhaftig, der Umgang mit ſchlechten Büchern iſt oft gefährlicher, als der Umgang mit ſchlechten Menſchen."

„Warum?" entgegnete der Büchermann lachend, „warum? das iſt nun einmal der Geſchmack der Zeit."

Ein Bedienter unterbrach uns. „Die Frau Gräfin von Langsdorf läßt ſich ein Buch ausbitten;“ ſprach er.

„Was für eine Nummer?“

„Das hat ſie nicht geſagt. Aber ich glaube, ſie will eine Geiſtergeſchichte.“

„Geiſtergeſchichte?“ fragte der kleine Bibliothekar umherſuchend, „darf es auch eine Rittergeſchichte ſeyn? Die Geiſter ſind alle ausgeliehen.“

„Ja, nur etwas recht Schauerliches, das hat ſie gerne,“ erwiederte der Diener; „ſo wie das letzthin, die ſchwarzen Ruinen oder das unterirdiſche Gefängniß, das hat uns ſehr gut gefallen.“

„Lieſt er denn auch mit?“ ſagte der kleine Mann mit Staunen.

„Nachher, wenn die Frau Gräfin einen Band durch hat, leſen wir es auch im Bedientenzimmer.“

„Gut; will er lieber das Geiſterſchloß, die Auferſtehung im Todtengewölbe, oder das feurige Racheſchwert von Hildebrandt?“

„Da thut mir die Wahl weh,“ erwiederte er; „was müſſen das für ſchöne Bücher ſeyn! Nu — ich will diesmal das feurige Racheſchwert nehmen, behalten Sie mir das Geiſterſchloß für das nächſte Mal auf.“

Kaum hatte ſich der Diener der Gräfin, die gerne Schauergeſchichten las, entfernt, ſo trat gemeſſenen Schrittes ein Soldat ein.

„Für den Herrn Lieutenant Flunket beim fünfzehnten Regiment den blinden Thorwart vom alten Schott.“

„Freund, hat Er auch recht gehört?“ fragte der Leihbibliothekar; „den blinden Thorwart vom alten Schott? Ich kenne keinen Autor dieſes Namens.“

„Es ſoll auch kein Auditor ſeyn,“ entgegnete der Soldat vom fünfzehnten, „ſondern ein Buch; der Herr Lieutenant ſind auf der Wache und wollen leſen.“

„Wohl! aber vom alten Schott? Es ſteht weder ein alter noch ein junger im Katalog.“

„Es iſt, glaub' ich, derſelbe, der ſo viel gedruckt hat, und den ſich alle Korporals und Wachtmeiſter um zwei gute Groſchen gekauft haben.“

„Walter Scott!“ rief der Kleine mit Lachen; „und das Buch wird Quintin Durward heißen.

„Ach ja, ſo wird es heißen!“ ſprach der Soldat; „aber ich darf den Herrn Lieutenant nichts zweimal fragen, ſonſt hätte ich wohl den Namen gemerkt, und er hat ſich das undeutliche Sprechen vom Kommandiren angewöhnt.“ Er empfing ſeinen blinden Thorwart und ging. Aber der Himmel hatte ihn in dieſem Augenblick in die Leihbibliothek geſandt, und ſeine Worte hatten einen Lichtſtrahl in meine Seele geworfen. „So iſt es denn wahr,“ ſprach ich, „daß die Werke dieſes Britten beinahe ſo verbreitet ſind, als die Bibel, daß Alt und Jung und ſelbſt die niedrigſten Stände von ihm bezaubert ſind?“

„Gewiß; man kann rechnen, daß allein in Deutſchland ſechzigtauſend Exemplare verbreitet ſind, und er wird täglich noch berühmter. In Scheerau hat man jetzt eine eigene Ueberſetzungsfabrik angelegt, wo täglich fünfzehn Bogen überſetzt und ſogleich gedruckt werden.“

„Wie iſt das möglich?“

„Es ſcheint beinahe ſo unmöglich, als daß Walter Scott dieſe Reihe von Bänden in ſo kurzer Zeit ſollte geſchrieben haben, aber es iſt ſo, denn erſt vor kurzer Zeit hat er ſich öffentlich als Autor bekannt; die Fabrik habe ich aber ſelbſt geſehen.“

„Wird vielleicht durch Vertheilung der Arbeit Zeit gewonnen?“ fragte ich.

„Einmal dies,“ entgegnete er, „und ſodann wird Alles mechaniſch betrieben; der Profeſſor Lux iſt ſogar gegenwärtig beſchäftigt, eine Dampfmaſchine zu erfinden, die Franzöſiſch, Engliſch und Deutſch verſteht, dann braucht man gar keine Menſchen mehr. Die Fabrik iſt aber folgendermaßen beſchaffen: Hinten im Hof iſt die Papiermühle, welche unendliches Papier macht, das ſchon getrocknet wie ein Lavaſtrom in das Erdgeſchoß des Hauptgebäudes herüberrollt; dort wird es durch einen Mechanismus in Bogen zerſchnitten und in die Druckerei bis unter die Preſſen geſchoben. Fünfzehn Preſſen ſind im Gang, wovon jede täglich zwanzigtauſend Abdrücke macht. Neben an iſt der Trockenplatz und die Buchbinderwerkſtätte. Man hat berechnet, daß der Papierbrei, welcher Morgens fünf Uhr noch flüſſig iſt, den andern Morgen um elf Uhr, alſo innerhalb dreißig Stunden, ein elegantes Büchlein wird. Im erſten Stock iſt die Ueberſetzungsanſtalt. Man kömmt zuerſt in zwei Säle; in jedem derſelben arbeiten fünfzehn Menſchen. Jedem wird Morgens acht Uhr ein halber Bogen von W. Scott vorgelegt, welchen er bis Mittag drei Uhr überſetzt haben muß. Das nennt man dort: „aus dem Groben arbeiten.“ Fünfzehn Bogen werden auf dieſe Art jeden Morgen überſetzt; um drei Uhr

bekommen dieſe Leute ein gutes Mittagsbrod. Um vier Uhr wird jedem wieder ein halber Bogen gedruckte Ueberſetzung vorgelegt, die durchgeſehen und korrigirt werden muß."

„Aber was geſchieht denn mit den überſetzten Bogen vom Vormittag?"

„Wir werden es ſogleich ſehen. An die zwei Säle ſtoßen vier kleine Zimmer. In jedem ſitzt ein Styliſt und ſein Sekretär; Styliſten nennt man dort nämlich diejenigen, welche die Ueberſetzungen der Dreißig durchgehen und aus dem Groben ins Feine arbeiten; ſie haben das Amt, den Styl zu verbeſſern. Ein ſolcher Styliſt verdient täglich zwei Thaler, muß aber ſeinen Sekretär davon bezahlen. Je ſieben bis acht Grobarbeiter ſind einem Styliſten zugetheilt; ſobald ſie eine Seite geſchrieben haben, wird ſie dem Styliſten geſchickt. Er hat das engliſche Exemplar in der Hand, läßt ſich vom Sekretär das Ueberſetzte vorleſen und verbeſſert hier oder dort die Perioden. In einem fünften Zimmer ſind zwei poetiſche Arbeiter, welche die Motto's über den Kapiteln und die im Text vorkommenden Gedichte in deutſche Verſe überſetzen."

Ich ſtaunte über dieſen wunderbaren Mechanismus und bedauerte nur, daß die dreißig Arbeiter und vier Styliſten nothwendig ihr Brod verlieren müſſen, wenn der Profeſſor Lux die Ueberſetzungsmaſchine erfindet.

„Gott weiß, wie es dann gehen wird," antwortete der kleine Mann; „ſchon jezt koſtet das Bändchen in der Scheerauer Fabrik nur einen Groſchen; in Zukunft wird man zwei Bändchen um einen Silbergroſchen geben und alle vier Tage wird eins erſcheinen."

4. Beſuch im Buchladen.

Mein Entſchluß ſtand feſt; einen hiſtoriſchen Roman à la Walter Scott mußt du ſchreiben, ſagte ich zu mir, denn nach allem, was man gegenwärtig vom Geſchmack des Publikums hört, kann nur dieſe und keine andere Form Glück machen. Freilich kamen mir bei dieſem Gedanken noch allerlei Zweifel: ich mußte die Werke dieſes großen Mannes nicht nur leſen, ſondern auch ſtudiren, um ſie zu meinem Zweck zu benützen. Ein dritter und der mächtigſte Zweifel war, ob ich einen Verleger bekommen würde. Ich beſchloß daher, ehe ich mich an das Werk ſelbſt machte, die Wege kennen zu lernen, die man bei ſolchen Geſchäften zu gehen hat. Den Buchhändler Salzer und Sohn kannte ich von der Harmonie her; ich ſteckte zwei Thaler zu mir, um ein Buch bei ihm zu kaufen und ſo ſeine nähere Bekanntſchaft zu machen.

„Ein ſchönes Buch für zwei Thaler?“ fragte er; „was ſoll es ſeyn? Gedichte?“

„Erzählungen oder ein Roman, Herr Salzer.“

„Um dieſen Preis werden Sie nichts ſchönes finden,“ erwiederte er lachend; „doch hier iſt der Katalog.“

„Wie? nichts ſchönes um zwei Thaler? und doch koſtet ein Roman von Walter Scott nur zwanzig Groſchen!“

„Wenn Sie Ueberſetzungen haben wollen,“ ſagte er; „ich dachte, Sie wollten Originale.“

„Aber mein Gott,“ entgegnete ich, wenn ein guter Roman aus einer andern Sprache nur zwanzig Groſchen koſtet, warum hält man denn die deutſchen Bücher ſo theuer?“

„Meinen Sie,“ erwiederte er unmuthig, „wir werden auch noch die Originale um einen Spottpreis wegwerfen? Dieſe Ueberſetzungen, dieſe wohlfeilen Preiſe werden uns ohnedies bald genug ruiniren. Was iſt denn jetzt ſchon unſer ſchöner Buchhandel geworden? Nichts als ein Verkaufen im Abſtreich! Alles ſoll wohlfeil ſeyn, und ſo wird alles ſchlecht und in den Staub gezogen. In jeder Ecke des Landes ſitzt einer, der mit wohlfeiler Schnittwaare handelt, und wir andern, die uns noch dem Verderben entgegenſtemmen, gehen darüber zu Grunde.“

„Aber wie kann denn dieſe Veränderung des Handels ſo großen Einfluß auf Originale oder auf die Buchhandlung üben?“

„Wie?“ fuhr er eifrig fort, „wie? es iſt ſo klar als die Sonne, das Publikum wird dadurch verdorben und verwöhnt! Ich ſtreite Scott und den beiden Amerikanern ihr Verdienſt nicht ab; ſie ſind im Gegentheil leider zu gut. Aber jedes Nähtermädchen kann ſich für ein paar Thaler eine Bibliothek klaſſiſcher Romane anſchaffen. Unnatürlich ſchnell hat ſich die Sucht nach dieſer Art von Dichtungen verbreitet, und hunderttauſend Menſchen haben jetzt durch dieſe Groſchenbibliotheken einen Maßſtab erhalten, nach welchem ſie eigenſinnig unſere deutſchen Produkte meſſen.“

„Um ſo beſſer für die Welt; wird denn nicht dadurch die Intelligenz und der gute Geſchmack verbreitet, und das Schlechte verdrängt?“

„Intelligenz und Geſchmack, das Bändchen um neun Kreuzer rheiniſch!“ rief er aus; „o ich kenne dieſe

ſchönen Worte! Guter Geſchmack! als ob nur die Leute über dem Kanal guten Geſchmack hätten; Intelligenz! meinen Sie denn, die Menſchen denken dadurch vernünftiger, daß ſie jetzt alle ſelbſt recenſiren und ſagen: Es iſt doch nicht ſo ſchön als Walter Scott und Cooper, und nicht ſo tief und witzig als Washington Irving? Und welcher Segen für unſere Literatur und den Buchhandel wird aus dieſem Samen hervorgehen, den man ſo reichlich ausſtreut? Verkehrtheit der Begriffe und einige ſchlechte Nachahmungen (wie ich mich ſchämte bei dieſen Worten!) und überdies unſer Ruin. Die Schriftſteller verlangen immer ſtärkere Honorare; wofür man ſonſt ein Louisd'or zahlte, will man jetzt fünf, und im umgekehrten Verhältniß werden die Bücher weniger geſucht als jemals. Ueberdies hat auch dieſe Herren Walter Scott's Fruchtbarkeit angeſteckt. Sie ſind jetzt ſparſam mit Gedanken und verſchwenderiſch mit Worten. Gedanken, Scenen, Gemälde, die man ſonſt in den engen Rahmen eines Bändchens fügte, werden auseinandergezogen in zehn, zwölf Bände, damit man mehr Geld verdiene, und was früher vier, fünf hübſche Verſe gegeben hätte, wächſt jetzt in holperiger Proſa zu eben ſo vielen Seiten an."

„Alſo geht die gereimte Poeſie nicht mehr?"

„Wer will ſie kaufen? Privatleute? die ſehen vornehm herab und nennen alles Verſelei; Gelehrte? die bekommen es vom Autor, damit ſie ihn deſto gnädiger recenſiren möchten; Leihbibliotheken? die führen nur Romane, weil ſie ihr Publikum kennen. Und dieſe Leihbibliotheken ſind noch unſer Unglück. Jedes Städtchen hat ein paar ſolche Anſtalten. Das Publikum denkt, warum

verſteht, kann in jetziger Zeit noch etwas machen; hätte ich nur einen Titel!"

„Da unſere Zeitſchriften gegenwärtig ſo vielſeitig ſeyn müſſen," ſprach ich, „was denken Sie zu dem Titel: Literariſches Hühnerfutter?"

„Wäre nicht ſo übel; man könnte in der Vignette das Publikum als ein Hühnervolk darſtellen, welchem von der Muſe kleingeſchnittenes Futter vorgeſtreut wird; aber es geht doch nicht! in dem Futter könnte eine Beleidigung liegen, weil es ſchiene, als wollte man das Publikum mit dem Abfall von dem großen Mittagstiſch der Literatur füttern; geht nicht!"

„Oder etwa — die Abendglocke."

„Abendglocke? Wahrhaftig! ei, das ließe ſich hören! Es liegt ſo etwas Sanftes, Beruhigendes in dem Wort. Will mir doch den Gedanken bemerken; aber ein kritiſches Beiblatt müßte dazu; ich habe ſchon gedacht, ob man es nicht „der Deſtillateur" nennen könnte."

„Es liegt etwas Wahres in Ihrer Idee," entgegnete ich; „die Bücher werden allerdings neuerer Zeit durch einen chemiſchen Proceß recenſirt oder abgezogen; man deſtillirt ſo lange, bis ſich das X Geiſt, das man ſuchte, verflüchtigt, oder bis der gelehrte Chemiker der Welt anzeigen kann, aus welchen verſchiedenen Beſtandtheilen das Gebräue beſtand, das er zerſetzte; aber das Blatt röche doch zu ſehr nach einer Materialhandlung oder nach gebrannten Waſſern; was halten aber Sie von einem kritiſchen Schornſteinfeger?"

Der Buchhändler ſah mich eine Zeit lang ſchweigend an und umarmte mich dann voll Rührung. „Ein Fund,

heutzutage auffallend, pikant seyn, wenn es Glück machen soll; so habe ich mich schon lange umsonst auf einen ausgezeichneten Titel besonnen, denn der Titel muß jetzt Alles thun. Hätte ich nur hier einige tüchtige Männer vom Fache, eine kritische oder belletristische Zeitschrift sollte bald dastehen; denn ich bin ein unternehmender Geist so gut als einer."

5. Der unternehmende Geist.

„Man hat jetzt Morgen-, Mittag-, Abend- und Mitternachtblätter, man hat alle Götter- und Musentitel erschöpft, man sieht sich genöthigt, zu den sonderbarsten Namen Zuflucht zu nehmen, will man Aufsehen machen; denn nur der neue Klang ist es, der das Alte, längst Gewöhnte übertönt, und jeder Vernünftige sieht ein, daß eine neue Zeitschrift nicht an und für sich selbst besser ist als die alten. Erzählungen, Gedichte, Kritiken finden sich hier wie dort, und gute Mitarbeiter werden nicht zugleich mit dem Namen des Blattes erfunden."

„Aber, Herr Salzer," erwiederte ich, „warum verlassen denn die Menschen oft die längst bekannten Zeitschriften, um auf ein paar Probeblätter hin eine neue anzuschaffen?"

„Das liegt ganz in unserer Zeit; Veränderung macht Vergnügen und neue Besen kehren gut," antwortete er; „so ist einmal das Publikum, wetterwendisch und weiß nicht warum. Kleider machen Leute, und eine hübsche Vignette, ein auffallender Titel thut in der Lesewelt so viel, als eine neue Mode in einer Assemblee. Wer diesen Charakter der Menschen recht zu nützen

verſteht, kann in jetziger Zeit noch etwas machen; hätte ich nur einen Titel!"

„Da unſere Zeitſchriften gegenwärtig ſo vielſeitig ſeyn müſſen," ſprach ich, „was denken Sie zu dem Titel: Literariſches Hühnerfutter?"

„Wäre nicht ſo übel; man könnte in der Vignette das Publikum als ein Hühnervolk darſtellen, welchem von der Muſe kleingeſchnittenes Futter vorgeſtreut wird; aber es geht doch nicht! in dem Futter könnte eine Beleidigung liegen, weil es ſchiene, als wollte man das Publikum mit dem Abfall von dem großen Mittagstiſch der Literatur füttern; geht nicht!"

„Oder etwa — die Abendglocke."

„Abendglocke? Wahrhaftig! ei, das ließe ſich hören! Es liegt ſo etwas Sanftes, Beruhigendes in dem Wort. Will mir doch den Gedanken bemerken; aber ein kritiſches Beiblatt müßte dazu; ich habe ſchon gedacht, ob man es nicht „der Deſtillateur" nennen könnte."

„Es liegt etwas Wahres in Ihrer Idee," entgegnete ich; „die Bücher werden allerdings neuerer Zeit durch einen chemiſchen Proceß recenſirt oder abgezogen; man deſtillirt ſo lange, bis ſich das X Geiſt, das man ſuchte, verflüchtigt, oder bis der gelehrte Chemiker der Welt anzeigen kann, aus welchen verſchiedenen Beſtandtheilen das Gebräue beſtand, das er zerſetzte; aber das Blatt röche doch zu ſehr nach einer Materialhandlung oder nach gebrannten Waſſern; was halten aber Sie von einem kritiſchen Schornſteinfeger?"

Der Buchhändler ſah mich eine Zeit lang ſchweigend an und umarmte mich dann voll Rührung. „Ein Fund,

ein trefflicher Fund!“ rief er; „was liegt nicht Alles in dieſem einzigen Wort! Die deutſche Literatur ſtellt das Kamin vor, unſere Recenſenten die Schornſteinfeger, ſie kratzen den literariſchen Ruß ab, damit das Haus nicht in Brand gerathe. Ein Oppoſitionsblatt ſoll es werden, Aufſehen muß es machen, das iſt jetzt die Hauptſache; der kritiſche Schornſteinfeger! Und die Kunſtkritiken geben wir unter dem vielverſprechenden Titel: der artiſtiſche Nachtwächter!“ Haſtig ſchrieb er ſich den Namen auf und fuhr dann fort: „Herr! Sie hat mein Schutzengel in meinen Laden geführt; wenn ich ſo hinter meinem Arbeitstiſch ſitze, bin ich wie vernagelt; aber ſchon oft habe ich bemerkt, wenn ich mich ausſpreche, kommen mir die Gedanken wie ein Strom. So, als Sie vorhin von Walter Scott und ſeinem Einfluß ſprachen, ging mir mit einem Mal eine herrliche Idee in der Seele auf. Ich will einen deutſchen Walter Scott machen.“

„Wie? wollten Sie etwa auch einen Roman ſchreiben?“

„Ich? o nein, ich habe beſſeres zu thun; und einen? nein zwanzig! Wenn ich nur meine Gedanken ſchon geordnet hätte. Ich will mir nämlich einen großen Unbekannten verſchaffen, dieſer ſoll aber niemand anders ſeyn, als eine Geſellſchaft von Romanſchreibern; verſtehen Sie mich?“

„Noch iſt mir nicht ganz klar, wie Sie — “

„Mit Geld kann man alles machen; ich nehme mir etwa ſechs oder acht tüchtige Männer, die im Roman ſchon etwas geleiſtet haben, lade ſie hieher ein und ſchlage

nen vor: ſie ſollen zuſammen Walter Scott vorſtellen. ie wählen die hiſtoriſchen Stoffe und Charaktere aus, rathen ſich, welche Nebenfiguren anzubringen wären, ıb dann — "

„O jetzt verſtehe ich Ihren herrlichen Plan; dann richten Sie eine Fabrik, etwa wie jene in Scheerau. ie laſſen ſich Kupferſtiche von allen romantiſchen Gegen= n Deutſchlands kommen; die Koſtüme alter Zeiten nn man von Berlin verſchreiben; Sagen und Lieder ıben ſich in des Knaben Wunderhorn und andern ammlungen. Sie ſetzen ein paar Dutzend junger Leute ihr Haus; die Sechseinigkeit, der neue Unbe= nnte, gibt die Umriſſe der Romane, hie und da chnet und korrigirt er an einem großartigen Cha= ter; die vierundzwanzig oder dreißig anderen aber reiben Geſpräche, zeichnen Städte, Gegenden, Ge= ude nach der Natur — "

„Und," fiel er mir freudig in's Wort, „weil der ne mehr Talent für Gegendmalerei, der Andere mehr r Koſtüme, der Dritte für Geſpräche, ein Vierter, inſter für's Komiſche, Andere wieder mehr für das agiſche — "

„Richtig! ſo werden die jungen Künſtler in Gegend= aler, Koſtümſchneider, Geſprächführer, Komiker und agiker eingetheilt, und jeder Roman läuft durch Aller inde wie die Bilder bei Campe in Nürnberg, wo der ne den Himmel, der Andere die Erde, jener Dächer, ſer Soldaten zeichnet, wo der Erſte das Grün, der eite das Blau, der Dritte Roth, der Vierte Gelb len muß nach der Reihe."

„Und Einheit, Gleichförmigkeit wird dadurch erreicht, gerade wie in Walter Scott, wo alle Figuren offenbare Familienähnlichkeit haben; und eine Taſchenausgabe veranſtalten wir davon, ſo wohlfeil als nur möglich; auf vierzigtauſend können wir rechnen.“

„Und der Titel ſoll heißen: Die Geſchichte Deutſchlands von Hermann dem Cherusker bis 1830 in hundert hiſtoriſchen Romanen!“

Herr Salzer vergoß einige Thränen der Rührung. Nachdem er ſich wieder erholt hatte, drückte er mir die Hand. „Nun, bin ich nicht ein ſo unternehmender Geiſt als irgend einer?“ ſprach er; „was wird dies Aufſehen machen! Aber Sie, Werthgeſchätzter, waren mir behülflich, dieſen Rieſengedanken zu gebären; ſuchen Sie ſich das ſchönſte Buch in meinem Laden aus, und zum Dank ſollen Sie — einer der Vierundzwanzig ſeyn!“

6. Schluß.

So war ich denn durch mein günſtiges Geſchick in Kurzem dahin gelangt, wohin ich mich ſo lange geſehnt hatte. Jetzt hatte ich nicht mehr nöthig, die Leute und ihren Geſchmack in einer Leihbibliothek zu ſtudiren, hatte nicht mehr nöthig, ängſtlich nach Plan und Anordnung eines Werkes oder gar nach vortrefflichen Gedanken umherzuſuchen, ich war ein Glied, ein Finger des neuen Unbekannten geworden, durfte ſchreiben nach Luſt und mein Geſchriebenes gedruckt leſen. Es iſt bekannt, welch großen Erfolg das Unternehmen des Herrn Salzer hatte, und ſchon längſt iſt es kein Geheimniß mehr für die Welt, aus welchen Beſtandtheilen eigentlich der große Unbekannte

beſtand. Es konnte uns nur ſchmeicheln, daß man anfänglich auf berühmte und vorzügliche Schriftſteller rieth, wie z. B. auf den Profeſſor Lur, der indeſſen ſeine Ueberſetzungsmaſchine erfand, den Dichter F. Kempler und andere Treffliche, ja, daß man einen Augenblick ſogar Willibald Alexis, trotz ſeiner bekannten Abneigung gegen die deutſche Geſchichte, im Verdacht hatte. Längſt haben ſich jene ſehr verdienſtvollen Herren genannt, die das Direktorium gebildet haben, und mir bleibt nur noch übrig, Einiges von dem Antheil zu erzählen, welchen ich ſelbſt an dem Unternehmen hatte.

Weil ich einige Theile Deutſchlands genau kannte, erhielt ich zuerſt eine Stelle unter den Gegendmalern. Leider ſchrieb ich aber in dem Roman das Concilium in Konſtanz: „Leicht und ſchwebend trug ſie der Kahn an den rebenbeflanzten Hügeln hin von Baſel nach Konſtanz;“ dieſe Stelle wurde von den ſechs Direktoren überſehen, gedruckt, und die Recenſenten und das ganze Publikum wunderten ſich höchlich, daß man damals den Rheinfall hinauf gefahren ſey, und zur Strafe wurde ich in die Klaſſe der Geſprächführer verſetzt. Geſpräche in Wirthshäuſern, auf Straßen und Märkten, Händel und Wortſtreit wurden mir zugetheilt. In dieſer Eigenſchaft blieb ich, bis einer der ſentimental und heroiſch Sprechenden einen großen Fehler machte. Er ſagte nämlich: „Die Wolken zogen bald vor, bald hinter dem Mond;“ vergebens berief er ſich auf die Autorität eines Herrn S....., aus deſſen hiſtoriſchem Roman er dieſe herrliche Stelle entlehnt habe; man erklärte die Worte für widerſinnig, weil die Wolken nicht hinter

dem Mond vorbeiziehen, und ſetzte ihn ab; ſeine Stelle fiel mir zu. In dieſem Fache leiſtete ich mehr als in den beiden andern. So iſt z. B. der größte Theil des Romans: der Dom zu Aachen oder die Palabine Karls des Großen von meiner Hand. Auch in Barbaroſſa oder die Hohenſtaufen habe ich etwa zehn Kapitel geſchrieben. Meine letzte Arbeit vor Auflöſung des Unternehmens war das achte, neunte und fünfzehnte Kapitel in der Schlacht von Kunersdorf.

Man hat viel über und gegen dieſes großartige Unternehmen, das ich, wiewohl zufällig, in's Leben rief, geſchrieben und geſprochen. Wenn man bedenkt, daß in der kurzen Zeit von zwei Jahren fünfundſiebenzig Bände oder fünfundzwanzig Romane aus der Fabrik des deutſchen Unbekannten hervorgingen, ſo muß man zum mindeſten den Fleiß und die Ausdauer der Theilnehmer bewundern. Man hat vorgeworfen, daß einige geſchichtliche Charaktere gänzlich verzeichnet ſeyen, daß ſogar bedeutende Anachronismen vorkommen; aber wie kraftlos erſcheint ein ſolcher Vorwurf gegen die übrigen Vorzüge des Unternehmens! Sind nicht alle Gegenden ſo treu geſchildert, daß man ſieht, man habe nicht die Natur, ſondern wirkliche Gemälde abgezeichnet? Haben wir nicht bei den Kleidungen unſerer Helden und Damen die Koſtüme des pünktlichſten und genaueſten Theaters von Europa als Vorlegeblätter vor uns gehabt? Hat nicht Herr Salzer mit ſchwerem Gelde allerlei alterthümliches Hausgeräth aus Burgen und Rüſtkammern gekauft, damit wir deſto richtiger zeichneten?

Das iſt hiſtoriſche Wahrheit und Treue, und das iſt es auch, was das Publikum verlangt; das Uebrige, genaue Beachtung der geſchichtlichen Charaktere oder Zeiten, iſt nur Nebenſache; Kleider, Schuhe, Stühle, Häuſer u. ſ. w. wird man in allen fünfundſiebenzig Bänden niemals unwahr finden. Daß nach zwei Jahren ſchon dieſe Art von Darſtellungen aus der Mode kam, war nicht unſere Schuld; aber leider ſcheiterte das ſchöne Unternehmen an der Veränderlichkeit des Publikums. Aus der Mode entſtand das Ganze, und mit dem günſtigen Wind dieſer Mode ſegelten wir auf dem Strom der Geſchichte, und unſer Wahlſpruch war: „Verletzet eher die Wahrheit der Geſchichte, verzeichnet lieber einen hiſtoriſchen Charakter, nur ſündiget nie gegen die Mode der Zeit und den herrſchenden Geſchmack des Publikums.“

Freie Stunden am Fenſter.

Laetus sorte tua vives sapienter.
Horat.

1.

Mein Onkel war geſtorben; er hinterließ ein hübſches Vermögen, das meinen heimlichen Kummer wieder ſtillen konnte; aber er hatte es einer Wittwe vermacht, die er noch in ſeinen alten Tagen gern geſehen. Ich erklärte, der Wille des Seligen ſey mir zu heilig, als daß ich ihn umſtoßen möchte, d. h. die Advokaten hatten mir geſagt, daß ich den Prozeß in allen Inſtanzen verlieren würde; aber die ganze Stadt pries meinen Edelmuth. Sie hatte gut loben, die ganze Stadt; Loben koſtet nichts, aber um ſo viele Hoffnungen betrogen, um das ganze Vermögen des Onkels ärmer zu ſeyn, das war hart! Ich habe in meiner Jugend im Kinderfreund gerne ein Stück geleſen, es hieß: „Edelmuth in Niedrigkeit;“ nachher hat mich oft ein anderes: „Armuth und Edelſinn,“ bis zu Thränen gerührt. — War es vielleicht die Ahnung, daß ich einſt dieſe Rolle ſelbſt ſpielen müſſe, was mir Thränen auspreßte? Meinen einzigen Troſt, meine ſüße Hoffnung, die Tante in Leipzig, rührte vor vier Wochen der Schlag.

Ich, ihr nächſter Leibeserbe, machte bei dieſer Nachricht bedeutende Einkäufe in ſchwarzem Tuch, zog einen ganz neuen Menſchen an, und meine Bekannten wußten ſich dieſen Aufwand nicht zu erklären. Die Tante hat ihre Thaler einem ganz fremden Menſchen vermacht. Ich dachte anfänglich, aus Haß gegen mich, weil ich einmal geäußert: die Zeitung für gebildete und noble Menſchen ſey ſchlechtes Zeug, ſie aber hatte Alles trefflich und genial gefunden; aber nein, es verhielt ſich anders. Die Tante, ich erfuhr es erſt vor einigen Tagen, die ſelige Tante war Schriftſtellerin geweſen. Unter dem Namen Idonia Strahlen hatte ſie in die Zeitung für noble ꝛc. Erzählungen, Aphorismen aus ihrem Leben, Romanzen und dergleichen geliefert. Ja, ſie hatte ſogar Romane für Leihbibliotheken geſchrieben; wer kennt nicht „Lisbetha's letzte Seufzer" in Duodez; „die Mohrenſchlacht oder die grauſamen Herzen, eine ſpaniſche Geſchichte;" wem iſt nicht „meine erſte Liebe oder der blutige Säbel" bekannt? Ich hatte ſie oft auf die Seite geworfen, wenn ſie mir nebſt anderer dergleichen Waare in die Hände fielen; konnte ich denken, daß ſie mich um mein Erbe bringen würden? Idonia las alle ihre Produkte einem Magiſter vor, der ſie quoad stylum korrigirte, reinlich abſchrieb, an die Zeitung für noble ꝛc. oder an die Verleger verſchickte und, wenn ſie erſchienen waren, in ſechs oder acht Journalen günſtig recenſirte. Es konnte nicht fehlen — die ſelige Tante hinterließ ihm ihren Mammon.

Das neue Kleid war gekauft und konnte nicht mehr ungekauft gemacht werden; ich verkaufte mein Piano

um jenes zu bezahlen. Es war gut, daß nicht noch etwas ſchwereres zu vergüten war. Als mir nämlich die Kunde von dem Tod der ſeligen Idonia kam, als ich mich im neuen Kleide vor dem Spiegel muſterte, fand ich, daß ich gut genug zu einem Ehemanne ausſehe. Wenn ich nicht irrte, ſo mochte dies auch des Oberhofmeiſters Trinette finden. Ich hatte Ausſichten, gemächlich mit einer Frau leben zu können; ich las aufrichtige Liebe in ihren ſchönen, braunen Augen; ich wollte endlich einen Schritt vorwärts thun, da kam die Leipziger Poſt, der Magiſter hatte das Erbe und ich — blieb ſtehen, ich ging rückwärts. Jetzt erſt war ich arm, denn ich hatte keine Hoffnung mehr. Ich dachte ernſtlich über meine Stellung in der Welt nach und fand, daß ein armer Teufel eine um ſo traurigere Rolle ſpiele, je weiter er oben ſteht. Moreau's Rückzug wird für das glänzendſte gehalten, was dieſer große General gethan hat. An mir war es jetzt, eine ähnliche Operation zu machen; ich mußte mich ohne Schande aus den Salons zurückziehen, mein Rückzug mußte einem Siege gleichen, wenn ich mir das Erröthen erſparen wollte. Man kann ſich denken, daß ich am ſchwerſten daran kam, jene treffliche Stellung zu verlaſſen, die ich gegen die Baſtion Trinette eingenommen hatte. Meine Vorpoſten waren ſchon ſo weit vorgeſchoben, daß ſie täglich mit dem Feinde plänkelten, ich war daran, die Laufgräben zu eröffnen, es war mathematiſch gewiß, daß ich ſiegen mußte; wer hat eine ſolche Stellung nicht mit einer Thräne im Auge aufgegeben?

Aber mein Rückzug war meiſterhaft; es fand ſich eine Gelegenheit, gegen Trinette den Eiferſüchtigen zu

ſpielen; ich erſchien einige Abende bei den fröhlichſten Soupers, bei den glänzendſten Bällen düſter und in mich gekehrt, es fiel auf, und jetzt hatte ich gewonnen. „Er iſt melancholiſch," ſagte die ganze Stadt; ich war melancholiſch, denn ich hatte ja nichts mehr, um die Freude zu bezahlen, die Melancholie kann man aber umſonſt haben. Ich gab meine vier Zimmer in der Hauptſtraße auf und bezog ein kleines Stübchen in einem entlegenen Theile der Stadt; „nein, wie er melancholiſch iſt!" ſagten die Leute. Ich ſpeiste ſonſt im erſten Gaſthof; jetzt ließ ich mir die Speiſen aus einer Garküche bringen; „er iſt ein Narr," war das Urtheil der Welt, und Jeder, der mich ſah, fragte mich theilnehmend, wie es mir gehe? Die Ehre war gerettet; ich wollte lieber für einen Narren, für melancholiſch — als für einen armen Teufel gelten.

Es wohnt ſich übrigens ganz gut in dem kleinen Stübchen. Die einzigen Meubles, die mir gehören, ſind ein großer Fauteuil, ich konnte es nicht über's Herz bringen, ihn zu verkaufen, denn meine gute Mutter war darin verſchieden; das andere war ein Schreibtiſch, der beinahe ein Drittheil des Stübchens einnahm — mein Vater hatte daran gearbeitet. Anfangs vermißte ich mein Piano ſehr ungern. Es gab in meinem Tag ſo manche freie Stunden, die ich mir mit Muſik verkürzt hatte. Aber bald entdeckte ich ein Meuble, das mir noch größern Genuß verſchaffte als das Klavier; es war mein Fenſter. Mein Stübchen lag im zweiten Stock; ich konnte, wenn ich mein Opernglas zu Hülfe nahm, ganz bequem in die Etagen meiner Nachbarn ſchauen; ich lernte beobachten, und ſtundenlang ſaß ich an meinem Fenſter. Ich komme

mir oft vor, wie der Ritter Toggenburg. Es iſt zwar kein Nonnenkloſter, dem gegenüber ich mein Hausweſen aufgeſchlagen habe; aber doch ſchaue ich vielleicht nicht mit geringerer Andacht nach dem ſchönen, zweiſtöckigen Haus und lauſche, bis ein Fenſter klingt, und ich auch Worte vernehme. Auch bleibe ich ſo nach und nach ein Junggeſelle wie der melancholiſche Ritter, doch ſoll mich Gott bewahren, daß ich darüber das bischen Geiſt aufgebe wie der Toggenburger, und es wäre mir höchſt fatal, wenn man von mir ſagte:

Und ſo ſaß er, eine Leiche,
Eines Morgens da,
Nach den Fenſtern noch das bleiche
Stille Antlitz ſah.

2,

„Chriſtel!“ ſagte ich am Morgen, nachdem ich mich eingerichtet hatte, zu der alten Aufwärterin, die mir den Kaffee brachte, „Chriſtel, wer wohnt da gegenüber in dem breiten Hauſe?“

„Parterre wohnt der Schuhmacher Rupfer, mitten die gnädige Frau, und oben der Doktor und der Lieutenant.“

„Nicht ſo ſchnell, Chriſtel, nicht ſo ſchnell, da weiß ich ſo viel als vorher; wem gehört das Haus?“

„Dem Schuhmacher, daß mir's Gott verzeih',“ antwortete ſie, „iſt es nicht eine Sünde, daß ein Schuhmacher einen ſolchen Palaſt hat? Das kommt aber Alles von der Ruſſenzeit. Da hat ihm ſein Vetter, der Kriegsrathskanzliſt, eine Schuhlieferung verſchafft, und weil die Ruſſen bekanntlich große Füße haben, ſo — “

„So war auch der Abfall groß, natürlich; aber
ſind die Leute? Der Meiſter ſcheint früh auf zu
n, ich ſah ſchon um fünf Uhr Licht; auch einige Mäd-
n glaubte ich zu bemerken.“

„Der Alte um fünf Uhr auf?“ rief Chriſtel mit
gwerfender Miene: „ja, dem thut's Noth; der lebt
ein großer Herr ſeit der Ruſſenzeit und ſteht vor acht
r nicht auf. Sie werden ſchon merken, wann er auf-
ht. Geht ein rechtes Geſchrei los in der Werkſtatt,
ren Sie einen Mann ſchimpfen und die Mädchen heu-
, ſo iſt der Alte aufgeſtanden; das iſt alle Tage, die
ott gibt, ſein Morgenlied.“

„Wer arbeitet denn aber ſo frühe am Tag in der
erkſtatt? Sind die Mädchen ſo fleißig?“

„Wie man will;“ erwiederte ſie, „es iſt eigentlich
r Pariſer, der Geſelle des Schuhmachers, und Bren-
rs Karlchen, der Lehrjunge; dieſe arbeiten vom frühe-
n Morgen; aber auch Mamſell Caroline, die größere
it den ſchwarzen Augen, iſt mit der Thorglocke auf.
rüher hätte man ſie nicht mit zehn Pferden aus dem
ette gebracht; aber ſeit der Pariſer im Haus iſt, ſteht
an alle Morgen ſchon um fünf Uhr auf; das macht,
: lebt mit ihm in einem unchriſtlichen Verhältniß.“

„Und im erſten Stock wohnt die gnädige Frau?
Sie heißt ſie denn? Hat ſie Familie?“

„Es iſt die Frau Oberforſtmeiſterin von Trichter.
)er Mann iſt geſtorben, ſie hat zwei Fräulein und einen
ngerathenen Sohn. Sie thun auch zu vornehm; es ſoll
icht immer richtig ſeyn mit dem Geld, und die Titel und
)rnehme Bekanntſchaften kann man nicht wechſeln laſſen.“

„So, die wohnt hier?“ Ich hatte in den Zirkeln, die ich vor meinem Rückzug beſuchte, von einer ſolchen Frau von Trichter gehört; doch erinnerte ich mich nicht mehr gewiß, was von ihr geſprochen wurde. „Und oben?“ fuhr ich fort, indem ich auf die Fenſter zeigte, die in gleicher Höhe mit den meinigen waren; „Oben?“

„Nun, da wohnt der Doktor und der kleine Lieutenant.“

„Was iſt das für ein Doktor? ein Mediciner?“

„Nein, es iſt kein Menſchendoktor; aber ſo viel ich weiß, ſoll er ein gelehrter Herr ſeyn, der Doktor Salbe, und Bücher ſchreiben. Ich habe ihm früher auch den Kaffé gebracht, aber er macht ihn jetzt ſelbſt, der Hungerleider, in der Maſchine mit Spiritus. Wenn er ſich nur die Finger recht verbrennte, mit dem Weingeiſt! was hat er nöthig mit der Maſchine Kaffé zu machen? Aber freilich, jetzt ſoll Alles mit Maſchinen gehen und mit Dampf. Sie gönnen einer armen Frau nicht einen Groſchen mehr, den ſie ehrlich erworben.“

„Und der Lieutenant,“ unterbrach ich ihre Philippica gegen den Maſchinenkaffé des Doktors, „wie ſagſt Du, daß er heiße?“

„Man nennt ihn in der ganzen Nachbarſchaft nur den kleinen Lieutenant. Er iſt ein freundlicher Herr, aber reich muß er auch nicht ſeyn, denn er reitet um ſechs Groſchen ſpazieren und hat zwar große Sporen, aber kein Pferd.“

Chriſtel hatte unter dieſen Belehrungen mein Stübchen aufgeräumt und ging.

Die Lampe der Schuſter war verlöſcht, ein ſchönes Mädchen trat aus dem Hauſe und machte die eiſernen Stangen der Fenſterladen los; die Laden öffneten ſich von innen, ein hübſcher, junger Mann ſah heraus, um die Stange herein zu nehmen; das ſchöne Kind reichte ſie hin, zog ſie zurück, wenn er helfen wollte, ſie neckte ihn, daß er nicht ſchneller ſey als ſie. Das wird der Pariſer ſeyn, dachte ich, und das Mädchen mit den ſchwarzen, feurigen Augen, mit dem blühenden Roth auf den Wangen iſt wohl niemand anders als Mamſell Caroline, des Meiſters Tochter. Dieſe Sonne zog mich an. Sie ſchienen ſich verglichen zu haben, der junge Mann emfing die Stange, man ging an den zweiten Laden. Hier erneuerte ſich das Schauſpiel; der Pariſer drohte ihr, er zeigte mit dem Finger auf ſeinen Mund und dann auf ſie, es war deutlich, er drohte ihr mit einem Kuß und ſie — lachte und gab die Stange nicht. Welch' unchriſtliches Verhältniß! Man ging endlich an das dritte Fenſter; der Laden ging auf, der Pariſer erſchien mit einer Eiſenſtange bewaffnet und machte Ausfälle gegen ſeine Schöne; ſie parirte, aber **malheureusement**, mochte der Pariſer denken, ſeine Stange gleitete ab und zerſchlug klirrend eine Scheibe. Man ſenkte beſtürzt die Waffen, die feindlichen Parteien vereinigten ſich, um das Unglück zu betrachten; eine kleine Figur wurde auf der Bank hinter dem Pariſer ſichtbar, es war wohl Brenner Karlchen, der Lehrjunge, der ſo jammervoll die Hände über dem Kopf zuſammenſchlug; der böſe Meiſter, der ſeit der Ruſſenzeit erſt um acht Uhr aufſteht und deſſen Morgenlied Geſchrei und Zanken iſt, fiel mir

ein — gewiß, ihn fürchteten ſie, vor ihm zitterten ſie. Der Pariſer zog ein Stückchen Geld aus der Taſche, er drehte es hin und her, es war ſehr klein, — er fuhr wieder in die Taſche, er brachte nichts mehr hervor; wer will es ihm verargen? es war ja geſtern Sonntag, und ich wollte wetten, er war mit Carolinchen auf dem Tanzboden und hat ihr fürſtlich aufgewartet. Er ſah ſein Stückchen Geld an und erröthete. Das ſchöne Kind drängte ſeine Hand mit dem Geld zurück; ſie zog ein Beutelchen aus dem Buſen und zählte ab, was etwa zu einer neuen Scheibe reichen konnte; der Pariſer widerſetzte ſich, aber er ſchien der ſüßen Gewalt ihrer Blicke nachzugeben; ſie gab dem jammernden Burſchen das Geld, man hob das Fenſter aus, und bald ſah ich ihn aus dem Hauſe und um die nächſte Ecke traben. Mögen die Götter ſeine Schritte lenken, daß er nicht fällt und die übrigen zwei Scheiben mit zerbricht! Aber dieſe Unterbrechung hatte die Freude der beiden Leutchen geſtört; Caroline ging ins Haus, der Geſelle an die Arbeit, und ich ſah nur noch, wie das Mädchen hie und da ängſtlich zum Fenſter herausſchaute, als wolle ſie Brenner Karlchen mit dem Fenſter erſpähen; wenn der Vater kam, ehe er zurück war, wenn er den Schaden bemerkte, den ſie beide angerichtet — ich glaubte in ihren Mienen dieſe Angſt zu leſen. Doch war ich überzeugt, wenn dieſer unglückliche Fall eintreten ſollte, ſo nahm ſie die Schuld auf ſich; hätte der Alte nicht auf ſo manches ſchließen können, wenn er den Kampf mit den Eiſenſtäbchen erfuhr? Es ſchlug acht Uhr, unwillkürlich fing ich ſelbſt an unruhig zu werden; ich glaubte im Geiſt den Lieferanten der

Ruſſenzeit in weiten Pantoffeln herbeiſchlurfen zu hören; ein böſer Huſten wird ihn ſchon zuvor anzeigen, wie wird er toben, wie wird er fluchen, wenn er —

Da kommt Brenner Karlchen um die Ecke gefahren; er hat das Fenſter unter dem Arm; jede Spur von Angſt iſt aus Carolinchens Zügen verſchwunden; ſie nimmt dem Burſchen das Fenſter ſchon von der Straße ab, ſie hängt es ein, triumphirend ſchaut ſie durch die neue Scheibe; der Pariſer ergreift ihre Hand und zieht ſie vom Fenſter; wird er noch Zeit gefunden haben, ſeine fürchterliche Drohung zu vollziehen und ſie für die Neckerei an ihren friſchen Lippen beſtrafen?

3.

Die Jalouſien des zweiten Stockes mir gegenüber öffneten ſich, ich erſchrack; ein ungeheurer Knebelbart ſchaute zum Fenſter heraus. „Das iſt ſicher der kleine Lieutenant,“ ſagte ich zu mir, „das muß ein fürchterlicher Kriegsmann ſeyn!“ Ich wagte es wieder aufzublicken und nach ihm hinüber zu ſchielen; wo hatte ich nur meine Augen gehabt, daß ich vor ſeinem Anblick ſo erſchrack? Der Bart war allerdings bedeutend und gehörte in die Klaſſe der grimmigen, aber hinter dieſem Wall von Haaren lag ein kleines, freundliches Geſichtchen, ein Näschen, das ſchalkhaft zwiſchen dem Grimmigen hervorguckte, ein paar wackere Aeuglein, die auch nicht im geringſten zum Erſchrecken eingerichtet waren. Der Kriegsmann hatte mit der Bruſt nicht ſehr weit über den Fenſterſims emporgeragt, als er die Jalouſien öffnete; jetzt hatt' er ſich wohl einen Stuhl ans Fenſter gerückt,

denn er erſchien auf einmal groß und ſchaute mit dem halben Leib auf die Straße herab, doch nach Verhältniß ſeiner Arme und ſeines Kopfes zu urtheilen, mußte er ein kleiner, unterſetzter Mann ſeyn; ich erinnerte mich, daß ihn Chriſtel den kleinen Lieutenant genannt hatte. Nichts deſto weniger brachte er eine ungeheure Pfeife hervor, die bis in den erſten Stock hinabreichte. Sie mochte ein bedeutendes Gewicht haben, denn der kleine Lieutenant hielt ſie mit beiden Fäuſten, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren.

Als der Kriegsmann einige Zeit ſeinen Morgenbetrachtungen nachgehängt haben mochte, fing er an mit der langen Pfeife an den Jalouſien zu ſeiner Linken zu pochen. Sie thaten ſich auf, ein mageres, bleiches Geſicht, eine lange, hagere Figur, in einen geblümten Schlafrock gehüllt, ſchaute hervor; es war der Doktor Salbe.

Die Straße, in der ich wohne, iſt ziemlich ſchmal; ich konnte, wenn ich das Fenſter öffnete, das Geſpräch meiner Nachbarn hören; ich öffnete daher mein Fenſter, ließ die Gardinen herab, um nicht von ihnen bemerkt zu werden, und lauſchte.

„Wo habt Ihr Euch geſtern Nacht herumgetrieben, Doktor?“ ſprach der Lieutenant mit ſchalkhaften Blicken, indem ſich der Bart zu einem angenehmen Lächeln bis an die Ohren verzog. „Warum kamt Ihr nicht in den goldenen Hahn? Ich wollte wetten, Ihr waret in einem Singthee.“

Der Doktor nickte und zündete ſtill lächelnd eine Cigarre an der Pfeife des Soldaten an. „Ich war im

Singthee," antwortete er mit hohler Stimme; „Lieutenant! da war es wieder herrlich! Im goldenen Hahn geht es mir Sonntags gar zu roh her. Eure Kameraden rauchen ſo ſchlechten Taback, und das Schreien und Schwadroniren von den Gefechten ſetzt meinen Nerven zu. Aber bei dem Profeſſor Nanze war es geſtern wieder göttlich!"

„War die Fremde auch dort?" fragte der kleine Krieger, und deutete auf den erſten Stock ſeiner Wohnung. „Waren auch die beiden Fräulein da?"

„Die Mutter, die Töchter und die Fremde; und wiſſen Sie wohl, wer ſie iſt? ſie wird Couſine titulirt, und die Oberforſtmeiſterin thut ſehr freundlich mit ihr. Und denken Sie, ich wurde ihr vorgeſtellt als Nachbar vom oberen Stock; ſie war holdſelig und hat auch mein Trauerſpiel geleſen und meine Erzählungen in der Zeitung für noble Leute."

Auch ein Genoſſe der ſeligen Tante Idonia, dachte ich, und machte ihm hinter den Vorhängen eine Fauſt, denn er ſchien mit dem Leipziger Magiſter im Bunde gegen mich zu ſeyn. Indem hörte man einen wahrhaft hölliſchen Lärm in der Wohnung des Schuſters. Eine tiefe Baßſtimme fluchte und tobte, wie die rauhen Töne des Violons; dazwiſchen hörte man Carolinen und ihre Schweſter in hohen, klingenden Tönen wie Hoboe und Clarinette, und Brenner Karlchen, der wohl Schläge bekam, fiſtulirte mit gräulichen Violinpaſſaden dazwiſchen. Es war kein Zweifel, der Ruſſenſchuſter war erwacht und hielt ſeinen feierlichen Einzug in ſein Reich.

„Hören Sie doch, wie der Alte wieder rumort,“ ſagte der Doktor Salbe; „mich dauern nur die Mädchen, er probirt ſicher an Carolinchen ein paar neue Knieriemen. Apropos, wie ſtehen Sie mit Carolinchen, Lieutenant?“

„Gar nicht;“ antwortete er mürriſch und blies große Wolken vor ſich hin. „Die hochmüthige, ſchnippiſche Perſon! ich weiß nicht, was ſie jetzt wieder im Kopfe hat, ſie dankt kaum, wenn ich ſie grüße. Es iſt mir auch ganz einerlei,“ fuhr er ärgerlich fort; „meine Gedanken ſtehen jetzt auf die Fremde, auf die Couſine; der will ich die Cour machen! Höllenſchwernöthchen, Doktor! das ſollt Ihr mal ſehen.“

„Hoho!“ fiel ihm ſein Nachbar mit hohlem Lachen ins Wort, „wenn Sie erſt wüßten, was ich weiß, Wertheſter!“

„Donner! hat ſie von mir geſprochen? Salbe! Ihr foltert mich; hat ſie von mir geſprochen?“

„Nein! aber ſie ſagte mir viel Schönes über mein Flötenſpiel, das ſie vorgeſtern Nacht in den Schlaf gewiegt habe.“

Ich glaubte, der Lieutenant werde bei dieſen Worten zum Fenſter hinausſtürzen; er hüpfte auf ſeinem Stühlchen hin und her und rückte weiter über die Brüſtung heraus, um dem Doktor näher zu ſeyn. „Und Ihr habt dem lieben Kind doch geſagt, daß ich es bin, der muſicirt?“

„Ja wohl; ich ſagte ihr, daß ich nur Guitarre ſchlage und etwas weniges dazu ſinge; der Flötiſt aber ſey mein Nachbar, der Lieutenant Münſterthurm. Ich *will* Ihnen auch gar nicht im Wege ſtehen; ich habe an

inem neugriechiſchen Roman ſo entſetzlich zu arbeiten, ß ich vor den nächſten vierzehn Tagen an keine Liebe ken kann; aber den goldenen Hahn ſollten Sie ſich gewöhnen; Sie ſollten in gebildete Zirkel ſich einlaſſen, rt können ſie die Couſine treffen."

„Gott ſtraf' mich, Ihr habt nicht Unrecht!" unter= ach ihn der liebende Soldat. „In den goldenen Hahn mmt ſie doch nicht, alſo muß ich ſie andern Orts auf= chen. Aber Ihr kennt ja meine Antipathie gegen das heetrinken; ich riskire, daß ich auf der Stelle krank erde, wenn ich dieſes laue Waſſer zu mir nehme. Was ltet Ihr davon, Doktor, wenn ich Punſcheſſenz mit mir hme in einem Gläschen, und, während ich nach der llen Sitte mit der Taſſe auf= und abſpaziere, heimlich nige Tröpflein in den Thee gieße? dann kann er mir ichts ſchaden."

„Wahrhaftig, das könnten Sie thun; kaufen Sie ſſenz, ich will Sie einführen in Nanze's göttlichen ingthee."

„Am Donnerstag bekomme ich meinen neuen Uni= rmsfrack," antwortete er vergnügt; „dann gehen wir it einander in den Singthee."

4.

Ein Beſuch, der mir gerade jetzt ſehr ungelegen m, unterbrach meine Beobachtungen. Es war einer ner freundlichen Alltagsmenſchen, die, wenn ſie mit s Billard geſpielt haben, auf der Promenade einige ndert Schritte mit uns gingen, in der Loge zufällig ben uns einen Platz fanden, ſich unaufgefordert zu

unſern Freunden zählen. Er hatte ſicher nicht geruht, bis er mein geringes Stübchen aufgefunden, er kam, wie er verſicherte, nur aus Theilnahme, und doch war es die unverſchämteſte Neugierde, die ihn hergetrieben hatte; er und ſein Hund beguckten und berochen jeden Winkel meines Zimmers; ich ſah ihm an, wie er Notizen ſammelte, um Abends einige Damen über mich und meinen Spleen zu unterhalten.

„Sie ſind doch ein glücklicher Menſch,“ ſagte er, „waren Sie in Geſellſchaft, ſo vergaßen die Damen, daß es gegen allen guten Ton ſey, länger als fünf Minuten über einen Gegenſtand zu ſprechen. Man lauſchte begierig auf ihre Worte, weil Sie ein halber Gelehrter ſind.“

„Sie können ſich doch wahrlich nicht beklagen,“ erwiederte ich; „wie glänzend haben Sie vor drei Wochen die Damen unterhalten, als Sie den Brief aus Paris bekommen hatten.“

„Es war der einzige glückliche Abend meines Lebens,“ ſprach er mit ſüßer Wehmuth; „mein Modekorreſpondent hatte den vernünftigen Einfall, mir einige Anekdoten aus den Salons, einiges Neue über Damenputz und über die Stellung einer modernen Pariſerin beim Theeeingießen, und wie ſie in Gegenwart ihres jungen Ehemanns die Schlafhaube aufſetze, zu ſchreiben. Ich brachte es bei Graf C. vor; man fand mich köſtlich; man fand mich liebenswürdig und amüſant. Es war aber auf Ehre der einzige Abend. Aber Sie! wie glücklich ſind Sie.“

„In was ſoll nur mein Glück beſtehen?“ fragte ich ärgerlich über ſeine Ausrufungen.

„Haben Sie nicht immer das verdammte Spiel, der Chevalier de Papillot, von vorn bis hinten ohne Anſtoß behalten können? und ich! wenn ich am herrlichſten friſirt und gebrannt war, ſo wurde das dumme „Chevalier de Papillot a un papillot“ geſpielt, meine Friſur ging zum Teufel, denn ich konnte den franzöſiſchen Sermon nicht behalten und bekam den ganzen Kopf voll Papilloten. Aber Sie! hatten Sie den ganzen Abend nichts gethan, als an einer Thür geſtanden und finſter in die Zimmer geblickt, ſo gab es doch Leute, die Sie ſehr intereſſant fanden. Jetzt verlaſſen Sie ſogar die Welt, werden melancholiſch; ich wollte wetten, wenn ich es geworden wäre, man hätte gelacht, und Sie werden bemitleidet, zurückgeſehnt; es gibt ſogar junge Damen, die ganz offen den Fächer vor das linke Auge halten, wenn von Ihnen geſprochen wird.“

„Den Fächer vor das linke Auge halten? wozu denn, was ſoll es denn bedeuten?“

„Sie wiſſen nicht einmal dieſes Zeichen der trauernden Liebe! das iſt das Neueſte, was man hier in der Liebesſprache kennt, das heißt à la Joco trauern.“

„A la Joco trauern!“ rief ich; „wer trauert denn mit der Windfuchtel vor dem linken Auge um mich?“

„Gehen Sie, das wiſſen Sie nur zu gut; Oberhofmeiſters Trinettchen iſt ganz melancholiſch geworden. Auf Ehre, ich ſah ſie zweimal à la Joco trauern. Iſt das nicht rührend?“

„Was werden Sie heute mit Ihrem Tag anfangen?“ fragte ich, um mir das Erröthen über die trauernde

Joco zu erſparen. „Wo werden Sie ſpeiſen? werden Sie ins Theater gehen?“

„Speiſen,“ ſagte er wehmüthig lächelnd, „ſpeiſen! ich lebe gegenwärtig wie ein Klausner. Denken Sie ſich mein Unglück!“

Ich war begierig; ſollte ihn etwa auch eine Tante enterbt haben, war er vielleicht auf halben Sold geſetzt wie ich? Er ſchien bekümmert, geheimnißvoll.

„Denken Sie ſich mein Unglück! ſchon ſeit einiger Zeit bemerkte ich, daß mir meine Röcke und Weſten nicht mehr recht paſſen wollen. Ich nahm daher das vormalige Maß meiner Taille, (mein Schneider in Frankfurt und ich haben jeder ein Exemplar und zwar aus Drath geflochten, daß es ſich nicht verzieht;) ich nehme es, lege es um, und o Schrecken! ich bin ſeit einem Vierteljahr um zwei Daumen breit ſtärker geworden! Ich war außer mir, ich wüthete, ich war nahe daran, Hand an mich ſelbſt zu legen. Ich entdeckte mich dem jungen Baron F.; Sie kennen ſeinen herrlichen Wuchs, er tröſtete mich, er gab mir Mittel.“

„Nun, in was beſtehen dieſe?“

„Zuerſt mußte ich Rhabarbertinktur nehmen, daß ich beinahe todt war. Dann durfte ich acht Tage lang nichts genießen, als eine Taſſe voll Gerſtenſchleim, einige Auſtern und ein Glas Madera. Alle Morgen nach acht Uhr muß ich ein Glas Kräuteressig trinken und darauf ſpazieren gehen. Es iſt heute der fünfte Tag; es iſt wahr, es hilft, ich bin ſchon um einen Daumen eingegangen, aber meine Kräfte ſchwinden, ich bin ſo ſchwach, daß ich heute Abend nicht werde tanzen können.

nen Zimmer ſchauen; ich nahm mein Opernglas zur
nd und muſterte die Fenſter. Es waren drei junge
d eine alte Dame, die ich ſah; von den Mädchen
aren zwei noch im Negligé; die eine las im Fenſter,
haute übrigens oft über das Buch hinweg auf die Straße;
ie ſchien nicht mehr ſehr jung, ihre Züge hatten ſchon
twas Scharfes angenommen, an ihrem Naſenwinkel
glaubte ich jenes unbeſchreibliche mokante Etwas zu be-
merken, das einer meiner Freunde den Altjungfernzug
nennt.

Die zweite im Negligé ſchien jünger und hübſcher;
ſie ſaß am Klavier und präparirte ſich wohl auf ihre
Lektion oder gar auf einen Singthee. Mama ſaß an
ihrer Seite und ſchien ihr Spiel zu bewundern. An einem
andern Fenſter ſaß ein Kind von ſechszehn bis ſiebzehn
Jahren. Es mußte die Fremde, die Couſine ſeyn; denn
wäre dieſer ſchöne Kopf, wären dieſe Augen, deren Glanz
ich aus ſo weiter Ferne bewunderte, ſchon länger in der
Stadt geweſen, ich hätte gewiß von einer ſchönen Tochter
der Oberforſtmeiſterin gehört. Sie nähte emſig an einem
Kleide, aber dennoch konnte ſie ſich nicht enthalten, zu-
weilen die Vorübergehenden zu muſtern, mit den nied-
lichen Fingern zu deuten, wenn ihr etwas auffiel, und
die Leſende im Negligé zu befragen. Es mußte die Fremde
ſeyn. Ich hatte dazu mehrere Gründe. Die beiden andern
Fräulein hatten gleiche Hauben, gleiche Bänder, gleiche
Ueberröcke; ſie waren die Schweſtern. Die Eine las, die
Andere muſicirte, das ſchöne Kind aber arbeitete; was
war natürlicher, als daß es die Fremde war, die arbei-
tete? Sie hatte ihre Garderobe vom Land mitgebracht.

„Erbärmlicher Affe! der Du mich um eine ſchöne Stunde betrogſt! warum verbieten es die geſellſchaftlichen Sitten, daß ich Dich freundſchaftlichſt aus der Thüre warf?

„Wie vergnügt, wie zufrieden wäre ich mit mir ſelbſt geweſen! wie gut hätte ich mich an meinem Fenſter unterhalten können! Und dieſer hohle Menſch, in deſſen Kopf kein Gedanke war, als der an das Souper heute Abend, deſſen Blick in die Zukunft nicht weiter reichte, als bis zum nächſten Ball; deſſen Erinnerungen nur in Auſtern und Tanzmuſik beſtanden, deſſen Herz kein wärmeres Gefühl kannte als Neid, wenn er nicht die feinſte Taille hatte, oder die Freude, das neueſte Tuch oder die eleganteſte Hutfaçon zu haben; dieſer Menſch durfte ſich meinen Freund nennen, durfte mein ſtilles Aſyl durch ſein Geplauder entweihen? Sind nicht dieſe Menſchen die ärgſten Heiden? Es ſteht im Evangelium: „Ihr ſollt nicht ſagen, was werden wir eſſen, was werden wir trinken, wie uns kleiden, denn nach dieſem Allem fragen die Heiden.“ Und dieſe Leute möchten verzweifeln, weil ſie nicht wiſſen, ob ſie heute in jenem Hotel oder bei dieſem Italiener ſpeiſen werden; ſie ſind in Gefahr krank zu werden, weil ſie in Zweifel ſind, ob ſie ſich ſchwarz oder blau ankleiden ſollen?“

5.

Ich war unter dieſen Gedanken wieder an mein Fenſter getreten. Der Tag war nun auch im erſten Stock gegenüber angebrochen. Ich konnte, weil das Haus auf der Mittagsſeite lag, bis in die Mitte dieſer

ſchönen Zimmer ſchauen; ich nahm mein Opernglas zur Hand und muſterte die Fenſter. Es waren drei junge und eine alte Dame, die ich ſah; von den Mädchen waren zwei noch im Negligé; die eine las im Fenſter, ſchaute übrigens oft über das Buch hinweg auf die Straße; ſie ſchien nicht mehr ſehr jung, ihre Züge hatten ſchon etwas Scharfes angenommen, an ihrem Naſenwinkel glaubte ich jenes unbeſchreibliche mokante Etwas zu bemerken, das einer meiner Freunde den Altjungfernzug nennt.

Die zweite im Negligé ſchien jünger und hübſcher; ſie ſaß am Klavier und präparirte ſich wohl auf ihre Lektion oder gar auf einen Singthee. Mama ſaß an ihrer Seite und ſchien ihr Spiel zu bewundern. An einem andern Fenſter ſaß ein Kind von ſechszehn bis ſiebzehn Jahren. Es mußte die Fremde, die Couſine ſeyn; denn wäre dieſer ſchöne Kopf, wären dieſe Augen, deren Glanz ich aus ſo weiter Ferne bewunderte, ſchon länger in der Stadt geweſen, ich hätte gewiß von einer ſchönen Tochter der Oberforſtmeiſterin gehört. Sie nähte emſig an einem Kleide, aber dennoch konnte ſie ſich nicht enthalten, zuweilen die Vorübergehenden zu muſtern, mit den niedlichen Fingern zu deuten, wenn ihr etwas auffiel, und die Leſende im Negligé zu befragen. Es mußte die Fremde ſeyn. Ich hatte dazu mehrere Gründe. Die beiden andern Fräulein hatten gleiche Hauben, gleiche Bänder, gleiche Ueberröcke; ſie waren die Schweſtern. Die Eine las, die Andere muſicirte, das ſchöne Kind aber arbeitete; was war natürlicher, als daß es die Fremde war, die arbeitete? Sie hatte ihre Garderobe vom Land mitgebracht.

Wenn ſie auch dort nach der Mode geweſen ſeyn mochte, ſo war ſie doch hier ſchon um einige Monate zurück. Der Leib am Kleidchen durfte vielleicht nur etwas weiter ausgeſchnitten, die Garnitur nur etwas höher geſetzt werden, ſo war man noch paſſabel nach der Mode. Auch das, daß ſie ſo frühe ſchon in vollem Anzug war, beſtärkte meine Vermuthung.

Ich hatte einige Zeit mit dieſen Betrachtungen hingebracht, als ich Madame plötzlich aufſtehen ſah; ſie winkte der Couſine, ſie deutete ans Fenſter; das ſchöne Mädchen öffnete und ſah heraus, ſie heftete ihre Blicke auf die Hausthüre. Ich war begierig, wer erſcheinen werde, denn offenbar erwartete ſie jemand, der aus dem Hauſe treten ſollte; war es der Ruſſenſchuſter? hatte der Pariſer ihre Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen? oder ging vielleicht jemand aus dem obern Stock an ihrem Zimmer vorbei? etwa der Doktor, oder Münſterthurm, der kleine Lieutenant? Er war es, der Kleine! Aber welchen ſonderbaren Anblick gewährte er! gleichſam zum Hohn hatte ihm die Natur einen großen Namen gegeben; wer dachte ſich nicht, wenn er vom Lieutenant Münſterthurm hörte, einen Kerl, der dem Kölner oder Straßburger Münſter Ehre machte? Aber er war ein Duodez-Münſterchen. Er hatte eine tiefe, rauhe Stimme; wenn man die Augen zumachte und ihn fluchen und donnerwettern hörte, glaubte man wenigſtens einen rieſenhaften Küraſſier vor ſich zu haben. **Parturiunt montes, nascetur ridiculos mus**; es iſt der kleine Münſterthurm. Er kündigte ſich zuerſt durch das ſchreckliche Klirren eines nachſchleppenden Säbels an; dann kam ein ungeheurer Hut mit wehendem

Federbuſch aus der Thüre, unter ihm wandelte der Lieutenant. Dieſer Soldat ſchien ſeine verkürzten Formen dadurch entſchädigen zu wollen, daß er Alles, was er ſich ſelbſt beilegen konnte, im größten Maßſtabe hatte; ſeinen ungeheuern Bart, die lange Pfeife, die er mit zwei Händen balancirte, hatte ich früher ſchon bewundert. Der Hut ſammt Federbuſch maß drei Schuh in der Höhe, alſo zwei Drittheile von dem Lieutenant; ſein Schwert war eine furchtbare Waffe und reichte ihm, wenn es aufrecht neben ihm ſtand, hoch über die Bruſt. Er führte die längſte Reitgerte, die ich geſehen; lange Sporen raſſelten an ſeinen Füßchen; er ging wohl aus, um einen Morgenritt für ſechs Groſchen zu machen. Er machte Front vor der Hausthüre, ich ſah, daß er unter ſeinem Hut hinauf ſchielte in den erſten Stock; er bemerkte die Fremde, eine angenehme Freude blitzte, mir ſichtbar, aus ſeinen Augen; er that, als hätte er ſie nicht erblickt.

Er hieb mit der Reitpeitſche auf ſeinen Stiefel und rief mit tiefer, dröhnender Stimme: „Johann!“

Ein großer Kerl in abgetragenen Soldatenkleidern fuhr aus dem Haus, ſtellte ſich in militäriſche Poſition, die Hand an der Mütze, und antwortete: „Herr Lieutenant!“

„Schlingel!“ fuhr der Kleine fort, „hab' ich Dir nicht geſagt, Du ſolleſt meine Flöte jeden Abend einſalben mit Mandelöl? Ha! daß Dich das Donnerwetter, ſie hat geſtern Nacht gequickt wie ein Dudelſack. Schmier' ein, ſag' ich Dir, ſalbe das fürtreffliche Inſtrument, daß es weich töne, oder Dich ſoll der T . . . holen und ich laſſe

Dich ſechs Stunden auf die Latten legen, daß Du kein Glied rühren kannſt.“

„Ganz wohl, Herr Lieutenant! aber . . .“

„Was aber, wenn ich befehle, gibt es kein Aber; was willſt Du denn?“

„Ich hätte ſchon geſtern eingeſchmiert und geſalbt, Herr Lieutenant, aber der Grunsky, bei dem ich das ſüße Mandelöl kaufen ſoll, ſagt, er borge — mit Reſpekt zu vermelden, dem Herrn Lieutenant keinen Groſchen mehr.“

„Was? mir das?“ ſchrie Münſterthurm mit entſetzlicher Stimme, daß meine Fenſter zitterten und die ſchöne Fremde erbleichte. „Ich ermorde ihn, ich renne ihn mit dem Säbel durch und durch, ich zerhacke alle Gläſer, Pomeranzen und Citronen in ſeinem Laden in Kochſtücke; der Kukuk ſoll ihn holen, ihn und ſein ſüß Mandelöl!“ Der tapfere Soldat wackelte zu dieſen Worten mit dem Federbuſch, klirrte mit dem Säbel, ſtampfte mit den Sporen, focht mit der Reitpeitſche in der Luft und blinzelte hinauf ans Fenſter, welche Wirkung ſeine Berſerkerwuth hervorbringe. „Doch, es iſt unter meiner Würde, mich über ſolche Canaille zu alteriren;“ fuhr er ruhiger fort, „ich werde ihn verklagen, ſo thu' ich. — Johann!“

„Was befehlen der Herr Lieutenant?“

„Geh in die Apotheke in der Königsſtraße, dort wo es zur Kirche hinunter geht; laß Dir für zwei Groſchen ſüß Mandelöl geben; laß es aufſchreiben — die Welt kennt meinen Namen.“

So ſprach der Lieutenant Münſterthurm. Er nahm ſeinen Säbel unter den Arm, rückte den großen Hut

iefer auf's Ohr und ſchritt mit mächtigem Gange die traße hinab.

Die Fremde aber ſchlug das Fenſter zu, ſetzte ſich ı ihren Platz und lachte.

6.

Ich habe jetzt ſeit mehreren Tagen die Liebenden rterre betrachtet; immer klarer wird es mir, daß ein hr reines Verhältniß zwiſchen Carolinchen und dem ariſer beſteht. Wenn etwas Unchriſtliches in dieſer Liebe äre, ſo müßte es in der Art, wie ſie zuſammen ſcherzen, h zeigen; der Pariſer könnte nicht ſo zart ſeine Gluth rrathen; er würde, wenn er ſchon höhere Rechte ſich geeignet hätte, nicht, wie ich wohl bemerkt habe, um n Küßchen ſo lange betteln und ſogar ſchmollen, wenn es nicht bekommt. Carolinchen könnte nicht mit jenem itern, ungetrübten Muth Scherze ſelbſt beginnen, könnte n nicht aus ihren klaren Augen ſo treuherzig anblicken, enn ſie ſich etwas Unchriſtliches bewußt wäre. Es iſt was Heiliges, Holdes um die Unbefangenheit der erſten ebe, ſollte ſie ſich bei einem Schuſtergeſellen und ſeines eiſters Tochter, oder in dem Boudoir einer jungen ürſtin zeigen; es iſt der herrliche Schmelz, den die nſchuld aushaucht; keine Kunſt erſetzt ihn wieder, enn du ihn abſtreifſt. Oder kann der Maler dem chmetterling die Flügel wieder malen, wenn eine uhe Hand ihn betaſtet und den Blüthenſtaub ver- iſcht hat, womit die Natur ſeinen bunten Mantel über- eidete? Iſt nicht die ſanfte Röthe auf den Wangen nes ſchönen Kindes ein ſolcher Blüthenſtaub? Wird

die Schuldbewußte erröthen, wenn der Geliebte um ein Küßchen bittet? wird ſie die Augen niederſchlagen? Die Kunſt einer Kokette geht weit; ſie kann durch großes Studium vielleicht lernen, wie und wo man die Augen niederſchlagen müſſe; aber jenen holden jungfräulichen Schmelz, jenes rouge fin der Natur kann ſie bei Laugier père et fils, rue bourg l'abbé à Paris nicht kaufen.

Ich traute daher lieber meinen Augen und meinem guten Opernglas, als der böſen Zunge der alten Chriſtel, meiner Aufwärterin, die mir das Verhältniß der beiden Leutchen als ein unchriſtliches ſchilderte. Ich hatte ein paar Pantoffeln nöthig; was war natürlicher, als daß ich meinen Nachbar, den Ruſſenſchuſter mit dieſem Auftrag beehrte? Ich hatte dabei noch eine Nebenabſicht. Der alte Ruſſe, dachte ich, iſt wohl zu bequem und vornehm, als daß er ſich zu mir bemüht; Brenner Karlchen, den Lehrjungen, kann er auch nicht wohl ſchicken, um mein Maß zu nehmen, folglich werde ich den Pariſer bei mir ſehen. Die alte Chriſtel wollte mir zwar das Vorhaben mit Gewalt ausreden; ſie behauptete, daß ich bei dem reichen Nachbar das Doppelte werde zahlen müſſen, aber es half nichts, ſie mußte hinüber. Sie kam bald wieder und berichtete, man werde kommen; ſie lächelte dazu vor ſich hin, als wüßte ſie noch etwas, das ſie ſich unbefragt nicht zu ſagen getraue. Ich konnte ihr ſchon den Gefallen thun zu fragen, denn ſie ſchwatzte gerne.

„Als ich hinüber kam," ſagte ſie, „und ausrichtete, daß Sie ein paar Pantoffeln wünſchten, da — nein, ich kann es nicht ſagen — "

„So ſprich doch, Alte! was ſagten ſie denn?“

„Carolinchen ſah recht mitleidig aus und ſagte: ach, zu dem bleichen Herrn im zweiten Stock drüben? was fehlt ihm denn? er iſt immer zu Haus und ſieht ſo trübſelig durch's Fenſter, und der Pariſer ſagte: ja, und wenn er ausgeht, ſo ſieht er ſo ernſt und traurig aus, was fehlt ihm denn?“

„Nun? und was ſagteſt Du, Alte? Was gabſt Du zur Antwort?“

„Na, ich weiß es ja ſelbſt nicht; ich ſagte, es müſſe Ihnen Jemand geſtorben ſeyn, Sie gehen meiſt in ſchwarzen Kleidern, und da meinten ſie — hi! hi! da ſagte Carolinchen: ach, gewiß iſt ihm ſein Schatz geſtorben, dem armen Herrn, oder es geht ihm gar wie dem armen, jungen Werther, der auch ſo viel gelitten hat.“

„Die guten Seelen!“ dachte ich, „weil ſie lieben, ſo kennen ſie kein anderes Leid, als die Trauer der Liebe! Wie unendlich proſaiſcher iſt doch mein Kummer! Freilich iſt mir ein Schatz geſtorben; der Leipziger Magiſter hat ihn gewonnen. Die alte Tante iſt es, der meine Melancholie gilt, der ſeligen Idonia, der Mitarbeiterin an der Zeitung für noble und gebildete Leute. Wie proſaiſch, wie ſo ganz miſerabel und unpoetiſch! Meine Farbe ſpielt etwas ins Blaſſe, was iſt natürlicher, als daß ich Kummer habe? Ich bin viel zu Hauſe, ich muß über meinen Kummer brüten, ich ſehe melancholiſch aus, ich könnte ſchwer verdauen, ich könnte einen Roman unter falſchem Namen geſchrieben haben und deßwegen auf Geldbuße angeklagt ſeyn. Aber dies alles iſt uns heut

zu Tage zu proſaiſch — er iſt melancholiſch, er muß Liebeskummer haben, ganz erſchreckliche Seelenleiden; ſogar die Schuſtermamſell, die liebende, weiß gleich, wo einen der Schuh drücken könnte. In welcher Schule mag ſie das gelernt haben? Ja! Sie hält mich für größer, als ich bin; ſie vergleicht mich ſogar mit dem jungen, liebenden Werther, dem unvergeßlichen; und ich — muß erröthen, jene enorme Höhe von tragiſchem Pathos noch nicht erreicht zu haben!"

Mit dieſen Betrachtungen beſchäftigt, ſah ich den Pariſer aus dem Hauſe treten. Er ſah gar nicht übel aus, und ich konnte es Carolinchen nicht verdenken, daß ſie gerne mit ihm ſcherzte. Er war nett und elegant gekleidet, denn zu ſolchen Beſuchen wurde der Sonntagsſtaat angelegt. Er iſt ein hübſcher, gedrungener, unterſetzter Burſche, lebhaft, gewandt, es kann ihm nicht fehlen, er muß bei den Mädchen Glück machen. Schon der Name, der Pariſer, weckt tauſenderlei günſtige Meinungen zum Voraus. Der muß die Welt geſehen haben, denkt man, und fühlt ſich nicht wenig geehrt, von ihm zu einem Walzer oder Dreher aufgezogen zu werden. Ich konnte mir denken, daß er ſeine Sitten perfectionirt haben werde. In der Hauptſtadt der Welt, wo die Schuſter in Glaswagen bei ihren Kunden vorfahren und ihre eigenen geheimen Sekretäre haben, welche ſogleich die Maße der Kundfüße zu Protokoll nehmen, wo die Meiſter Künſtler ſind, ein Atelier ſtatt der Werkſtatt haben, mehrere Kurſe über Anatomie anhören, um ſich in ihren Bemühungen um den Fuß zu vervollkommnen, wo die Geſellen nicht auf einfüßigen Schemeln, ſondern in prachtvollen Fauteuils

Schuhe flicken und die Lehrjungen oder Garçons den Drath mit parfümirtem Pech wichſen, in einer ſolchen Stadt hatte er den deutſchen Handwerksburſchen, dieſen aus Flegelei, Courtoiſie und Sinnlichkeit zuſammengeſetzten Kraftmenſchen ausziehen und in den Pariſer fahren müſſen.

Er kam, ich hatte mich nicht getäuſcht. Wie artig wußte er ſich zu verbeugen, den Hut abzulegen und ein paar Fünffingerſtriche durch ſein Haar zu thun! Wie unbefangen näherte er ſich; mit welcher Grazie ſetzte er mir den Stiefelzieher zurecht! Er ſchien mich mit mitleidigen Blicken zu betrachten, der arme Siegwart mochte ihm einfallen, oder gar die Leiden des jungen Werthers, denn er erkundigte ſich dolce nach meiner Geſundheit.

„Sie haben eine angenehme Werkſtatt da drüben,“ ſagte ich zu ihm, indem er mit einem roſenfarbenen Seidenband meinen Fuß maß und ſich Notizen in eine ſaffianene Brieftaſche aufzeichnete; „ich meinte, Ihre Werkſtatt muß hell und freundlich ſeyn?“

„Unſer Arbeitszimmer meinen Sie? O ja, es iſt hübſch und freundlich, und man hat doch auch eine Ausſicht auf die Straße.“

„Nun und die Einſicht iſt gewiß auch nicht übel; läßt Ihnen Mamſell Caroline ſo viel Zeit, auf die Straße zu ſehen?“

Stumm vor Staunen lag er vor mir auf den Knien; er hielt in einer maleriſchen Stellung das roſenfarbene Maß in der Hand, die Brieftaſche war ihm entfallen. „I der Tauſend!“ preßte er heraus, „wie meinen Sie denn das, werthgeſchätzter Herr...?“

„Nun, ich habe letzthin eine kleine Attake mit den eiſernen Ladenſtangen geſehen, wo eine Fenſterſcheibe zerſchlagen wurde, da dachte ich — "

„Ei! ſo hat Brenner Karlchen doch recht gehabt," rief er, „er hat geſagt, Sie haben herausgeſehen; ja, ich hatte einen kleinen Spaß mit des Meiſters Tochter."

„Und wenn ich recht geſehen, iſt ſie Ihnen gut, die Mamſell?"

Der gute Pariſer wurde über und über roth, und ein Strahl der Freude ſchien aus ſeinen ehrlichen Augen zu dringen. „Was hilft es mir auch, wenn mir das Mädchen gut iſt?" ſagte er nach einigen Augenblicken leiſe, „ich kriege ſie doch nicht!"

„Und Warum nicht," fragte ich verwundert; „ein geſchickter Arbeiter, der ſogar in Paris gelernt hat, dieſen ſollte der Meiſter verſchmähen?"

„Es iſt wahr," ſagte der junge Schuſter nicht ohne Selbſtgefühl, „ich habe in Deutſchland und Frankreich gelernt; ich habe in Paris, Amſterdam, Berlin und Frankfurt in den berühmteſten Ateliers gearbeitet, aber was hilft's? der Meiſter iſt reich und vornehm, er wird nächſtens Stadtrath werden, er ſucht ſeine Tochter in vornehme Familien zu verheirathen. Ein Bierbrauer, ein Schweinmetzger, ein Rothgerber, alles vornehme und angeſehene Herren, die wenigſtens ihre zwanzig- bis dreißigtauſend Thaler ſchwer ſind, haben um Carolinchens Hand angehalten, und der Alte iſt nur noch im Zweifel, wem er ſie geben ſoll."

Der arme Burſche dauerte mich, er hatte Thränen in den Augen, während er mir das erzählte. „Und Carolinchen?" fragte ich.

„Ach! das iſt gerade mein Jammer; ſie hat mich lieb, wir haben es vergangenen Sonntag auf dem Tanzboden einander geſtanden. Wenn ich wollte, ſie liefe mit mir davon, denn ſie mag keinen andern als mich; aber ich weiß wohl, in den Romanbüchern werden oft junge Frauenzimmer entführt, die es nachher recht gut bekommen; aber was kann ich ihr anbieten? Bis ich Meiſter werde zu Haus, geht mein kleines Vermögen vollends darauf, und ich ſoll ſie in ein Haus voll Kummer und Sorgen führen? Nein! ſie wird mich vielleicht doch auch vergeſſen können. Sie ſoll heirathen, wie es der Vater will; ſie wird dann eine vornehme, wohlhabende Frau, und wenn ſie erſt ein paar liebe Büblein hat, denkt ſie nimmer an unſere Liebſchaft und an den armen Pariſer.“

„Aber Sie? können Sie ſo ruhig entſagen? Wird es Ihnen nicht recht ſchwer werden, von Carolinchen zu ſcheiden?“

„Ich mag nicht daran denken,“ antwortete er, „es würde mir jede Stunde verbittern; wenn einmal geſchieden ſeyn muß, ſo ſoll es ſchnell gehen. Wohl wird es mich ſchmerzen, wenn ich wieder ſo allein in die weite Welt hinaus muß, denn hier kann ich nicht bleiben; aber ich denke dann, es wandert mancher arme Teufel durchs Reich, den es im Herzen noch weit ſchwerer drückt als ſein Bündel auf dem Rücken; ſo gehts halt in der Welt!“

Er ging mit einer Thräne im Auge von mir.

„Alſo auch hier die unglückſelige Macht der Verhältniſſe!“ dachte ich; „auch hier der Eigenſinn der Väter, auch hier das eifrige Streben nach Geld und Ehre! Man ſpricht von dem Unglück hochgeborner junger Damen,

daß ſie nicht dem Zug des Herzens, ſondern dem Gebot der Verhältniſſe folgen müſſen. Man bedauert Prinzeſſinnen, daß für ſie wahrſcheinlicher Weiſe das Glück ſtiller, beglückter Liebe verloren ſey; man beklagt junge Gräfinnen und Fräulein von altem Adel, daß ihrem Auge kein Mann gefallen dürfe, der nicht ſechzehn Ahnen gehabt, daß ihre Seele legitimer Weiſe kein Bild erfüllen dürfe, das nicht ſtiftsfähig wäre. Hat die Tochter des Ruſſenſchuſters ein glücklicheres Loos? Es werben reiche Grafen, beſternte Diplomaten um die Hand einer jungen Dame, der Arme, Unberühmte muß zurücktreten; hier kommen ganz außerordentlich vornehme und angeſehene Leute und wollen Carolinchen zur Frau, wer ſind ſie? Bierbrauer, Schweinemetzger, Rothgerber; ſollte nicht der Pariſer eben ſo gut, ſogar noch paſſender für ſie ſeyn? Mit nichten! jene haben Geld und Anſehen in der Stadt, ſie ſind außerordentlich vornehm; Carolinchen muß ſie heirathen. Aber welche Nöthigung iſt bei alle dieſen Fällen? Der Vater des Fräuleins wird die Achſel zucken und ſagen: die Verhältniſſe. Verflucht ſey, wer dieſes Wort erfand, um einen Begriff zu bezeichnen, der auf Vernunft und Recht keinen Anſpruch machen kann!"

Ich war ergrimmt über dieſe Unnatur des Schuſters, und in meinem Grimm mußte ich die Reſignation des Pariſers bewundern. Wäre dieſer Fall in den höchſten oder in den Mittelſtänden vorgefallen, der Amoroſo hätte ſich entweder erſtens mit ſeinem durch die Verhältniſſe begünſtigten Nebenbuhler ſchießen wollen, oder zweitens, er hätte gewüthet, ſeiner Geliebten das Leben verbittert.

ihr geflucht, gedroht ſich zu erſchießen und erſt auf ihr inſtändiges Bitten ſich das Leben geſchenkt, oder drittens, er wäre ins Waſſer geſprungen, oder viertens, er wäre tiefſinnig geworden, und dieſes letzte iſt das Allgemeinere. Nicht ſo der Pariſer; er ſieht ſein Unglück voraus; er könnte zur Noth einen dummen Streich machen, aber das Glück und die Ehre der Geliebten iſt ihm theurer — er liebt und vergißt ſein Unglück, bis es da iſt, und dann ſchnallt er den Ranzen und wandert traurig durch das Reich. Man wird ſagen, er hat nicht jenes tiefe Gefühl, nicht jene feinere Bildung, die zur wahren Liebe und zum tieferen Schmerz der Liebe gehört; kann man glauben, daß ein Schuſtergeſelle ſo innig lieben könne als ein Dragonerlieutenant, oder ein Legationsrath, oder gar als ein junger Doktor? Kleinliche Thorheit, die du auch hier wieder die Gefühle nach den Ständen abmeſſen willſt! Die Aeußerungen dieſes armen Burſchen ſind erhabener als die Rotomontaden hochgeborner Liebhaber, ſie zeugen von tieferer Empfindung als eure erlernten und erleſenen Sentiments, und ſeine Reſignation iſt edler als euer Toben und Wüthen gegen das Schickſal. Er will ſich nicht ſchießen mit ſeinen Nebenbuhlern wie der Legationsrath; er will ſich nicht in ſeinen eigenen Sonetten erſäufen, wie der Doktor; er ſchließt die Geliebte zum letzten Mal in die Arme, wirft ſein Ränzel auf den Rücken, nimmt den Wanderſtab und geht. Sein Unglück fühlt er tief, wenn er zum letzten Mal die Thürme der Stadt, die er verläßt, aus der Ferne ragen ſieht; aber er denkt, es wandert noch mancher arme Teufel durchs Reich, den es im Herzen noch weit ſchwerer

drückt, als sein Bündel auf dem Rücken. Er trocknet eine Thräne ab und geht. Aber der Dragoner und der Legationsrath und der Doktor? Wenn jener nicht geblieben ist, wenn sich dieser nicht erschoß, wenn der Doktor nicht ertrunken — so gehen sie auch und geben sich zufrieden. Aber freilich, es gehört dazu, daß sie vorher etwas weniges gestöhnt und gejammert hatten. So wollen es die Verhältnisse!

7.

Vor einigen Tagen traf ich am dritten Ort meinen Nachbar, Dr. Salbe. Er erkannte mich als Nachbar, freute sich, mich zu sehen, und lud mich ein, ihn hie und da zu besuchen. Ich versäumte es nicht. Dr. Salbe ist ein unterrichteter Mann, und ich bin gerne in seiner Gesellschaft. Anfangs war es mir schwer, seiner Einladung in den goldenen Hahn zum zweiten Mal zu folgen; diese qualmende Bierstube wollte mir, da ich an diese Tabakshöhlen nicht gewöhnt war, nicht zusagen; aber ich gewöhnte mich daran, und so mancher Kernwitz, der in dieser Gesellschaft fiel, die gewaltige, tönende Sprache der Lieutenants, die aus allen Wissenschaften zusammengeholten Ausdrücke der jungen Doktoren entschädigten mich für das Aeußere. So war es auch in Dr. Salbe's Haus. Eine Unordnung, beinahe Unreinlichkeit ohne Gleichen. Wenn er mir ein neues Gedicht vorlesen wollte, blickte er mit Falkenaugen im Zimmer umher und fuhr dann oft plötzlich unter den Tisch, denn dorthin hatte sich der Wisch verloren. Einmal erzählte er mir von einem Sonett, an welchem er drei Tage

gedreht habe. Es ſey ganz unübertrefflich und die Ausgänge tönen wie lauter Italieniſch und Spaniſch unter einander. Er ſuchte in allen Ecken, auf allen Tiſchen, in allen Fächern; es fand ſich nicht. Endlich führte ihm der Zufall ein zuſammengedrehtes, halbverbranntes Papier in die Hand. Er ſah es an, er erblaßte, er ſchlug ſich vor die Stirne. „O ihr Götter!“ rief er aus, „mit meinem herrlichſten Sonett hat der verdammte Lieutenant Münſterthürmchen ſeine Pfeife angezündet! Wie hätteſt du geglänzt, klangvolles Gedicht, in der Zeitung für noble und gebildete Leute! Jetzt muß ich dich aus meinem miſerabeln Gedächtniß compenſiren. Du biſt ein Torſo, und ich ſoll dir neue Füße einſetzen!“

Trotz dieſer ſchrecklichen Unordnung gefiel es mir wohl bei Salbe. Er hatte eine gewiſſe gelehrte Atmoſphäre, die jeden ſchlechten, trivalen Gedanken zu erſticken ſchien; man konnte ſich ganz behaglich in ſeiner Nähe fühlen, denn er hatte eine ungemeine Literatur im Kopf, und belehrte im Geſpräch auf angenehme Weiſe. Wir ſprachen eines Nachmittags, den ich bei ihm zubrachte, von Literatur und ihrem Einfluß auf die Menſchen. Ich ſagte: „die Franzoſen haben das vor uns voraus, daß alle ihre Geſchichtswerke, ihre Romane, ihre Gedichte, ſelbſt ihre philoſophiſchen Bücher ſo geſchrieben ſind, daß ſie jeder leſen kann. Die Werke ihrer größten Geiſter ſind unzählige Mal als Stereotypen gedruckt; ich habe oft auf meinen Reiſen geſehen, daß ein geringer Handwerker, ein Soldat, ſelbſt ein Bauer, ſeinen Voltaire, ſeinen Roſſeau las; dadurch wird die Intelligenz unbegreiflich geſteigert, daher kommt auch,

daß jene Redner in der Kammer ſo ungeheuer wirken; nicht durch den verſchwebenden Schall von der Tribüne, der Einzelnkampf richtet dort wenig aus, wo man in Maſſen kämpft, ſondern durch die Verbreitung dieſer Reden durch die öffentlichen Blätter. Der geringere Bürger, der Landmann lieſt begierig dieſe Reden; ſeine Lektüre hat ihn vorbereitet, das Wahre von dem Falſchen zu ſondern, und ich verſichere Sie, ich habe dieſe Leute mit einer Wahrheit, mit einer Tiefe über die Schönheiten einer Rede, über die Wendungen eines Satzes ſprechen hören, die mich in Verwunderung ſetzte und die ich vergebens ſelbſt in unſern Mittelſtänden, bei dem Kaufmann, dem Künſtler, dem Schreiber ſuchen würde."

„Sie machen damit unſerm Vaterland und ſeinen Schriftſtellern ein ſchlechtes Kompliment," antwortete Dr. Salbe. „Es iſt wahr, die eigentlichen Gelehrten bei uns bilden ſich eine eigene Sprache; ſie konnten ſich aus dem frühern lateiniſchen Jargon nicht gleich in das ehrliche Deutſch finden. Daher kommt es, daß man bei uns außer platt, ſchwäbiſch und hochdeutſch, auch noch Kantiſch, Schellingiſch, Hegeliſch ꝛc. ſpricht und ſchreibt; man muß zu dieſen Sprachen eigene Wörterbücher haben, um ſie zu verſtehen, und es iſt kein Wunder, daß man Kant ins Deutſche überſetzt hat.

„Aber ſagen Sie mir um Gottes willen, wozu denn dieſe Sprachverwirrung? Wie können denn unſere Philoſophen auf die Intelligenz des Volkes wirken? Und dazu ſind ſie ja doch auf der Welt."

„Im Gegentheil," erwiederte Salbe, „da haben Sie eine völlig unrichtige Anſicht. Es mag dies vielleicht

bei den franzöſiſchen Philoſophen der Fall ſeyn. Aber bei uns ſind die Philoſophen nur für den Katheder geſchaffen; ſie haben nur das kleine Publikum, das vor ihnen in den Bänken ſitzt, über Sonne, Mond und Sterne und die Erbſünde aufzuklären; ſonſt haben ſie lediglich nichts mit dem Publikum zu thun. Kennen Sie denn nicht den Artikel im Regensburger Reichstagsabſchied?"

„Wie? Ein Artikel über die Philoſophen? Kein Wort habe ich davon gehört."

„Man wußte wohl, daß die populäre Philoſophie der Franzoſen für das Volk durchaus ſchädlich ſey, weil die Menſchen dadurch Aufklärung, eine Art von illegitimer Vernunft bekommen; daher hat man ſehr weiſe damals das Geſetz erlaſſen und heimlich auf allen Univerſitäten und Gelehrtenanſtalten verbreitet: Alldieweilen die durch die in das für ſich ſchon intelligente Leben ſo leicht eingreifende Philoſophie angeſteckten Menſchen allzuleicht rebelliſche ſogenannte Ideen bekommen, ſo ſollen die für die auf den zu der Vorbereitung junger Leute errichteten Inſtituten beſtehenden Lehrſtühle angeſtellten Philoſophen dahin gehalten ſeyn, daß wenn ſie Bücher ſchreiben, ſo in dies Fach einſchlagen, dieſe alſo abgefaßt ſeyen, das andere zu dieſer Wiſſenſchaft nicht beſtimmte Leute ſolche gar nicht capiren können."

„Das ſtand im Regensburger Reichstagsabſchied?"

„Ja wohl, und daher dämmten die Philoſophen ihre Bücher mit allerlei wunderlichen Redensarten ein, ſo daß, wenn ein ungelehrter Bürger in ein ſolches Opus hineinſchaute, ihm die Worte vor den Augen herumtanzten,

ihm die überſchwänglichen Gedanken wie ein Mühlrad im Kopf herumgingen und er in Gefahr war, darüber ein Narr zu werden. Es war dies auch ganz gut; Sie wiſſen, die Deutſchen ſind eine Nation, die gar zu ſchnell Feuer fängt wie naſſer Zunder, daher war dies Mittel ganz gut. Denken Sie nur an jene Zeit! wo eine Regierung dies Interdikt aufhob und ein Gelehrter Reden an die deutſche Nation in natürlicher Sprache hielt, was entſtand daraus für ein Spektakel! Man hat daher das Interdikt aufs neue geſchärft, ja die Philoſophen müſſen jetzt ſogar myſtiſch ſprechen; ſelbſt wenn einer z. B. über Deutſchland und die Revolution ſchreiben wollte, müßte er ſeiner Rede kurzen Sinn in dieſe Wortſpezereien einbalſamiren."

„Ha! jetzt erſt iſt mir das große Geheimniß unſerer Literatur klar und deutlich! Alſo daher kommt es, daß wir ſo weit zurückbleiben; da bleibt alſo für das Volk nichts übrig, als Genofeva und Eulenſpiegel?"

„Das möchte ich doch nicht behaupten," ſagte Salbe; „unſere mittlern und untern Stände leſen ſehr viel, nur natürlich nichts, was auf den geſunden Menſchenverſtand Anſpruch machen könnte. Sie haben ihren Spieß, ihren Cramer, ihren Lafontaine, in neuerer Zeit hauptſächlich ihren Clauren. Alles lieſt, aber unſchädliches Zeug, das ihren Verſtand ganz gelinde afficirt. Geſpenſtergeſchichten, Mordthaten, Räuberhiſtorien, Heirathsaffairen mit vielem Geld ꝛc."

„O Gott! weiter nichts! ſo kommen alſo unſere größten Geiſter, ein Schiller, ein Goethe, ein Tieck nicht unter das Publikum?"

„Behüte! Schiller kennen ſie zur Noth vom Theater her, aber er iſt meiſt zu hoch für ſie, eigentlich zu gut. Von Goethe, Tieck, Jean Paul weiß man nichts. Sie haben für die Ewigkeit geſchrieben, aber nicht für unſer Volk.“

Der äſthetiſche Klubb.

Conticuere omnes, intentique ora tenebant.

„Wertheſter!“ ſprach mein Freund zu mir, als wir die Treppen meines Hauſes herabſtiegen; „Sie würden ſich ſehr irren, wenn Sie glaubten, es gebe nur in höhern Ständen äſthetiſche Geſellſchaften. Jene herrlichen Thees, wo feingebildete Menſchen ſich über die neueſten Erzeugniſſe der Literatur beſprechen, finden ſich, nur unter anderer Form, auch unter den gemeineren Leuten. Wie jene mit dem Theewaſſer eine neue Novelle oder einen Sonettenkranz einſchlürfen, ſo haben dieſe ihre eigenen Schriftſteller, welche ſie beim Biere mit derberem Stoffe bewirthen.“

„Und zu einem ſolchen äſthetiſchen Biere werden ſie mich führen, Doktor?“

„Gewiß! der Meiſter des Hauſes, wohin wir wandern, geht alle Nachmittage in die Schenke; ſeit nun der neue Geſell im Hauſe iſt, wird jeden Nachmittag äſthetiſcher Klubb gehalten. Er iſt ein ſchöner Geiſt und beſorgt mit großer Auswahl die Lektüre. Die beiden Töchter des Meiſters und einige Freundinnen aus der Nachbarſchaft bilden den Damenzirkel; ſie ſtricken oder nähen, trinken

dünnen Kaffé dazu, den die Mädchen unter ſich bezahlen, und eine von ihnen hat das Amt des Vorleſers; denn der neue Geſell arbeitet ſtreng an ſeinen Schuhen fort; ſein Geſchäft beſchränkt ſich darauf, den Zirkel auf die Schönheiten des Geleſenen aufmerkſam zu machen. Er und der Leipziger trinken Bier. Ich war ſchon einigemal in dieſen Klubbs; natürlich hüte ich mich wohl, in die Schönheiten ihrer Literatur einen Zweifel zu ſetzen. Ich ſtaune und bewundere mit ihnen; und ſo bin ich wohl gelitten in dieſem Kreiſe und darf es wagen, Sie einzuführen."

Wir ſtanden vor der Thüre und horchten; aber das war kein fröhlicher Leſeklubb! ich ſah den Doktor ängſtlich an, denn deutlich hörte man ein vielſtimmiges Schluchzen und Weinen; es wurde mit jammernder Stimme etwas geleſen; wir ſtrengten unſere Ohren an, aber vernahmen nur Geſtöhn und tiefes Herzſeufzen.

„Ha! ſie leſen etwas Tragiſches!" rief mein Freund; „das iſt köſtlich; nur zu! wir wollen ihr Pathos beobachten." Er machte raſch die Thüre auf; welch' ſonderbarer Anblick! auf einer Erhöhung ſaß der Leipziger und heulte laut; es wollte ihm beinahe das Herz abdrücken, und ſein Lieblingsdichter hatte für dieſen Zuſtand geſorgt. Neben ihm ſaß der neue Geſell; ſein Schmerz war nicht minder tief, aber er beherrſchte ihn mit männlicher Feſtigkeit; doch auch ihm hing eine Perle in den Wimpern. Auf der Seite ſaßen fünf oder ſechs hübſche Mädchen, unter denen ich Carolinchen ſogleich erkannte; ſie ſchienen einem geliebten Todten ein letztes Opfer zu bringen, denn *ſie* wiſchten mit den Schürzen ihre ſchönen weinenden

gen und in ihren Mienen war ein ſo wahrer Ausdruck
Kummer und namenloſem Jammer, daß ich über die
ſe ihrer Empfindungen ſtaunte.

Sie nickten uns zu, wir nahmen ſchweigend Platz.
hu' nur nicht ſo erſchrecklich, Leipziger!" ſagte der
e Geſell mit dumpfer gebrochener Stimme; „ſie wird
bald vollends ausgerungen haben, die arme Seele;
chen Sie nur gefälligſt weiter, Jungfer Köhlerin."
eſe wiſchte ihre Thränen ab, die wie ein Waſſerfall
abrollten und las mit zitternder Stimme weiter.

Sie hatte geendet und legte ſchnell das Buch nieder;
Mädchen weinten noch etwas weniges in der Stille
t; der Leipziger aber vertrank ſeinen Schmerz in einem
chtigen Zuge Bieres.

„Wir ſind heute leider zu ſpät gekommen, um noch
as von Ihrer Lektüre profitiren zu können. Was ha-
Sie heute geleſen?"

„Rochus Pumpernickels Tod;" antwortete der neue
ſell. „O, Herr Doktor, das iſt eine ſo grauſam rüh-
de Geſchichte, als im ganzen Evangelium keine ſteht!"

„So? A. v. S. macht auch rührende Geſchichten?"
gte jener weiter; „ich habe bisher geglaubt, er ſey
mer nur fröhlich und heiter und laſſe ſeine Leutchen
rathen, nebſt ſchöner Mitgift von ein paar Mil-
nchen?"

„Ja, wir haben es anfangs auch geglaubt," ent-
gnete Carolinchen; „es ging ſo hübſch und fröhlich an."

„Das iſt gerade das Schöne, daß man glaubt, es
mme Alles ſo freudig wie immer, und dann kommt es
f einmal hageldick mit dem Unglück. Das iſt um ſo

rührender, daß einem die Thränen unwillkürlich laufen; ach und wie wahr iſt es! nicht alle Liebenden können ja glücklich werden! dies beweist der Siegwart und Werthers junge Leiden, die ich in Mannheim geleſen habe, und viele andere rührende Hiſtorien. Und ſieht man es nicht alle Tage?" ſetzte er gerührt hinzu, indem er nach Carolinchen blickte, „wie viele zärtliche Liebſchaften hat ſchon das grauſige Schickſal getrennt!"

Carolinchen weinte ſtill; der Leipziger aber ſchlug mit dem Hammer auf den Abſatz eines Stiefels, daß es Funken gab. „Den Kerl, den Alten ſoll der Teufel holen; er iſt an allem ſchuld, der heimtückiſche Sakermenter; hier möcht' ich ihn haben, zwiſchen meinen Knien, ich wollte ihn hämmern wie Sohlenleder!"

„Ja, der iſt an allem ſchuld," klagten die Mädchen.

„Sie lieben alſo dieſen Schriftſteller?" fragte ich; „Sie ſcheinen ihn allen andern vorzuziehen?"

„Gewiß!" ſagte der neue Geſell. „Sehen Sie, es mag wohl ſonſt noch Dichter geben; aber ſie ſind nur für die vornehmen Leute, ſie ſind uns zu hoch; da iſt nun A. v. S. gerade recht für uns, ſo gemein wie er ſchreibt keiner. Ihn verſtehen wir; wenn er etwas ſagt, ſo weiß man auch, was er will. Ich kann Sie verſichern, es iſt mir oft, wenn ich ihn leſe, als ſäße ich im Bierhaus, und mein Kamerad, der Straubinger oder der Hamburger, erzählte mir eine ſchöne Geſchichte."

Ich ſah mich nach meinem Freund um, er ſaß ganz ernſthaft da und rief alle Augenblicke aus: „es iſt zum Erſtaunen!"

„Und Kernmädchen hat er,“ fuhr der große Kritiker rt, ſo ſchön und köſtlich, daß einem ordentlich der und wäſſert. Nicht wahr, Ihr Jungfern?“

Die Mädchen erröteten, doch was ſie ſich lächelnd die Ohren flüſterten, mochte den Satz des Leipzigers cht umſtoßen.

„Vox populi, vox Dei!“ ſagte ich; „denken viele nte ſo wie Sie?“

„Ich bin weit herumgekommen,“ erwiederte er mit euer, „aber überall fand ich die gleiche Liebe für dieſen kann! Alle Handwerksburſchen von Bildung laſſen ſich r ihn todtſchlagen.“

Der Doktor ſtand auf, er mochte glauben, ich habe t genug gehört, um ſeine Behauptung beſtätigt zu ben. Wir nahmen Abſchied von dieſem äſthetiſchen ubb und gingen. Unter der Hausthür nahm er meine and. „Und was meinen Sie?“ ſagte er, indem Spott d Hohn um ſeinen Mund, aus ſeinen Augen blitzte: lauben Sie jetzt, daß auch in Deutſchland ein Schrift- ller allgemein werden könne? Was wollen Sie mit en Franzoſen, die ihren Voltaire hinter dem Pfluge ſen und von den Reden eines Foy in den ärmlichſten tten begeiſtert ſind? kann nicht auch bei uns ein großer eiſt durchdringen und ein Mann des Volkes und allge- ein werden?“

„Ja,“ erwiederte ich und drückte ihm die Hand, „er nn es, wenn er es verſteht, gemein zu ſeyn.“

Ein paar Reiſeſtunden.

Bruchſtück.

Vorwort an Madame J. Floret,

Eigenthümerin des Hôtel de Flandre, rue Notre Dame des Victoires à Paris.

Sehr verehrte Frau!

Sie gehören unter die wenigen Menſchen, die mir auf mein ehrliches Geſicht hin und ohne andern Schein als etwas Scheinheiligkeit getraut haben, und ich würde ihre trefflichen Eigenſchaften, ein gutes Herz, nachſichtige Augen, ein offenes Ohr und einen für rue Notre Dame des Victoires hinlänglichen Verſtand öffentlich gemacht haben, auch wenn ich es Ihnen nicht verſprochen hätte.

Als ich, verſehen mit allem, was ein muthiges junges Herz unterſtützt, in ihr Haus trat, da dachte ich freilich nicht, es einſt ſo plötzlich verlaſſen zu müſſen; doch wäre auch jene Begebenheit ſchon damals vor meiner ahnungsloſen Seele geſtanden, an eine ſo romantiſche, ſamaritaniſche, beinahe unglaubliche Zuverſicht einer Eigenthümerin eines Hôtel garni hätte ich nie geglaubt.

Ich vergeſſe jenen Abend nie, als ich vor Schrecken, willen und Angſt beinahe leblos bei ihnen eintrat, ch meiner Rechnung fragte und ihnen geſtand, daß ich reiſen müßte. Ich hatte von allem gemünzten Gold, s auf der Erde umherrollt, noch zwei Zwanzigfranken- cke, von dem ungemünzten in Barren, Gefäßen und ſchmeiden einen Ring, und alles übrige ſchätzbare be- nd in einigen Kleidern, welche rechtlicherweiſe noch ht mir gehörten.

Ihr Scharfblick, verehrte Frau, oder nenne ich es der barmherzigen Inſtinkt? kurz jene unbegreifliche mung ſagte ihnen in einem Augenblicke Alles; Sie lugen das wohlbekannte Buch von grünem Saffian f, Sie liſpelten freundlich: vierhundert und fünfzig anken, und ich wiederholte mit bebender Zunge: vier- ndert und fünfzig! Und als ich ihnen dann meinen mmer auseinander zu ſetzen wagte, wie gütig waren ie da, wie mütterlich beſorgt fragten Sie nach den inſten Umſtänden!

Genug! Sie haben mir aus einer Verlegenheit ge- lfen, die, ſo klein ſie dem Namen nach ſeyn mochte, r mich in jenem Drang der Umſtände niederdrückend, merzlich war. Es war in meinen Augen, obgleich ich wiß war, ſchon im folgenden Monat meine Schuld zen zu können, nichts anderes als ein Geſchenk; denn nten Sie wiſſen, daß ich ehrlich genug ſeyn werde, die mme heimzuzahlen? Und mit welcher Urbanität wuß- Sie es zu bieten! wie fein wußten Sie der peinlichen thwendigkeit, eine Wohlthat annehmen zu müſſen, es Drückende zu benehmen! Es iſt heute ein Jahr

ſeit jenem Abend verfloſſen, aber noch heute ſteht jedes Ihrer Worte deutlich und wie gedruckt vor meiner Seele. „Es haben ſchon viele deutſche Doktoren bei mir gewohnt," ſprachen Sie, bald auf Ihr Buch, bald auf mich blickend, „meiſtens au cinquième und quatrième, Sie ſind der erſte geweſen au second; alle haben geraucht wie Sie, alle haben ſchlecht franzöſiſch geſprochen, alle verlangten anfangs ein Kopfkiſſen von Federn ſtatt meiner trefflichen Rollen von Roßhaar, keiner von ihnen konnte mit dem Kaminfeuer zurecht kommen, faſt alle ſchrieben den ganzen Vormittag, oft bis vier Uhr, und Gott weiß, was ſie geſchrieben; aber alle waren redliche, ehrſame Leute, und mir, ich geſtehe es (ihre runden Köpfe und blonden Haare abgerechnet) lieber als meine jungen Landsleute, die über einen unpolirten Nagel an der Wand eine Stunde ſprechen können und doch nicht mehr werth ſind, als daß man ſie daran aufhänge. Ich habe gehört," fuhren Sie fort, „daß alle dieſe jungen Herren, wenn ſie nach Deutſchland zurückkehren, unſere ſchöne Hauptſtadt in Büchern beſchreiben und weitläufig erzählen, was ſie daſelbſt gehört und nicht gehört, geſehen und nicht geſehen haben. Mein Vetter, Doktor D—, Sie müſſen ihn oft bei mir geſehen haben, und die Leute behaupten, er ſehe mir ähnlich, obgleich ſein Teint dunkler iſt als der meinige, nun dieſer Vetter iſt Mitarbeiter am Globe, und es iſt nicht die ſchlechteſte Zeitung, die in Paris geleſen wird. Die Deutſchen, Madame, ſagte er mir oft, ſind in der Geſellſchaft nicht zu gebrauchen, aber die Feder iſt ihre Zunge; ſie ſind treffliche Leute mit der Feder und in der That gelehrt; ihre Literatur fängt

an bei uns bekannt zu werden, und es iſt nicht das Schlechteſte, was wir vom Auslande empfangen. So ſprach er oft, und meine Achtung vor Ihren Landsleuten ſtieg."

Monſieur Off," fuhren Sie fort, denn mein Name war Ihnen nicht geläufig, „Sie haben viel geſchrieben, ſo lange Sie auf Nro. 15 im Hotel de Flandre waren. Doktor K., Ihr Landsmann, hat mich auch verſichert, daß man ſchon einige von Ihren Schriften gedruckt habe; Monſieur Off, gegen einen ſolchen Mann kenne ich meine Pflichten, und dieſe Rechnung (Sie machten einen dicken Strich dadurch) ſoll Ihnen nicht länger beſchwerlich fallen; aber Sie werden auf Ihrer Seite auch ſo gütig ſeyn, meiner und meines Hauſes in Ihrer nächſten Schrift zu erwähnen, und ich weiß, dieſe vierhundert und fünfzig Franken werden mir dann ſchöne Zinſen tragen."

„Wahrlich, verehrte Frau, noch zur Stunde kann ich nicht glauben, daß es Ihnen mit jener Bitte Ernſt war; denn wer von meinen Landsleuten wird gerade deßhalb, weil ich dort wohnte, Ihr Hotel beziehen? Dies Buch, vor welches ich Ihren Namen ſetze, Sie ſelbſt können es nicht leſen, und Jean, le garçon, ſpricht zwar die Worte Brod, Schnaps, Salz, Wein, Wurſt, Durſt, Bett, die er auf ſeiner militäriſchen Durchreiſe bei uns zu lernen die Gnade hatte, deutlich genug aus; aber auch er wird unſere Buchſtaben ſo wenig leſen können, als die gothiſchen Charaktere an den Boutiken der deutſchen Schneidermeiſter, die ihn oft zu Verwünſchungen ſteigerten. Vielleicht wohnt irgend einer meiner Landsleute au quatrième, und in dieſem Fall können Sie ſich einige Kapitel überſetzen laſſen, vorausgeſetzt, daß Sie ſein ang und ong verſtehen.

Auf jeden Fall aber müſſen Sie ſich durch Ihren gelehrten Vetter von der Redaktion des Globe ein Certifikat verſchaffen, daß à la tête dieſer Schrift wirklich eine Zueignung an Sie zu leſen iſt; denn Sie könnten glauben, dadurch, daß ich darauf beſtand, meine Rechnung zu tilgen, habe ich mich von meinem Wort und einer angenehmen Pflicht losgeſagt. Wem könnte ich ein Buch, in dem meine Landsleute flüchtige Zeichnungen der Sitten Ihres und meines Volkes finden ſollen, würdiger zueignen, als einer liebenswürdigen Repräſentantin des neuen Frankreichs, einem Kinde der Revolution, das, obgleich ſo weit entfernt von Politik als vom Studium der Geographie, die Abſchnitte ſeines Lebens nach den Leiden und Freuden ſeines Vaterlandes zählt? Sie wurden von der Sturmglocke des dreizehnten Vendemiaire aus Mutterleibe geläutet; als Bonaparte ſich die Krone Karls des Großen auf die Stirne ſetzte, warf Sie, Neugierige, eine Volkswelle an die Treppe des Hotel Dieu; die Stirnnarbe, die Sie davon trugen, iſt noch nicht verſchwunden, aber ſie ſteht Ihnen gut und Sie wiſſen es. Bald fluchte Ihr junges der Liebe erſchloſſenes Herz Cäſarn und ſeinem Glück, denn Ambroiſe, der hübſche Commis aus der Rue Montmartre, ſollte als Voltigeur helfen Rußland erobern, und bald beweinten Sie Frankreich und ſich — Ambroiſe mit erfrornen Beinen konnte nicht wieder über die Bereſina voltigiren. Monſieur Floret war Ambroiſes Nachfolger in der Wohnung Ihres Herzens; jedoch erbte er nicht das ganze Appartement, er mußte ſich mit einer Kammer begnügen, die andern blieben für Ambroiſes Andenken verſchloſſen. Alle

Kammern konnten ſich indeſſen nicht enthalten bange zu klopfen, als Herr Floret im Kleide der Pariſer National-garde, Gewehr in Arm, Abſchied nahm, um an die Barrière zu fliegen, und Sie — zum letzten Male umarmte, he er unter Blüchers erſtem Kanonendonner wiederkam. Frankreichs Geburtswehen beſchleunigten Ihr Glück; Sie liegen mit Ludwig XVIII. auf den Thron des Zahltiſches und ſaßen ungleich feſter, denn Sie bedurften ſeitdem keiner Reſtauration; ja, Herrn Florets Tod, der an dem Tage, wo der alte Lilienſtengel eine junge alte Knospe trieb, zu Père la Chaiſe ſchlafen ging, ſtatt ihn zu erſchüttern, diente dazu, ihn zu befeſtigen. — Leben Sie wohl auf Nimmerwiederſehen, einfache, und — meine Landsmänninnen mögen die Naſe rümpfen, ſo viel ſie wollen — tugendhafte Frau! Ihr Andenken ſoll mich begeiſtern, wenn ſich die liebenswürdige Seite Ihres Volkes mir zuwendet, ich werde ſie aufſuchen und mit Liebe aufſuchen, und ewig ſollen mir die Worte unvergeßlich bleiben, die Sie im Augenblicke des Abſchieds, anfangs in einem Tone, als ſeyen Sie die Sprecherin Ihrer Nation der meinigen gegenüber, dann mit zitternder Stimme und feuchtem Auge ſprachen: „Monſieur, ich achte Ihre Nation, und dieſe Achtung hat ſich vermehrt, ſeitdem ich die Ehre hatte, Sie kennen zu lernen. Reiſen Sie glücklich, und kommen Sie ſchnell wieder in das ſchöne Frankreich, wenn Sie zu Hauſe friert, — car je suppose, qu'il n'y pas loin de chez vous aux glaces, où mon pauvre petit Ambroise a péri.“

Es ſind ſchon ſo viele Reiſen nach Paris geſchrieben und gedruckt worden, daß man eine eigene Bibliothek davon errichten könnte, und es ſcheint, es ſey eine ſehr überflüſſige Mühe, nach der tauſendſten noch die tauſend und erſte herauszugeben; dennoch kann keinem Reiſenden das Recht beſtritten werden, ſeine eigene Reiſe zu beſchreiben, ſo wenig als einem verboten werden könnte, ſeine Biographie oder Reiſe durchs Leben herauszugeben: weil er etwa nur Nachtwächter, Doktor der Philoſophie und nicht König, Kaiſer oder Goethe war; jeder lebt, denkt und reist anders als ſein Vordermann, und es kommt am Ende weder auf die Reiſe noch auf die Beſchreibung, ſondern darauf an, ob einer etwa ſo viele Leſer findet, als ich mir wünſche.

Vergebens würde übrigens einer aus meiner Reiſebeſchreibung zu berechnen hoffen, wie viele tauſend Thaler ein junger Mann etwa in einem Monat brauchen könnte, wo die beſten Nachtlager und die theuerſten Mittageſſen, wo die höchſten Thürme und die breiteſten Straßen ſeyen. Vergebens wird einer, der thöricht genug iſt, ſie als guide des voyageurs mitzunehmen, nach andächtigen Empfindungen und richtigen Notizen über irgend ein bedeutungsvolles Monument blättern; ich ſchreibe weder zu Erbauung noch zur Bereicherung der Geographie, ich dränge niemand meine Empfindungen auf, denn jeder hält am Ende doch ſeine eigenen für die beſten; ich will nur wieder erzählen, was ich gehört habe, nur einiges vorübergehende, aber bedeutungsvolle, was andere nicht geſehen haben, will ich beſchreiben.

Darunter gehört z. B. nicht das Städtchen Saarlouis, ſondern die Leute, die von dort aus in dem Metzer Eilwagen mit mir fuhren; obgleich es beinahe ſo viele Geſchichten von Poſtwagen gibt, als Geſpenſterſagen und Lichtkarzmärchen, ſo bin ich doch verſucht, von einigen dieſer Perſonen zu ſprechen.

Ich ſaß in einer Ecke und mußte es mir gefallen laſſen, wenn mich die übrigen ſo aufmerkſam betrachteten, wie ich ſie; es iſt mir übrigens gewiß nicht zu verargen, wenn meine Blicke hauptſächlich auf einer jungen Dame mir gegenüber hafteten, von deren Antlitz ich freilich nichts ſah als eine dunkle Locke und ein glänzendes Auge; denn eine große Kapuze, welche ſie am Mund mit einem Tuch verſchloſſen hielt, umhüllte den Kopf; daß ſie jung ſey, ſagte mir nicht nur die ſchlanke Taille, die Behendigkeit, womit ſie in den Wagen geſtiegen war, ſondern auch ein gewiſſer Aberglaube; denn meine Baſe in Frankfurt hatte mir prophezeit, ich werde mit einer ſchönen jungen Dame nach Paris fahren. Ich bemerkte, daß ihr die Stellung der nächſten vier Füße unbequem ſey, machte ihr Raum, konnte aber nicht verſtehen, in welcher Sprache ſie mir dankte, denn ich hatte bei dem Manoeuvre einen dicken Mann, ihren Nachbar, auf ſeinen Leichdorn getreten, und er brummte vernehmlich und deutſch. Es war Morgens vier Uhr, die Luft kühl, aber gegen acht Uhr mußte nach meiner Rechnung der Nebel und mit ihm die Kapuze der ſchönen Nachbarin fallen.

Ein Mann mit kühnem, dunklem Geſicht und ſchwarzen Falkenaugen, einen ſchon in's graue ſpielenden Bart um die Oberlippe, ſaß in der andern Ecke neben dem

dicken Mann. „Ein ächt franzöſiſches Geſicht, ein Offizier,“ dachte ich, „und zwar einer von der alten Armee und auf halbem Sold, denn ſeine Kleidung iſt etwas ärmlich, er ſieht unzufrieden aus und will wahrſcheinlich die Ehrenlegion Heinrichs IV. nicht tragen, denn er hat kein Band im Knopfloch. Welche Gedanken ſprechen aus dieſem dunkeln Auge! dieſelbe Straße nach Deutſchland iſt er in der Revolution als junger feuriger Patriot, nachher als Offizier des Kaiſers, vielleicht an der Spitze eines Regiments gezogen! Auf dieſem Wege vielleicht hat er ſeine tapfern Truppen aus den Feldzügen von Sechs und Neun zurückgeführt! Jetzt bezeichnet ihm dieſe Kaiſerſtraße nur noch wehmüthige Erinnerungen ehemaliger Größe; noch lange nicht iſt ſeine ganze Generation in's Grab geſtiegen, und doch iſt alles dahin vorangeeilt, was ihnen groß und theuer war, und dieſes ſchöne Frankreich däucht ihnen ein großer Kirchhof, wo ihr Ruhm und ihre Hoffnung begraben liegen, und auf eine frohe Urſtänd warten.“

Der kleine junge Mann an meiner Seite könnte etwa ein angehender Kaufmannsdiener ſeyn, in meinem Herzen halte ich ihn aber für einen deutſchen Schneider, der nach Paris reist, um ſich auszubilden. Noch gibt es einen jungen Menſchen in einem blauen flandriſchen Hemde an der Seite meines Nebenmannes; er ſchläft ſchon und iſt ſeinem Geſicht nach unbedeutend.

Bis jetzt wurde noch kein deutliches Wort unter der Geſellſchaft gewechſelt. Nach und nach ſchlafen die meiſten, nur das Auge der jungen Dame ſehe ich hie und da aus der Kapuze leuchten.

Fünf bis ſechs Uhr Morgens.

Der dicke Mann ſchnarcht ſchrecklich; ſein Kopf droht auf die Schulter der jungen Dame zu ſinken; ich bringe ihn durch einen kleinen Fußtritt zu ſich ſelbſt, er fährt auf, ſetzt ſich zurecht, ſchläft wieder ein und ſchnarcht von neuem. Seine Bewegung hat den franzöſiſchen Obriſt erweckt; er ſieht ſich unzufrieden und ſtolz um. Es gefällt mir nicht, daß er eine ungeheure Doſe von Horn hervorzieht und ſchnupft; er ſchläft bald wieder ein.

Die Morgenluft weht immer kälter. „Soll ich vielleicht das Fenſter vorziehen? wird es Ihnen nicht zu kalt?“ fragte ich ſo freundlich als möglich die junge, ſchöne Dame, uud denke erſt bei „zu kalt“ daran, daß wir längſt auf franzöſiſchem Boden ſind und Mademoiſelle kein Deutſch verſtehen wird. Aber ſie antwortet mit heller, wohltönender Stimme, jedoch ohne die Kapuze zu lüften: „Wenn es Ihnen ſelbſt nicht zu kalt wird, danke ich; ich bin wohl verwahrt.“

Alſo eine Deutſche, dachte ich, nun, um ſo beſſer, da werde ich doch ſobald unſere Sprache nicht verlernen. „Ihr Nachbar, mein Fräulein,“ fuhr ich fort, „iſt wohl etwas unbequem für Sie; der Wagen iſt zu enge, als daß ein ſolcher Koloß mit Recht in der Mitte ſitzen dürfte.“

„Und doch möchte ich ihn noch weniger zum tête à tête,“ erwiederte ſie.

Ich erröthete beinahe über dieſe Artigkeit und war doch eitel genug zu fragen: „und warum?“

„Ich denke, ein ſchlafender Koloß würde nicht ſo artig ſeyn, auf meine Bequemlichkeit Rückſicht zu nehmen.“

Ich weiß nicht, ob ſie mir wirklich dadurch für ihre Sicherſtellung vor den breiten Hufen des dicken Mannes danken wollte, aber ich verbeugte mich, murmelte etwas von Schuldigkeit gegen Damen und war in demſelben Augenblicke wieder unmuthig über mich ſelbſt, weil ſie doch vielleicht mich nicht gemeint hatte, ließ die angeknüpfte Unterhaltung fallen und ſuchte wie ein gleichgültiger Reiſender auszuſehen, obgleich noch mancher Streifblick an dem glänzenden Auge der jungen Dame vorüberflog.

Sechs bis ſieben Uhr.

Die Pferde werden gewechſelt; die Schlafenden erwachen und ſtarren mit glanzloſen, ſchläfrigen Augen auf einige zerlumpte Weiber und Kinder, die mit ihrem kreiſchenden Patois und ihren Holzſchuhen einen unangenehmen Lärm machen. Der Obriſt zieht an einem alten ledernen Riemchen eine ſilberne Uhr aus der Taſche, und ich denke, er müſſe ſeit der Reſtauration ſehr zurückgekommen ſeyn. Der dicke Mann hat ein unerträglich dummes Geſicht, und wenn ich ihn nicht für einen Viehhändler halte, ſo iſt nur ſeine reinliche Kleidung ſchuld; ich mache ihn zu einem holländiſchen Krämer. — Man fuhr weiter, und aufs neue zogen mich die melancholiſchen Züge des Obriſten an. Er ſang ganz leiſe vor ſich hin ein Liedchen, das er mit den Sylben „leon“ und einem tiefen Seufzer endete; ach! es war Napoleon, ſein Held, ſein Kaiſer, von welchem er ſang! Jetzt zog er eine Schreibtafel heraus, die, ich muß es geſtehen, ein wenig ſchmutzig und verbraucht war; aber nur um ſo intereſſanter ſchien ſie mir, denn ſie war wohl ein Andenken

an einen gefallenen Kameraden; er hatte, ſtellte ich mir vor, als er einſt Nachts beim Mondlicht über das Schlachtfeld ritt, die bleichen Züge ſeines Freundes erkannt, er ſchwang ſich vom Pferd, kniete nieder zu ihm, rief mit ſchmerzlichen Tönen ſeinen Namen, aber jener hörte nicht mehr, die bleichen Lippen, die er küßte, ſie konnten ſeinen Abſchiedsgruß nicht erwiedern. Da nahm er mit einer männlichen Thräne jenes Andenken, und es hat ihn in Glück und Unglück begleitet. Ich ſah wieder nach ihm hin; er warf bald nachdenkliche Blicke über das Land hin, bald zeichnete er mit feſter Hand ſeine Gedanken auf, und nichts ſchien mir gewiſſer, als daß dieſer alte Offizier (ich ließ ihn jetzt zum General avanciren) das Land durchfliege, um ſeine militäriſchen Erinnerungen aufzufriſchen und — ſeine Memoiren über die Feldzüge der Franzoſen zu ergänzen.

Sieben bis acht Uhr.

Die junge Dame iſt eingeſchlafen, oder ſcheint wenigſtens zu ruhen; noch immer iſt ihr Geſicht neidiſch verhüllt. Der junge Schneider an meiner Seite läßt ſeinen großen Hummerkopf bald links bald rechts fallen, ohne aufzuwachen. Aber der junge Burſche im blauen Hemd iſt erwacht, und wunderbar! zwiſchen ihm und dem General oder Obriſt entſpinnt ſich ein Geſpräch; ich lauſche, aber es iſt nicht engliſch, nicht deutſch, weder franzöſiſch, noch holländiſch; am meiſten Aehnlichkeit hat es mit dem Italieniſchen, und ich würde den Offizier für einen Korſikaner oder einen Veteranen der italieniſchen Armee halten, kämen nicht Worte in ihrem ſchnellen

Geſpräche vor, die völlig fremd tönen. Doch muß es wenigſtens nicht die Mutterſprache des Jüngeren ſeyn, denn er ſcheint ſich hie und da auf den rechten Ausdruck zu beſinnen, und der ernſte ältere Mann weist ihn mit einem leichten Lächeln zurecht. Der dicke Holländer iſt jetzt mit tiefem Stöhnen auch erwacht, betrachtet ſeine Nachbarn einen Augenblick aufmerkſam, lauſcht auf ihre Sprache und fragt dann langſam und höflich: „Vos este Espaniol, Sennor?“

Ah! dachte ich, vielleicht ein edler vertriebener Spanier, vielleicht ein Genoſſe Mina's?

Aber man denke meinen Schrecken, als der Obriſt, der General, Empecinado's und Mina's Genoſſe, der intereſſante Mann in öſterreichiſchem Dialekt antwortete: „Um Vergebung, wir ſind halt böhmiſche Glashändler, mein Neffe da und ich, und reiſen nach Sevilla, wo ich mit Trink- und Tafelgläſern handle.“ Und nun erzählte er unerträglich breit und langweilig, daß ſein Bruder in Frankfurt einen Glashandel habe, daß Stoffel, der Neffe, daſelbſt in Kondition geſtanden und jetzt auch auf ſechs Jahre nach Spanien gehe; wie dort der Glashandel beſchaffen ſey und wie viele Tauſend Trinkgläſer ſie alljährlich ſchmuggeln und verkaufen. Ich verwünſchte den Böhmaken, ſeine Adlernaſe, ſein ſchönes Auge, ſeinen ehrwürdigen Bart und den holländiſchen Krämer, der ihn zum Sprechen gebracht; ich verwünſchte vor allem meine eigene Thorheit, von einem General der alten Armee zu träumen; ſeine ſilberne Uhr fand ich jetzt ganz in der Ordnung, in ſein ſchmieriges Souvenir ſchrieb er keine erhabene Erinnerungen,

ſondern Kunden und Gläſer ein, und wenn er mit dem melancholiſchen Auge über das Land hinſtreifte, ſetzte er Kaiſergulden in Dollars, und ſchlechte Konventionskreuzer in ſchlechtere Maravedis um. Ich ſchämte mich, in der Phyſiognomik noch ſo weit zurück zu ſeyn; denn jetzt hatte der alte Kerl allen Schimmer der Einbildungskraft verloren und erſchien mir, genauer betrachtet, wie ein ganz gewöhnlicher böhmiſcher Muſikant, wie man ſie gelb und ſonnenverbrannt, mit dicken Bärten und dunkeln Augen, umherziehen ſieht; um ihn nicht zu ſehen, ſchloß ich die Augen und drückte mich in meine Wagenecke.

Acht bis neun Uhr.

Das Auge der ſchönen Dame glänzt wieder, aber der Wind mag ihr noch zu heftig ſeyn, ſie hat die Kapuze noch immer nicht zurückgeſchoben. Der dicke Mann ſucht ein Geſpräch mit ihr anzuknüpfen, aber ſie antwortet einſylbig, und dieſe Zurückhaltung freut mich, denn ich kann den feiſten Holländer, ſeit er ſpaniſch ſprach, noch weniger leiden als zuvor. Er fährt übrigens mit großer Ruhe fort, ihr den Namen jedes Dorfes zu nennen, das man an der Landſtraße ſieht, und weiß einige Anekdoten von dem Maire von Fouligny, welches eben hinter uns liegt, zu erzählen. Dabei lacht er aber immer zuerſt, legt, wenn die Schneide der Anekdote kommt, ſeine Hand zutraulich auf den Arm der jungen Dame, um ſie gleichſam einzuladen, ſich ebenfalls mit ihm und den Böhmen halb todt zu lachen, und hält es für keine Beleidigung, wenn ſie (offenbar mit einem Seitenblick auf mich) unwillig ihren Arm zurückzieht.

Der dicke Mann befand ſich gerade mitten in einer Geſchichte, die zu meiner großen Beſorgniß für das zarte Ohr der jungen Dame etwas obſcön zu werden drohte, als man hinter dem Wagen einige Mal heftig: halte, Poſtillon! halte! rufen hörte; zugleich jagte ein Reiter vorüber, der einen großen Brief empor hielt. Der Wagen hielt, Conducteur und Poſtillon fluchten; der erſtere ſchwang ſich nach einigem Wortwechſel von ſeinem Imperial herab und trat dann mit dem großen Brief an unſerem Schlag herauf, muſterte die Geſellſchaft aufmerkſam, zog ſeine Mütze und bot den Brief herein. Ich ſaß zunächſt, nahm ihm den Brief aus der Hand und las die Ueberſchrift: **A Monsieur, Monsieur le comte Blankenspeer, à Saarbruk, poste restante, citissimo.** Da ſtieg der ſchlafende Schneider auf einmal bei mir im Preis, den niemand anders konnte der Graf ſeyn; des Conducteurs **allons, Monsieur!** und ein Stoß, den ich ihm in die Seite gab, weckten ihn; ich überreichte ihm den Brief, er ſtarrte ihn gedankenlos an und gab ihn dann kopfſchüttelnd und murrend zurück. Der Conducteur wurde ungeduldig über die Zögerung: „**Allez, Messieurs,**“ rief er, „**qui est donc Monsieur le comte de Blanquesepère!**“

„Iſt der Brief an mich?“ fragte der Holländer verwundert, riß ihn mir aus der Hand, las flüchtig die Adreſſe — und erbrach das Siegel. Schnell zog er darauf die Börſe, befriedigte den Kourier, den man ihm nachgeſchickt hatte, und der Wagen fuhr weiter. Aber ich — ſah mich zum zweiten Mal getäuſcht, und um ſo *bitterer*, als der Herr Graf zwar nach wie vor die Miene

eines holländiſchen Käſekrämers behielt, aber das Mädchen mit den ſchwarzen Augen es jetzt gar nicht mehr bemerken zu wollen ſchien, daß ſeine Hand ſchwer auf ihrem runden Arme ruhe; ja zu meinem Aerger lachte ſie ſogar einige Mal mit heller Stimme auf, als der Herr Graf die Gnade hatte, einige Schnurren aus ſeinem Leben zu erzählen.

Von neun bis zehn Uhr.

In Courcelles wurde zum Frühſtück angehalten. Wir traten in das freundliche Zimmer, wo bereits auf dem großen Roſte die Cotelettes kniſterten; die Männer legten Mützen und Mäntel ab: das Gewölk, das um das Haupt der Jungfrau hing, zerriß plötzlich, und mir war, als erwache ich jählings aus einem ſchmeichelnden Traume. Wer ſah nicht ſchon ein unbekanntes Schloß aus dem Morgennebel tauchen? Man muſtert es; es iſt bewohnt, iſt nicht übel gebaut, iſt vollſtändig unter Dach, aber der Totaleindruck, und hier eine Epheuranke, dort eine unvermauerte Ritze, hier ein Krähenneſt, dort ein ſchlimmer einſpringender Winkel am Dachſtuhl verkünden laut, es habe ſeine ſchönſte Zeit geſehen. Wenn ein ſolcher Zuſtand einer Baulichkeit herkömmlichermaßen etwas Poetiſches hat, ſo war der analoge Zuſtand meiner Reiſegefährtin nur zu ſehr geeignet, mich in die platte Wirklichkeit zurückzuwerfen; kurz ich hatte ein ziemlich erhaltenes Exemplar einer alten Jungfer vor mir, und die ſchönen ſchwarzen Sterne, die Verführer meiner Einbildungskraft und die Reminiscenzen einer Jugendblüthe, die keine Früchte getragen, preßten mir jetzt

nur den Seufzer aus: warum kann man ſolche Brillanten nicht aus der alten Hülſe brechen und modern faſſen laſſen? Wie mancher Seigneur chatelain mit jedem Quader, der von den Zinnen ſeines Erbſitzes in den Graben ſtürzt, froher und lebensluſtiger wird, ſo war meine Unbekannte, wie dies ſo gewöhnlich iſt, mit den Breſchen, welche in den Wall ihrer Zähne gefallen waren, regſamer, ihre Zunge geläufiger geworden; denn kaum hatte ſich der Generalglashändler einen Zipfel der Serviette in das Ordensknopfloch geſteckt, kaum ſtanden die duftenden Cotelettes auf dem Tiſch, ſo ſagte mir die Cadenz ihres quickenden Schrachinſtruments, daß ſie eine meiner ſüdlichen Landsmänninnen aus den Grenzmarken von Schwaben und Franken ſey, und ungefragt gab ſie uns zum Beſten, wie ſie ihren Herrn Bruder, den Kaufmann Morgenſtern zu Paris, in einer wichtigen Angelegenheit beſuche. Ihr Herr Bruder habe im vorigen Jahre durch die grobe Unwiſſenheit der franzöſiſchen Hebammen den Stammhalter des franzöſiſchen Zweiges des Morgenſtern'ſchen Hauſes verloren; da nun jetzt wiederum nahe Hoffnung zum Aufgang eines neuen Morgenſternes ſey, ſo habe er ſich entſchloſſen, trotz der franzöſiſchen Erziehungskunſt, trotz der Proteſtationen von Madame, denſelben à l'Allemand aufgehen zu laſſen, und deßhalb ſie, ſeine Schweſter, berufen, die durch langjährige Praxis ſich damit vertraut gemacht habe, wie in der Morgenſtern'ſchen Familie die Sauglappen gebunden und der Kinderbrei gebraut werde. Zu Bekräftigung ihrer Ausſage und damit in keinem Winkel unſerer Herzen ein Argwohn über ihren wahren

Charakter bleibe, theilte ſie uns mit triumphirender Miene lithographirte Karten aus, auf denen in gothiſchen Buchſtaben zu leſen ſtand: **Jules Morgenstern, marchand tailleur, palais royal, galerie de bois Nro. 65 à Paris** u. ſ. w. Unter dieſem intereſſanten Geſpräch ging das ſchmackhafte Frühſtück vorwärts; alle Details einer deutſchen Wochenſtube wurden beſprochen und mit den franzöſiſchen Inſtituten derſelben Art verglichen. Der Herr Graf, überhaupt ein ſehr leutſeliger Herr, ging mit Herablaſſung und Sachkenntniß in die populäre Materie ein, und ſelbſt die Böhmen fanden beim Artikel der Milchgläſer und Saugflaſchen Gelegenheit, ein kritiſches Wort anzubringen. Auf dieſe Weiſe war die Geneſis ſämmtlicher gräflich Blankenſpeer'ſchen und Schneider Morgenſtern'ſchen Sproſſen abgehandelt worden, und ſchon begann ich zu befürchten, daß nun die Reihe an die böhmiſche Descendenz kommen möchte, als ſich der Conducteur den Mund wiſchte und Madelaine mit ihrem Teller und ihrem: **Messieurs, n'oubliez pas la fille!** das Zeichen zum Aufbruch gab. — — —

W. Hauffs

ſämmtliche Werke.

W. Hauffs

ämmtliche Werke.

Ausgabe in 10 Bänden

mit Stahlſtichen.

Zweiter Band.

Stuttgart,
Friedrich Brodhag'ſche Buchhandlung.
1837.

LENOX LIBRARY
NEW YORK

Gedruckt in der Fr. Brodhag'schen Buchdruckerei.

Lichtenstein.

Erster Band.

Einleitung.

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte;
Doch euren Augen soll ihn jetzt die Kunst,
Auch euren Herzen menschlich näher bringen: —
Sie sieht den Menschen in des Lebens Drang
Und wälzt die größ're Hälfte seiner Schuld
Den unglückseligen Gestirnen zu.

Schiller.

e Sage, womit sich die folgenden Blätter beschäfti-
, gehört jenem Theil des südlichen Deutschlands an,
her sich zwischen den Gebirgen der Alb und des
warzwaldes ausbreitet: das erstere dieser Gebirge
eßt, von Nordwest nach Süden in verschiedener
ite sich ausdehnend, in einer langen Bergkette dieses
o ein, der Schwarzwald aber ziehet sich von den
:llen der Donau bis hinüber an den Rhein und
:t mit seinen schwärzlichen Tannenwäldern einen
:eln Hintergrund für die schöne, fruchtbare, wein-
e Landschaft, die, vom Neckar durchströmt, an seinem
e sich ausbreitet und Würtemberg heißt.

Dieses Land schritt aus geringem, dunkeln Anfang
r mancherlei Kämpfen siegend zu seiner jetzigen

Einleitung.

Von der Parteien Gunſt und Haß verwirrt,
Schwankt ſein Charakterbild in der Geſchichte;
Doch euren Augen ſoll ihn jetzt die Kunſt,
Auch euren Herzen menſchlich näher bringen: —
Sie ſieht den Menſchen in des Lebens Drang
Und wälzt die gröſs're Hälfte ſeiner Schuld
Den unglückſeligen Geſtirnen zu.

Schiller.

e Sage, womit ſich die folgenden Blätter beſchäfti-
, gehört jenem Theil des ſüdlichen Deutſchlands an,
her ſich zwiſchen den Gebirgen der Alb und des
warzwaldes ausbreitet: das erſtere dieſer Gebirge
eßt, von Nordweſt nach Süden in verſchiedener
ite ſich ausdehnend, in einer langen Bergkette dieſes
o ein, der Schwarzwald aber ziehet ſich von den
ellen der Donau bis hinüber an den Rhein und
t mit ſeinen ſchwärzlichen Tannenwäldern einen
keln Hintergrund für die ſchöne, fruchtbare, wein-
e Landſchaft, die, vom Neckar durchſtrömt, an ſeinem
e ſich ausbreitet und Würtemberg heißt.

Dieſes Land ſchritt aus geringem, dunkeln Anfang
r mancherlei Kämpfen ſiegend zu ſeiner jetzigen

Stellung unter den Nachbarſtaaten hervor. Es erregt dies um ſo größere Bewunderung, wenn man die Zeit bedenkt, in welcher ſein Name zuerſt aus dem Dunkel tritt; jene Zeit, wo mächtige Grenznachbarn, wie die Staufen, die Herzoge von Teck, die Grafen von Zollern, um ſeine Wiege gelagert waren; wenn man die inneren und äußeren Stürme bedenkt, die es durchzogen und oft ſelbſt ſeinen Namen aus den Annalen der Geſchichte zu vertilgen drohten.

Gab es ja doch ſogar eine Zeit, wo der Stamm ſeiner Beherrſcher auf ewig aus den Hallen ihrer Väter verdrängt ſchien, wo ſein unglücklicher Herzog aus ſeinen Grenzen fliehen und in drückender Verbannung leben mußte, wo fremde Herren in ſeinen Burgen hausten, fremde Söldner das Land bewachten und wenig fehlte, daß Würtemberg aufhörte zu ſeyn, jene blühenden Fluren zerriſſen und eine Beute für viele oder eine Provinz des Hauſes Oeſterreich wurde.

Unter den vielen Sagen, die von ihrem Lande und der Geſchichte ihrer Väter im Munde der Schwaben leben, iſt wohl keine von ſo hohem romantiſchen Intereſſe, als die, welche ſich an die Kämpfe der eben erwähnten Zeit, an das wunderbare Schickſal jenes unglücklichen Fürſten knüpft. Wir haben verſucht, ſie wiederzugeben, wie man ſie auf den Höhen von Lichtenſtein und an den Ufern des Neckars erzählen hört, wir haben es gewagt, auch auf die Gefahr hin, verkannt zu werden. Man wird uns nämlich entgegenhalten, daß ſich der Charakter Ulerichs von Würtemberg[1] nicht dazu eigne, in einem hiſtoriſchen Romane mit milden Farben wiedergegeben zu

erden; man hat ihn vielfach angefeindet, manches Auge
ıt ſich ſogar daran gewöhnt, wenn es die lange Bilder-
ihe der Herzoge Würtembergs muſtert, mit ſcheuem
lick vom ältern Eberhard auf Chriſtoph[2] überzuſpringen,
s ſey das Unglück eines Landes nur allein in ſeinem
errſcher zu ſuchen, oder als ſey es verdienſtlich, das
uge mit Abſcheu zu wenden von den Tagen der Noth.

Und doch möchte es die Frage ſeyn, ob man nicht
Beurtheilung dieſes Fürſten nur ſeinem erbittertſten
einde, Ulerich von Hutten, nachbetet, der, um wenig zu
gen, hier allzuſehr Partei iſt, um als leidenſchaftloſer
euge gelten zu können; die Stimmen aber, die der
erzog und ſeine Freunde erhoben, hat der rauſchende
trom der Zeit übertäubt, ſie haben die zugleich ankla-
nde und richtende Beredtſamkeit ſeines Feindes, jene
nnernde **Philippica in ducem Ulericum**, nicht
erdauert.

Wir haben faſt alle gleichzeitigen Schriftſteller, die
timmen eines längſt vergangenen, vielbewegten Jahr-
nderts gewiſſenhaft verglichen, und fanden keinen, der
n geradehin verdammt. Und wenn man bedenkt,
lch gewaltigen Einfluß Zeit und Umgebungen auf
n Sterblichen auszuüben pflegen, wenn man bedenkt,
ß Ulerich von Würtemberg unter der Vormundſchaft
lechter Räthe aufwuchs, die ihn zum Böſen anleiteten,
ı ihn nachher zu mißbrauchen; wenn man ſich erinnert,
ß er in einem Alter die Zügel der Regierung in die
inde bekam, wo der Knabe kaum zum Jüngling reif
. ſo muß man wenigſtens die erhabenen Seiten ſeines
arakters, hohe Seelenſtärke und einen Muth, der nie

zu unterdrücken iſt, bewundern, ſollte man es auch nicht über ſich vermögen, die Härten damit zu mildern, die in ſeiner Geſchichte das Auge beleidigen.

Das Jahr 1519, in welches unſere Sage fällt, hat über ihn entſchieden, denn es iſt der Anfang ſeines langen Unglückes. Doch darf die Nachwelt ſagen, es war der Anfang ſeines Glückes, war ja doch jene Verbannung ein läuterndes Feuer, woraus er weiſe und kräftiger als je hervorging; es war der Anfang ſeines Glückes, denn ſeine ſpäteren Regentenjahre wird jeder Würtemberger ſegnen, der die religiöſe Umwälzung, die dieſer Fürſt in ſeinem Vaterlande bewerkſtelligte, für ein Glück anſieht.

In jenem Jahre war alles auf die Spitze geſtellt. Der Aufruhr des armen Conrad war ſechs Jahre früher mit Mühe geſtillt worden; doch war das Landvolk hie und da noch ſchwierig, weil der Herzog daſſelbe nicht für ſich zu gewinnen wußte, ſeine Amtleute auf ihre eigene Fauſt arg hausten und Steuern auf Steuern erhoben wurden. Den ſchwäbiſchen Bund, eine mächtige Vereinigung von Fürſten, Grafen, Rittern und freien Städten des Schwaben- und Frankenlandes, hatte er wiederholt beleidigt, hauptſächlich auch dadurch, daß er ſich weigerte, ihm beizutreten. So ſahen alſo alle ſeine Grenznachbarn mit feindlichen Blicken auf ſein Thun, als wollten ſie nur Gelegenheit abwarten, ihn fühlen zu laſſen, welch' mächtiges Bündniß er verweigert habe. Der Kaiſer Maximilian, der damals noch regierte, war ihm auch nicht ganz hold, beſonders ſeit er in Verdacht war, den Ritter Götz von Berlichingen

unterſtützt zu haben, um ſich an dem Kurfürſten von Mainz zu rächen.

Der Herzog von Baiern, ein mächtiger Nachbar, dazu ſein Schwager, war ihm abgeneigt, weil Ulerich mit der Herzogin Sabina nicht zum beſten lebte. Zu allem dieſem kam, um ſein Verderben zu beſchleunigen, die Ermordung eines fränkiſchen Ritters, der an ſeinem Hofe lebte. Glaubwürdige Chroniſten ſagen, das Verhältniß des Johann von Hutten zu Sabina ſey nicht ſo geweſen, wie es der Herzog gerne ſah; daher griff ihn der Herzog auf einer Jagd an, warf ihm ſeine Untreue vor, forderte ihn auf, ſich ſeines Lebens zu erwehren und ſtach ihn nieder. Die Huttiſchen, hauptſächlich Ulerich von Hutten, erhoben ihre Stimmen wieder ihn, und in ganz Deutſchland erſcholl ihr Klage- und Rachegeſchrei.

Auch die Herzogin, die durch ſtolzes, zänkiſches Weſen Ulerich ſchon als Braut aufgebracht und ihm keine gute Ehe bereitet hatte, trat jetzt als Gegnerin auf, entfloh mit Hülfe Dieterichs von Späth, und ſie und ihre Brüder traten als Kläger und bittere Feinde bei dem Kaiſer auf.[3] Es wurden Verträge geſchloſſen und nicht gehalten, es wurden Friedensvorſchläge angeboten und wieder verworfen, die Noth um den Herzog wuchs von Monat zu Monat, und dennoch beugte ſich ſein Sinn nicht, denn er meinte, recht gethan zu haben. Der Kaiſer ſtarb in dieſer Zeit; er war ein Herr, der Ulerich trotz der vielen Klagen dennoch Milde bewieſen hatte; an ihm ſtarb dem Herzog ein unparteiiſcher Richter, den er in dieſen Bedrängniſſen ſo gut hätte brauchen können, denn das Unglück kam jetzt ſchnell.

Man feierte das Leichenfeſt des Kaiſers zu Stuttgart in der Burg, als dem Herzog Kunde kam, daß Reutlingen, eine Reichsſtadt, die in ſeinem Gebiete lag, ſeinen Waldvogt auf Achalm erſchlagen habe. Dieſe Städter hatten ihn ſchon oft empfindlich beleidigt, ſie waren ihm verhaßt und ſollten jetzt ſeine Rache fühlen. Schnell zum Zorn gereizt, wie er war, warf er ſich aufs Pferd, ließ die Lärmtrommeln tönen durch das Land, belagerte die Stadt und nahm ſie ein. Der Herzog ließ ſich von ihnen huldigen und die Reichsſtadt war würtembergiſch.[4]

Aber jetzt erhob ſich der ſchwäbiſche Bund mit Macht, denn dieſe Stadt war ein Glied deſſelben geweſen. So ſchwer es auch ſonſt hielt, dieſe Fürſten, Grafen und Städte alle aufzubieten, ſo weilten ſie doch hier nicht, ſondern hielten zuſammen, denn der Haß iſt ein feſter Kitt. Umſonſt waren Ulerichs ſchriftliche Vertheidigungen;[5] das Bundesheer ſammelte ſich bei Ulm und drohte mit einem Einfall.

So war alſo in dem Jahr 1519 alles auf die Spitze geſtellt. Konnte der Herzog das Feld behaupten, ſo behielt er Recht und es war nicht zu zweifeln, daß er dann großen Anhang bekommen würde; gelang es dem Bunde, den Herzog aus dem Felde zu ſchlagen, dann wehe ihm; wo ſo vieles zu rächen war, durfte er keine Schonung erwarten.

Die Blicke Deutſchlands hingen bange an dem Erfolg dieſes Kampfes, ſie ſuchten begierig durch den Vorhang des Schickſals zu dringen und zu erſpähen, was die künftigen Tage bringen werden, ob Würtemberg *geſiegt*, ob der Bund den Wahlplatz behauptet habe.

Wir rollen dieſen Vorhang auf, wir laſſen Bild an Bild vorüberziehen, möge das Auge nicht zu frühe ermüdet ſich davon abwenden.

Oder ſollte es ein zu kühnes Unternehmen ſeyn, eine hiſtoriſche Sage der Vorzeit in unſern Tagen wieder zu erzählen? Sollte es unbillig ſeyn, zu wünſchen, daß ſich die Aufmerkſamkeit des Leſers einige kurze Stunden nach den Höhen der ſchwäbiſchen Alb und nach den lieblichen Thälern des Neckars wende?

Die Quellen des Susquehannah und die maleriſchen Höhen von Boſton, die grünen Ufer des Tweed und die Gebirge des ſchottiſchen Hochlandes, Altenglands luſtige Sitten und die romantiſche Armuth der Galen leben, Dank ſey es dem glücklichen Pinſel jener berühmten Novelliſten, auch bei uns in Aller Munde. Begierig lieſt man in getreuen Uebertragungen, die wie Pilze aus der Erde zu wachſen ſcheinen, was vor ſechzig oder ſechshundert Jahren in den Gefilden von Glasgow oder in den Wäldern von Wallis ſich zugetragen. Ja, wir werden bald die Geſchichte der drei Reiche ſo genau inne haben, als hätten wir ſie nach den gelehrteſten Forſchungen ergründet. Und doch iſt es meiſt nur der große Unbekannte, der uns die Bücher ſeiner Chroniken erſchloß und Bild an Bild in unendlicher Reihe vor dem ſtaunenden Auge vorüberführte; er iſt es, der dieſen Zauber bewirkte, daß wir in Schottlands Geſchichte beinahe beſſer bewandert ſind, als in der unſrigen, und daß wir die religiöſen und weltlichen Händel unſerer Vorzeit bei weitem nicht ſo deutlich kennen, als die Presbyterianer und Epiſcopalen Albions.

Und in was beſteht der Zauber, womit jener unbekannte Magier unſere Blicke und unſere Herzen nach den „bergigten Haiden“ ſeines Vaterlandes zog? Vielleicht in der ungeheuern Maſſe deſſen, was er erzählt, in der grauenvollen Anzahl von hundert Bänden, die er uns über den Kanal ſchickte? Aber auch wir haben mit Gottes und der Leipziger Meſſen Hülfe Männer von achtzig, hundert und hundert und zwanzig! Oder haben vielleicht die Berge von Schottland ein glänzenderes Grün, als der deutſche Harz, der Taunus und die Höhen des Schwarzwaldes; ziehen die Wellen des Tweed in lieblicherem Blau als der Neckar und die Donau, ſind ſeine Ufer herrlicher als die Ufer des Rheins? Sind vielleicht jene Schotten ein intereſſanterer Menſchenſchlag als der, den unſer Vaterland trägt, hatten ihre Väter rötheres Blut als die Schwaben und Sachſen der alten Zeit, ſind ihre Weiber liebenswürdiger, ihre Mädchen ſchöner als die Töchter Deutſchlands? Wir haben Urſache, daran zu zweifeln, und hierin kann alſo jener Zauber des Unbekannten nicht liegen.

Aber darin liegt er wohl, daß jener große Novelliſt auf hiſtoriſchem Grund und Boden geht, nicht als ob der unſerige weniger geſchichtlich wäre, aber wir haben ja ſchon ſeit Jahrhunderten uns angewöhnt, unter fremdem Himmel zu ſuchen, was bei uns ſelbſt blühte, und wie wir die rohen Stoffe ausführen, um ſie in anderer Form mit Bewunderung und Ehrfurcht als theure Kleinode wieder in unſere Grenzen aufzunehmen, ſo bewundern wir jedes Fremde und Ausländiſche, nicht, weil es groß und erhaben, ſondern weil es nicht in unſeren Thälern gewachſen iſt.

Doch auch wir hatten eine Vorzeit, die reich an ürgerlichen Kämpfen, uns nicht weniger intereſſant dünkt ls die Vorzeit des Schotten; darum haben auch wir ewagt, ein hiſtoriſches Tableau zu entrollen, das, wenn s auch nicht jene kühnen Umriſſe der Geſtalten, jenen auberiſchen Schmelz der Landſchaft aufweist, und wenn as an ſolche Herrlichkeiten gewöhnte Auge umſonſt die üße, bequeme Magie der Hexerei und den von Zigeuner= and geſchürzten Schickſalsknoten darin ſucht, ja wenn ogar unſere Farben matt, unſer Griffel ſtumpf erſcheint, och eines zur Entſchuldigung für ſich haben möchte, ich neine die hiſtoriſche Wahrheit.

I.

Was ſoll doch dies Trommeten ſeyn?
Was deutet dies Geſchrei?
Will treten an das Fenſterlein,
Ich ahne, was es ſey.

L. Uhland.

Nach den erſten trüben Tagen des März 1519 war endlich am 12ten ein recht freundlicher Morgen über der Reichsſtadt Ulm aufgegangen. Die Donaunebel, die um dieſe Jahreszeit immer noch drückend über der Stadt liegen, waren ſchon lange vor Mittag der Sonne gewichen, und immer freier und weiter wurde die Ausſicht in die Ebene über den Fluß hinüber.

Aber auch die engen kalten Straßen mit ihren hohen dunkeln Giebelhäuſern hatte der ſchöne Morgen heller als ſonſt beleuchtet und ihnen einen Glanz, eine Freundlichkeit gegeben, die zu dem heutigen feſtlichen Anſehen der Stadt gar trefflich paßte. Die große Herdbruckergaſſe — ſie führt von dem Donauthor an das Rathhaus — ſtand an dieſem Morgen gedrängt voll Menſchen, die ſich Kopf an Kopf wie eine Mauer an den beiden Seiten der Häuſer hinzogen, nur einen engen Raum in der Mitte der Gaſſe übrig laſſend; ein dumpfes Gemurmel geſpannter Erwartung lief durch die Reihen, und brach nur in ein kurzes Gelächter aus, wenn etwa die alten, ſtrengen Stadtwächter eine hübſche Dirne, die ſich zu vorlaut in den freigelaſſenen Raum gedrängt hatte, etwas unſanft mit dem Ende ihrer langen Hellebarde zurückdrängten, oder wenn ein Schalk ſich den Spaß machte, „ſie

mmen! ſie kommen!“ rief, alles lange Hälſe machte
ıd ſchaute, bis es ſich zeigte, daß man ſich wieder ge-
uſcht hab e.

Noch dichter aber war das Gedränge da, wo die
erdbruckergaſſe auf den Platz vor dem Rathhaus ein-
egt; dort hatten ſich die Zünfte aufgeſtellt; die Schiffer-
lde mit ihren Altmeiſtern an der Spitze, die Weber, die
immerer, die Bräuer, mit ihren Fahnen und Gewerb-
ichen, ſie alle waren im Sonntagswamms und wohl-
waffnet zahlreich dort verſammelt.

Bot aber ſchon die Menge hier unten einen fröh-
hen, feſtlichen Anblick dar, ſo war dies noch mehr der
ıll mit den hohen Häuſern der Straße ſelbſt. Bis an
: Giebeldächer waren alle Fenſter voll geputzter Frauen
ıd Mädchen, um welche ſich die grünen Tannen- und
ıruszweige, die bunten Teppiche und Tücher, mit wel-
:n die Seiten geſchmückt waren, wie Rahmen um lieb-
he Gemälde zogen.

Das anmuthigſte Bild gewährte wohl ein Erker-
ıſter am Hauſe des Herrn Hans von Beſſerer. Dort
nden zwei Mädchen, ſo verſchieden an Geſicht, Geſtalt
d Kleidung, und doch beide von ſo ausgezeichneter
hönheit, daß, wer ſie ſo von der Straße betrachtete,
:e Weile zweifelhaft war, welcher er wohl den Vorzug
)en möchte.

Beide ſchienen nicht über achtzehn Jahre alt zu ſeyn;
eine größere war zart gebaut; reiches braunes Haar
| ſich um eine freie Stirne, die gewölbten Bogen ihrer
ıkeln Braunen, das ruhige blaue Auge, der fein
chnittene Mund, die zarten Farben der Wangen — ſie

gaben ein Bild, das unter unſern heutigen Damen für ſehr anziehend gelten würde, das aber in jenen Zeiten, wo noch höheren Farben, volleren Formen der Apfel zuerkannt wurde, nur durch ſeine gebietende Würde neben den andern Schönen ſich geltend machen konnte.

Dieſe, kleiner und in reichlicherer Fülle als ihre Nachbarin, war eines jener unbeſorgten, immer heitern Weſen, welche wohl wiſſen, daß ſie gefallen. Ihr hellblondes Haar war nach damaliger Sitte der Ulmer Damen in viele Löckchen und Zöpfchen geſchlungen, und zum Theil unter ein weißes Häubchen voll kleiner künſtlicher Fältchen geſteckt; das runde friſche Geſichtchen war in immerwährender Bewegung, noch raſtloſer glitten die lebhaften Augen über die Menge hin, und der lächelnde Mund, der alle Augenblicke die ſchönen Zähne ſehen ließ, zeigte deutlich, daß es unter den vielerlei abenteuerlichen Gruppen und Geſtalten nicht an Gegenſtänden fehle, die ihrer fröhlichen Laune zur Zielſcheibe dienen mußten.

Hinter den beiden Mädchen ſtand ein großer bejahrter Mann; ſeine tiefen ſtrengen Züge, ſeine buſchigen Augenbraunen, ſein langer dünner, ſchon ins graue ſpielender Bart, ſelbſt ſein ganz ſchwarzer Anzug, der wunderlich gegen die reichen bunten Farben um ihn her abſtach, gaben ihm ein ernſtes, beinahe trauriges Ausſehen, das kaum ein wenig milder wurde, wenn ein Schimmer von Freundlichkeit, hervorgelockt durch die glücklichen Einfälle der Blondine, wie ein Wetterleuchten durch das finſtere Geſicht zog. Dieſe Gruppe, ſo verſchieden in ſich durch Farbe und Schattirung, wie durch Charakter und Jahre, zog hin und wieder die

ſmerkeit der Untenſtehenden auf ſich. Manches Auge
ıg an den ſchönen Mädchen, und ſie beſchäftigten eine
eile durch ihre überraſchende Erſcheinung jene müßige
lenge, die ſchon ungeduldig zu werden anfing, daß das
chauſpiel, deſſen ſie harrte, noch immer ſich nicht
igen wollte.

Es ging ſchon ſtark gegen Mittag; die Menge wogte
mmer ungeduldiger, preßte ſich ſtärker, und hin und wie-
er hatte ſich ſchon Einer oder der Andere aus den Reihen
er ehrſamen Zünfte auf den Boden gelagert, da tönten
rei Stückſchüſſe von der Schanze auf dem Luginsland
rüber, die Glocken des Münſters begannen tiefe volle
ccorde über die Stadt hinzurollen, und im Augenblick
atten ſich die verworrenen Reihen geordnet.

„Sie kommen, Marie, ſie kommen!“ rief die Blonde
n Erkerfenſter, und ſchlang ihren Arm um den Leib
ıer Nachbarin, indem ſie ſich weiter zum Fenſter hin-
usbeugte. Das Haus des Herrn von Beſſerer bildete
ie Ecke der vorerwähnten Straße, von dem Erker konnte
an hinab beinahe bis an das Donauthor und hinüber
s in die Fenſter des Rathhauſes ſehen, und die Mäd-
en hatten alſo ihren Standpunkt trefflich gewählt, um
as Schauſpiel, deſſen ſie harrten, ganz zu genießen.

Die Gaſſe zwiſchen den beiden Reihen des Volkes
ar indeß mit Mühe weiter gemacht worden, die Stadt-
ächter ſtellten ſich mit weit ausgeſtreckten Hellebarden
uf, tiefe Stille herrſchte unter der ungeheuren Menge,
ur das Geläute der Glocken tönte noch fort.

Jetzt hörte man den dumpfen Schall der Pau-
n, vermiſcht mit den hohen Klängen der Zinken und

Trompeten, und durch das Thor herein bewegte ſich ein langer glänzender Zug von Reitern. Die Stadtpauker und Trompeter, die berittene Schaar der Ulmer Patrizierſöhne war eine zu alltägliche Erſcheinung, als daß das Auge lange darauf verweilt hätte. Als aber das ſchwarze und weiße Panner der Stadt, mit dem Reichsadler, als Fahnen und Standarten aller Größen und Farben zum Thor hereinſchwankten, da dachten die Zuſchauer, daß jetzt der rechte Augenblick gekommen ſey.

Auch unſere Schönen im Erkerfenſter ſchärften jetzt ihre Blicke, als man die Menge am untern Theil der Straße ehrerbietig die Mützen abnehmen ſah.

Auf einem großen, ſtarkknochigen Roſſe nahte ein Mann, deſſen kräftige Haltung, deſſen heiteres, friſches Anſehen in ſonderbarem Contraſt ſtand mit der tiefgefurchten Stirne und dem ſchon ins graue ſpielenden Haar und Bart. Er trug einen zugeſpitzten Hut mit vielen Federn, einen Bruſtharniſch über ein eng anſchließendes rothes Wamms, Beinkleider von Leder, mit Seide ausgeſchlitzt, die wohl von neuem recht hübſch geweſen ſeyn mochten, aber durch Regen und Strapazen eine einförmige dunkelbraune Farbe erhalten hatten. Weite, ſchwere Reitſtiefel ſchloſſen ſich unter den Knien an. Seine einzige Waffe, ein ungewöhnlich großes Schwert mit langem Griffe ohne Korb, vollendete das Bild eines gewaltigen, unter Gefahren früh ergrauten Kriegers. Der einzige Schmuck dieſes Mannes war eine lange goldene Kette von dicken Ringen, fünfmal um den Hals gelegt, an welcher ein Ehrenpfennig von gleichem Metall auf die Bruſt herab hing.

„Sagt geſchwind, Oheim! wer iſt der ſtattliche Mann, der ſo jung und alt ausſieht?“ rief die Blonde, indem ſie das Köpfchen ein wenig nach dem ſchwarzen Herrn, der hinter ihr ſtand, zurückbeugte.

„Das kann ich Dir ſagen, Bertha,“ antwortete dieſer; „es iſt Georg von Frondsberg,[6] oberſter Feldhauptmann des bündiſchen Fußvolkes, ein wackerer Mann, wenn er einer beſſeren Sache diente!“

„Behaltet Eure Bemerkungen für Euch, Herr Würtemberger,“ entgegnete ihm die Kleine, indem ſie lächelnd mit dem Finger drohte, „Ihr wißt, daß die Ulmer Mädchen gut bündiſch ſind!“

Der Oheim aber, ohne ſich irre machen zu laſſen, fuhr fort: „Jener dort auf dem Schimmel iſt Truchſes Waldburg, der Feldlieutanant,[7] dem auch etwas von unſerem Würtemberg wohl anſtünde; dort hinter ihm kommen die Bundesoberſten; weiß Gott, ſie ſehen aus wie Wölfe, die nach Beute gehen.“

„Pfui! verwitterte Geſtalten!“ bemerkte Bertha, „ob es wohl auch der Mühe werth war, Bäschen Marie, daß wir uns ſo putzten? Aber ſiehe da, wer iſt der junge ſchwarze Reiter auf dem Braunen? ſieh nur das bleiche Geſicht und die feurigen ſchwarzen Augen! Auf ſeinem Schilde ſteht: ich hab's gewagt.“

„Das iſt der Ritter Ulerich von Hutten,“ erwiederte der Alte, „dem Gott ſeine Schmähworte gegen unſern Herzog verzeihen wolle. Kinder! das iſt ein gelehrter frommer Herr; er iſt zwar des Herzogs bitterſter Feind, aber ich ſage ſo; denn was wahr iſt, muß wahr bleiben!“[8]

„Und ſiehe, da ſind Sickingens[9] Farben, wahrhaftig da iſt er ſelbſt; ſchaut hin, Mädchen, das iſt Franz von Sickingen; ſie ſagen, er führe tauſend Reiter in das Feld; der iſt's mit dem blanken Harniſch und der rothen Feder."

„Aber ſagt mir, Oheim," fragte Bertha wieder, „welches iſt denn Götz von Berlichingen, von dem uns Vetter Kraft ſo viel erzählt; er iſt ein gewaltiger Mann und hat eine Fauſt von Eiſen: reitet er nicht mit den Städten?"

„Götz und die Städtler nenne nie in einem Athem," ſprach der Alte mit Ernſt; „er hält zu Würtemberg."[10]

Ein großer Theil des Zuges war während dieſem Geſpräch am Fenſter vorübergezogen, und mit Verwunderung hatte Bertha bemerkt, wie gleichgültig und theilnahmlos ihre Baſe Marie hinabſchaue. Es war zwar ſonſt des Mädchens Art, ſinnend, zuweilen wohl auch träumend auszuſehen, aber heute, bei einem ſo glänzenden Aufzug, ſo ganz ohne Theilnahme zu ſeyn, däuchte ihr ein großes Unrecht. Sie wollte ſie eben zur Rede ſtellen, als ein Geräuſch von der Straße her ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Ein mächtiges Roß bäumte ſich in der Mitte der Straße unter ihrem Fenſter, wahrſcheinlich ſcheue gemacht durch die flatternden Fahnen der Zünfte. Sein hoch zurückgeworfener Kopf verdeckte den Reiter, ſo daß nur die wehenden Federn des Barets ſichtbar waren; aber die Gewandtheit und Kraft, mit welcher er das Pferd herunter riß und zum Stehen brachte, ließ einen jungen muthigen Reiter ahnen. Das lange hellbraune Haar war ihm von der Anſtrengung

über das Geſicht herabgefallen; als er es zurückſchlug, traf ſein Blick das Erkerfenſter.

„Nun, dies iſt doch einmal ein hübſcher Herr,“ flüſterte die Blonde ihrer Nachbarin zu, ſo heimlich, ſo leiſe, als fürchte ſie, von dem ſchönen Reiter gehört zu werden, „und wie er artig und höflich iſt! ſieh' nur, er hat uns gegrüßt, ohne uns zu kennen!“

Aber das ſtille Bäschen Marie ſchien der Kleinen nicht viel Aufmerkſamkeit zu ſchenken; ein glühendes Roth zog über die zarten Wangen. Ja, wer die ernſte Jungfrau geſehen hatte, wie ſie ſo kalt auf den Zug hinabſah, hätte wohl nie geahnet, daß ſo viel holde Freundlichkeit um dieſen Mund, ſo viel Liebe in dieſem ſinnenden Auge wohnen könnte, als in jenem Augenblick ſichtbar wurde, wo ſie durch ein leichtes Neigen des Hauptes den Gruß des jungen Reiters erwiederte.

Der kleinen Schwätzerin war unſere flüchtige, aber wahre Bemerkung über dem Anblick des ſchönen Mannes völlig entgangen; „nur ſchnell, Oheim,“ rief ſie und zog den alten Herrn am Mantel, „wer iſt dieſer in der hellblauen Binde mit Silber? Nun?“

„Liebes Kind,“ antwortete der Oheim, „den habe ich in meinem Leben nicht geſehen. Seinen Farben nach ſteht er in keinem beſonderen Dienſt, ſondern reitet wohl auf ſeine eigene Fauſt gegen meinen Herzog und Herrn, wie ſo viele Hungerleider, die ſich an unſeren Töpfen laben wollen.“

„Mit Euch iſt doch nichts anzufangen,“ ſagte die Kleine und wandte ſich unmuthig ab; „die alten und gelehrten Herren kennet Ihr alle auf hundert Schritte und

weiter; wenn man aber einmal nach einem hübſchen, höflichen Junker fragt, wißt Ihr nichts. Du biſt auch ſo, Marie, machteſt Augen auf den Zug hinunter, als ob eine Proceſſion an Frohnleichnam wäre, ich wette, Du haſt das Schönſte von allem nicht geſehen, und hatteſt noch den alten Frondsberg im Kopfe, als ganz andere Leute vorbeiritten!"

Der Zug hatte ſich während dieſer Strafrede Bertha's vor dem Rathhauſe aufgeſtellt, die bündiſche Reiterei, die noch vorüber zog, hatte wenig Intereſſe mehr für die beiden Mädchen; als daher die Herren abgeſeſſen und zum Imbiß ins Rathhaus gezogen waren, als die Zünfte ihre Glieder auflösten und das Volk ſich allmählig zu verlaufen begann, zogen auch ſie ſich vom Fenſter zurück.

Bertha ſchien nicht ganz zufrieden zu ſeyn. Ihre Neugier war nur halb befriedigt. Sie hütete ſich übrigens wohl, vor dem alten, ernſten Oheim etwas merken zu laſſen. Als aber dieſer das Gemach verließ, wandte ſie ſich an ihre Baſe, die noch immer träumend am Fenſter ſtand:

„Nein! wie einen doch ſo etwas peinigen kann! Ich wollte viel darum geben, wenn ich wüßte, wie er heißt; daß Du aber auch gar keine Augen haſt, Marie! Ich ſtieß Dich doch an, als er grüßte. Siehe, hellbraune Haare, recht lang und glatt, freundliche dunkle Augen, das ganze Geſicht ein wenig bräunlich, aber hübſch, ſehr hübſch. Ein Bärtchen über dem Mund, nein! ich ſage Dir — Wie Du jetzt nur wieder gleich roth werden kannſt!" fuhr die Blonde in ihrem Eifer fort, „als ob

dchen, wenn ſie allein ſind, nicht von dem ſchönen
ines jungen Herrn ſprechen dürften. Dies ge-
't bei uns; aber freilich bei Deiner ſeligen Frau
in Tübingen und bei Deinem ernſten Vater in
in kamen ſolche Sachen nicht zur Sprache, und
ſchon, Bäschen Marie träumt wieder, und ich
ein Ulmer Stadtkind ſuchen, wenn ich auch nur
wenig ſchwatzen will."
rie antwortete nur durch ein Lächeln, das wir
etwas ſchelmiſch gefunden hätten; Bertha aber
n großen Schüſſelbund vom Haken an der Thüre,
ein Liedchen und ging, um noch einiges zum
ſen zu rüſten. Denn wenn man ihr auch etwas
Neugierde vorwerfen konnte, ſo war ſie doch
ute Haushälterin, als daß ſie über der flüchtigen
ng des höflichen Reiters das Zugemüſe und
tiſch vergeſſen hätte.

hüpfte hinaus und ließ ihre Baſe allein bei
danken; und auch wir ſtören ſie nicht, wenn ſie
ſchönen Bilder der Erinnerung durchgeht, die
einung mit einem Mal aus dem tiefen, treuen
rvorgerufen hatte, wenn ſie jener Zeit gedenkt,
üchtiger Blick von ihm, ein Druck ſeiner Hand
e erhellte, wenn ſie jener Nächte gedenkt, wo
llen Kämmerlein, unbelauſcht von der ſeligen
jene Schärpe flocht, deren freudige Farben ſie
3 ihren Träumen weckten; wir lauſchen nicht,
rröthend und mit niedergeſchlagenen Augen ſich
Bäschen Bertha den ſüßen Mund des Gelieb-
beſchrieben habe?

II.

Steigt deine Hoffnung wieder?
Iſt nicht dein Herz entbrannt?
Du fühlſt dich, Jüngling, wieder
Im alten Schwabenland.

G. Schwab.

Der feſtliche Aufzug, den wir auf den letzten Blättern beſchrieben haben, galt den Häuptern und Oberſten des ſchwäbiſchen Bundes, der an dieſem Tage, auf ſeinem Marſch von Augsburg, wo er ſich verſammelt hatte, in Ulm einzog. Der Leſer kennt aus der Einleitung die Lage der Dinge. Herzog Ulerich von Würtemberg hatte durch die Unbeugſamkeit, mit welcher er trotzte, durch die allzuheftigen Ausbrüche ſeines Zornes und ſeiner Rache, durch die Kühnheit, mit welcher er, der Einzelne, ſo vielen verbündeten Fürſten und Herren die Stirne bot, zuletzt noch durch die plötzliche Einnahme der Reichsſtadt Reutlingen den bitterſten Haß des Bundes auf ſich gezogen. Der Krieg war unvermeidlich; denn es ſtand nicht zu erwarten, daß man Ulerich, nachdem man ſo weit gegangen, friedliche Vorſchläge thun werde.

Hiezu kamen noch die beſonderen Rückſichten, die jeden leiteten. Der Herzog von Baiern, um ſeiner Schweſter Sabina Genugthuung zu verſchaffen, die Schaar der Huttiſchen, um ihren Stammesvetter zu rächen, Dieterich von Späth[11] und ſeine Geſellen, um ihre Schmach in Würtembergs Unglück abzuwaſchen, die Städte und Städtchen, um Reutlingen wieder gut bündiſch zu machen, ſie alle hatten ihre Banner entrollt und

) mit blutigen Gedanken und lüſtern nach gewiſſer
eute eingeſtellt.

Bei weitem friedlicher und fröhlicher waren bei
ſem Einzug die Geſinnungen Georgs von Sturm-
der, jenes „artigen Reiters,“ der Bertha's Neugierde
ſo hohem Grade erweckt, deſſen unerwartete Erſchei-
ng Mariens Wangen mit ſo tiefem Roth gefärbt
te. Wußte er doch kaum ſelbſt, wie er zu dieſem
hzug kam, da er, obgleich den Waffen nicht fremd,
h nicht zunächſt für das Waffenwerk beſtimmt war.
s einem armen, aber angeſehenen Stamme Frankens
ſproſſen, war er, frühe verwaist, von einem Bruder
ies Vaters erzogen worden. Schon damals hatte man
gefangen, gelehrte Bildung als einen Schmuck des
els zu ſchätzen. Daher wählte ſein Oheim für ihn
e Laufbahn. Die Sage erzählt nicht, ob er auf der
en Schule in Tübingen, die damals in ihrem erſten
lühen war, in Wiſſenſchaften viel gethan. Es kam nur
Nachricht bis auf uns, daß er einem Fräulein von
tenſtein, die bei einer Muhme in jener Muſenſtadt
e, wärmere Theilnahme ſchenkte, als den Lehrſtühlen
berühmteſten Doktoren. Man erzählt ſich auch, daß
Fräulein mit ernſtem, beinahe männlichem Geiſte
Künſte, womit andere ihr Herz beſtürmten, gering
chtet habe. Zwar kannte man ſchon damals alle jene
egsliſten, ein hartes Herz zu erobern, und die Jünger
alten Tubinga hatten ihren Ovid vielleicht beſſer
irt, als die heutigen; es ſollen aber weder nächtliche
esklagen, noch fürchterliche Schlachten und Kämpfe
ihren Beſitz die Jungfrau erweicht haben. Nur

einem gelang es, dieſes Herz für ſich zu gewinnen, und dieſer eine war Georg. Sie haben zwar, wie es ſtille Liebe zu thun pflegt, niemand geſagt, wann und wo ihnen der erſte Strahl des Verſtändniſſes aufging, und wir ſind weit entfernt, uns in dieſes ſüße Geheimniß der erſten Liebe eindrängen zu wollen, oder gar Dinge zu erzählen, die wir geſchichtlich nicht belegen können; doch können wir mit Grund annehmen, daß ſie ſchon bis zu jenem Grad der Liebe gediehen waren, wo man, gedrängt von äußeren Verhältniſſen, gleichſam als Troſt für das Scheiden, ewige Treue ſchwört; denn als die Muhme in Tübingen das Zeitliche geſegnet, und Herr von Lichtenſtein ſein Töchterlein zu ſich holen ließ, um ſie nach Ulm, wo ihm eine Schweſter verheirathet war, zu weiterer Ausbildung zu ſchicken, da merkte Roſe, Mariens alte Zofe, daß ſo heiße Thränen und die Sehnſucht, mit welcher Marie noch einmal und immer wieder aus der Sänfte zurückſah, nicht den bergigten Straßen, denen ſie Valet ſagen mußte, allein gelte.

Bald darauf langte auch ein Sendſchreiben an Georg an, worin ihm ſein Oheim die Frage beibrachte, ob er jetzt, nach vier Jahren, noch nicht gelehrt genug ſey? Dieſer Ruf kam ihm erwünſcht; ſeit Mariens Abreiſe waren ihm die Lehrſtühle der gelehrten Doktoren, die finſtere Hügelſtadt, ja ſelbſt das liebliche Thal des Neckars verhaßt geworden. Mit neuer Kraft erfriſchte ihn die kalte Luft, die ihm von den Bergen entgegenſtrömte, als er an einem ſchönen Morgen des Februar aus den Thoren Tübingens ſeiner Heimath entgegen ritt; wie die Sehnen ſeiner Arme in dem friſchen Morgen ſich

ſtraffer anzogen, wie die Muskeln ſeiner Fauſt kräftiger in den Zügel faßten, ſo erhob ſich auch ſeine Seele zu jenem friſchen heitern Muthe, der dieſem Alter ſo eigen iſt, wenn die Gewißheit eines ſüßen Glückes im Herzen lebt, und vor dem Auge, das Erfahrung noch nicht geſchärft, Unglück noch nicht getrübt hat, die Zukunft heiter und freundlich ſich ausbreitet. Wie der klare See, der das heitere Bild, das auf ihn herabſchaut, nicht minder freundlich zurückwirft, und mit dieſen reizenden Farben ſeine Tiefe verhüllt, ſo hat gerade das Ungewiſſe dieſer Zukunft ſeinen eigenthümlichen Reiz. Man glaubt in Kopf und Arm Kraft genug zu tragen, um dem Glück ſeine Gunſt abzuringen, und dies Vertrauen auf ſich ſelbſt gibt bei weitem muthigere Zuverſicht, als die mächtigſte Hülfe von außen.

So war die Stimmung Georgs von Sturmfeder, als er durch den Schönbuchwald ſeiner Heimath zu zog. Zwar brachte ihn dieſer Weg dem Liebchen nicht näher, zwar konnte er nichts ſein nennen als das Roß, das er eben ritt und die Burg ſeiner Väter, von welcher der Volkswitz ſang:

Ein Haus auf drei Stützen;
Wer vorn hereinkommt,
Kann hinten nicht ſitzen.

Aber er wußte, daß dem feſten Willen hundert Wege offen ſtehen, um zum Ziel zu gelangen, und der alte Spruch des Römers: **fortes fortuna juvat**, hatte ihm noch nie gelogen.

Wirklich ſchienen auch ſeine Wünſche nach einer thätigen Laufbahn bald in Erfüllung zu gehen.

Der Herzog von Würtemberg hatte Reutlingen, das ihn beleidigt hatte, aus eine Reichsſtadt zur Landſtadt gemacht und es war kein Zweifel an einem Krieg.

Der Erfolg ſchien aber damals ſehr ungewiß. Der ſchwäbiſche Bund, wenn er auch erfahrenere Feldherren und geübtere Soldaten zählte, hatte doch in allen Kriegen durch Uneinigkeit ſich ſelbſt geſchadet. Ulerich, auf ſeiner Seite, hatte vierzehntauſend Schweizer, tapfere, kamgfgeübte Männer geworben, aus ſeinem eigenen Lande konnte er, wenn auch minder geübte, doch zahlreiche und tüchtige Truppen ziehen, und ſo ſtand die Wage im Februar 1519 noch ziemlich gleich.

Wo alles um ihn her Partei nahm, glaubte Georg nicht müßig bleiben zu dürfen. Ein Krieg war ihm erwünſcht; es war eine Laufbahn, die ihn ſeinem Ziele, um Marie würdig freien zu können, bald nahe bringen konnte.

Zwar zog ihn ſein Herz weder zu der einen, noch zu der andern Partei. Vom Herzog ſprach man im Lande ſchlecht, des Bundes Abſichten ſchienen nicht die reinſten. Als aber, durch Geld und Klagen der Huttiſchen und durch die Ausſicht auf reiche Beute beſtochen, achtzehn Grafen und Herren, deren Beſitzungen an ſein Gütchen grenzten, auf einmal[12] dem Herzog ihre Dienſte aufſagten, da ſchien es ihn zum Bunde zu ziehen. Den Ausſchlag gab die Nachricht, daß der alte Lichtenſtein mit ſeiner Tochter in Ulm ſich befinde; auf jener Seite, wo Marie war, durfte er nicht fehlen, und ſo bot er dem Bunde ſeine Dienſte an.

Die fränkiſche Ritterſchaft, unter Anführung Ludwigs von Hutten, zog ſich am Anfang des März gegen

ɜburg hin, um ſich dort mit Ludwig von Baiern und
ibrigen Bundesgliedern zu vereinigen. Bald hatte ſich
Heer geſammelt, und ihr Weg glich einem Triumph=
je näher ſie dem Gebiete ihres Feindes kamen.
Herzog Ulerich war bei Blaubeuren, der äußerſten
dt ſeines Landes gegen Ulm und Baiern hin, gela=
In Ulm ſollte jetzt noch einmal zuvor im großen
gsrath der Feldzug beſprochen werden, und dann
e man in kurzer Zeit die Würtemberger zur entſchei=
en Schlacht zu nöthigen. An friedliche Unterhand=
en wurde, da man ſo weit gegangen war, nicht
r gedacht, Krieg war die Loſung und Sieg der Ge=
le des Heeres, als ein friſcher Morgenwind ihnen
Grüße des ſchweren Geſchützes von den Wällen der
dt entgegentrug, als das Geläute aller Glocken zum
lkomm vom anderen Ufer der Donau herübertönte.
Wohl ſchlug auch Georgs Herz höher bei dem
anken an ſeine erſte Waffenprobe; aber wer je in
icher Lage ſich befand, wird ihn nicht tadeln, daß
friedlichere Gedanken in ſeiner Seele aufzogen,
ihn Kampf und Sieg vergeſſen ließen. Als zuerſt,
in weiter Ferne, das koloſſale Münſter aus dem
el auftauchte, als nachher der verhüllende Dunſt=
ier herabfiel und die Stadt mit ihren dunkeln Back=
mauern, mit ihren hohen Thorthürmen ſich vor ſeinen
ten ausbreitete, da kamen alle Zweifel, die er früher
in die Bruſt zurückgedrängt hatte, ſchwerer als je
ihn. „Schließen jene Mauern auch die Geliebte
hat nicht ihr Vater, ſeinem Herzog treu, vielleicht
ie feindlichen Schaaren ſich geſtellt, und darf der.

deſſen ganze Hoffnung darauf beruht, den Vater zu gewinnen, darf er ſich jenem gegenüberſtellen, ohne ſein ganzes Glück zu vernichten? Und iſt der Vater auf feindlicher Seite, kann Marie möglicher Weiſe noch in jenen Mauern ſeyn. Und wenn alles gut wäre, wenn unter der feſtlichen Menge, die ſich zum Anblick des einziehenden Heeres drängt, auch Marie auf ihn herabſchaut, hat ſie auch die Treue noch bewahrt, die ſie geſchworen? —"

Doch der letzte Gedanke machte bald einer freudigeren Gewißheit Raum; denn wenn ſich auch alles Unglück gegen ihn verſchwor, Mariens Treue, er wußte es, war unwandelbar. Muthig drückte er die Schärpe, die ſie ihm gegeben, an ſeine Bruſt, und als jetzt die Ulmer Reiterei ſich an den Zug anſchloß, als die Zinken und Trompeten ihre muthigen Weiſen anſtimmten, da kehrte ſeine alte Freudigkeit wieder, ſtolzer hob er ſich im Sattel, kühner rückte er das Barett in die Stirne, und als der Zug in die feſtlich geſchmückten Straßen einbog, muſterte ſein ſcharfes Auge alle Fenſter der hohen Häuſer, um ſie zu erſpähen.

Da gewahrte er ſie, wie ſie ernſt und ſinnend auf das fröhliche Gewühl hinab ſah, er glaubte zu erkennen, wie ihre Gedanken in weiter Ferne den ſuchten, der ihr ſo nahe war; ſchnell drückte er ſeinem Pferde die Sporen in die Seite, daß es ſich hoch aufbäumte und das Pflaſter von ſeinem Hufſchlag ertönte. Aber als ſie ſich zu ihm herabwandte, als Auge dem Auge begegnete, als ihr freudiges Erröthen dem Glücklichen ſagte, das er erkannt und noch immer geliebt ſey, da war es um die Beſinnung

s guten Georg geſchehen; willenlos folgte er dem Zuge
r das Rathhaus, und es hätte nicht viel gefehlt, ſo
tte ihn ſeine Sehnſucht alle Rückſichten vergeſſen laſſen,
d ihn unwiderſtehlich zu dem Eckhaus mit dem Erker
ıgezogen.

Schon hatte er die erſten Schritte nach jener Seite
han, als er ſich von kräftiger Hand am Arm angefaßt
hlte.

„Was treibet Ihr, Junker?“ rief ihm eine tiefe,
hlbekannte Stimme ins Ohr, „dort hinauf geht es die
ıthhaustreppe. Wie? ich glaube, Ihr ſchwindelt; wäre
ch kein Wunder, denn das Frühſtück war gar zu
ıger. Seyd getroſt, Freundchen, und kommt. Die
mer führen gute Weine, wir wollen Euch mit altem
:msthäler anſtreichen.“

Wenn auch der Fall aus ſeinem Freudenhimmel, welchem er einige Minuten geſchwebt hatte, auf den ıthhausplatz in Ulm etwas unſanft war, ſo wußte er ch dem alten Herrn von Breitenſtein, ſeinem nächſten renznachbar in Franken, Dank, daß er ihn aus ſeinen ·äumen aufgeſchüttelt und von einem übereilten Schritte rückgehalten hatte.

Er nahm daher freundlich den Arm des alten Herrn d folgte mit ihm den übrigen Rittern und Herren, die ı von dem ſcharfen Morgenritte an der guten Mit=
ıskoſt, die ihnen die freie Reichsſtadt aufgeſetzt hatte,
:der erholen wollten.

III.

Ich höre rauſchende Muſik, das Schloß iſt
Von Lichtern hell. Wer ſind die Fröhlichen?
Schiller.

Der Saal des Rathhauſes, wohin die Angekommenen geführt wurden, bildete ein großes, längliches Viereck. Die Wände und die zu der Größe des Saales unverhältnißmäßig niedere Decke waren mit einem Getäfel von braunem Holz ausgelegt, unzählige Fenſter mit runden Scheiben, worauf die Wappen der edlen Geſchlechter von Ulm mit brennenden Farben gemalt waren, zogen ſich an der einen Seite hin, die gegenüberſtehende Wand füllten Gemälde berühmter Bürgermeiſter und Rathsherren der Stadt, die beinahe alle in der gleichen Stellung, die Linke in die Hüfte, die Rechte auf einen reichbehängten Tiſch geſtützt, ernſt und feierlich auf die Gäſte ihrer Enkel herabſahen. Dieſe drängten ſich in verworrenen Gruppen um die Tafel her, die in Form eines Hufeiſens aufgeſtellt, beinahe die ganze Weite des Saales einnahm. Der Rath und die Patrizier, die heute im Namen der Stadt die Honneurs machen ſollten, ſtachen in ihren zierlichen Feſtkleidern mit den ſteifen ſchneeweißen Halskrauſen wunderlich ab gegen ihre beſtaubten Gäſte, die in Lederwerk und Eiſenblech gehüllt oft gar unſanft an die ſeidenen Mäntelein und ſammtenen Gewänder ſtreiften. Man hatte bis jetzt noch auf den Herzog von Baiern gewartet, der einige Tage vorher eingetroffen, zu dem glänzenden Mittagsmahl zugeſagt *hatte*; als aber ſein Kämmerling eine Entſchuldigung

brachte, gaben die Trompeter das erſehnte Zeichen, und Alles drängte ſich ſo ungeſtüm zur Tafel, daß nicht einmal die gaſtfreundliche Ordnung des Rathes, der je zwiſchen zwei Gäſte einen Ulmer ſetzen wollte, gehörig beobachtet wurde.

Breitenſtein hatte Georg auf einen Sitz niedergezogen, den er ihm als einen ganz vorzüglichen anpries. „Ich hätte Euch," ſagte der alte Herr, „zu den Gewaltigen da oben, zu Frondsberg, Sickingen, Hutten und Waldburg ſetzen können, aber in ſolcher Geſellſchaft kann man den Hunger nicht mit gehöriger Ruhe ſtillen. Ich hätte Euch ferner zu den Nürnbergern und Augsburgern führen können, dort unten, wo der gebratene Pfau ſteht, — weiß Gott, ſie haben keinen übeln Platz, — aber ich weiß, daß Euch die Städtler nicht recht behagen, darum habe ich Euch hieher geſetzt. Schauet Euch hier um, ob dies nicht ein trefflicher Platz iſt? Die Geſichter umher kennen wir nicht, alſo braucht man nicht viel zu ſchwatzen. Rechts haben wir den geräucherten Schweinskopf mit der Zitrone im Maul, links eine prachtvolle Forelle, die ſich vor Vergnügen in den Schwanz beißt, und vor uns dieſen Rehziemer, ſo fett und zart, wie auf der ganzen Tafel keiner mehr zu finden iſt."

Georg dankte ihm, daß er mit ſo viel Umſicht für ihn geſorgt habe, und betrachtete zugleich flüchtig ſeine Umgebung. Sein Nachbar rechts war ein junger, zierlicher Herr von etwa 25 bis 30 Jahren. Das friſchgekämmte Haar, duftend von wohlriechenden Salben, der kleine Bart, der erſt vor einer Stunde mit warmen Zänglein gekräuſelt ſeyn mochte, ließen Georg, nach

ehe ihn die Mundart davon überzeugte, in ihm einen Ulmer Herrn errathen. Der junge Herr, als er ſah, daß er von ſeinem Nachbar bemerkt wurde, bewies ſich ſehr zuvorkommend, indem er Georgs Becher aus einer großen ſilbernen Kanne füllte, auf glückliche Ankunft und gute Nachbarſchaft mit ihm anſtieß, und auch die beſten Biſſen von den unzähligen Rehen, Haſen, Schweinen, Faſanen und wilden Enten, die auf ſilbernen Platten umherſtanden, dem Fremdling auf den Teller legte.

Doch dieſen konnte weder ſeines Nachbars zuvorkommende Gefälligkeit, noch Breitenſteins ungemeiner Appetit zum Eſſen reizen. Er war noch zu ſehr beſchäftigt mit dem geliebten Bilde, das ſich ihm beim Einzug gezeigt hatte, als daß er die Ermunterungen ſeiner Nachbarn befolgt hätte. Gedankenvoll ſah er in den Becher, den er noch immer in der Hand hielt, und glaubte, wenn die Bläschen des alten Weines zerſprangen, und in Kreiſen verſchwebten, das Bild der Geliebten aus dem goldenen Boden des Bechers auftauchen zu ſehen. Es war kein Wunder, daß der geſellige Herr zu ſeiner Rechten, als er ſah, wie ſein Gaſt, den Becher in der Hand, jede Speiſe verſchmähe, ihn für einen unverbeſſerlichen Zechbruder hielt. Das feurige Auge, das unverwandt in den Becher ſah, der lächelnde Mund des in ſeinen Träumen verſunkenen Jünglings ſchienen ihm einen jener echten Weinkenner anzuzeigen, die auf fein geübter Zunge den Gehalt des edlen Trankes lange zu prüfen pflegen.

Um der Ermahnung des wohledlen Rathes, den Gäſten das Mahl ſo angenehm als möglich zu machen,

gehörig nachzukommen, ſuchte er auf der entdeckten ſchwachen Seite dem jungen Mann beizukommen. Es war zwar gegen die Gewohnheit des jungen Ulmers, viel Wein zu trinken, aber dem jungen Mann zu lieb, der etwas ſo Hohes und Gebietendes an ſich hatte, mußte er ſchon ein Uebriges thun. Er ſchenkte ſich ſeinen Becher wieder voll und begann: „Nicht wahr, Herr Nachbar, das Weinchen hat Feuer und einen feinen Geſchmack? Freilich iſt es kein Würzburger, wie Ihr in Franken ihn gewohnt ſeyn werdet, aber es iſt echter Ellſinger aus dem Rathskeller und immer ſeine achtzig Jahre alt.“

Verwundert über dieſe Anrede, ſetzte Georg den Becher nieder nnd antwortete mit einem kurzen „ja, ja —“ der Nachbar ließ aber den einmal aufgenommenen Faden nicht ſo bald wieder fallen. „Es ſcheint,“ fuhr er fort, „als munde er Euch doch nicht ganz, aber da weiß ich Rath. Heda! gebt eine Kanne Uhlbacher hieher! — Verſuchet einmal dieſen, der wächst zunächſt an des Würtembergers Schloß; in dieſem müßt Ihr mir Beſcheid thun: Kurzen Krieg, großen Sieg!“

Georg, dem dieſes Geſpräch nicht recht zuſagte, ſuchte ſeinen Nachbar auf einen andern Weg zu bringen, der ihn zu anziehenderen Nachrichten führen konnte. „Ihr habt,“ ſprach er, „ſchöne Mädchen hier in Ulm, wenigſtens bei unſerem Einzug glaubte ich deren viele zu bemerken.“

„Weiß Gott,“ entgegnete der Ulmer, „man könnte damit pflaſtern.“

„Das wäre vielleicht ſo übel nicht,“ fuhr Georg fort, „denn das Pflaſter Eurer Straßen iſt herzlich

ſchlecht. Aber ſagt mir, wer wohnt dort in dem Eckhaus mit dem Erker; wenn ich nicht irre, ſchauten dort zwei feine Jungfrauen heraus, als wir einritten."

„Habt Ihr dieſe auch ſchon bemerkt?" lachte jener; „wahrhaftig, Ihr habt ein ſcharfes Auge und ſeyd ein Kenner. Das ſind meine lieben Baſen mütterlicher Seits, die kleine blonde iſt eine Beſſerer, die andere ein Fräulein von Lichtenſtein, eine Würtembergerin, die auf Beſuch dort iſt."

Georg dankte im Stillen dem Himmel, der ihn gleich mit einem ſo nahen Verwandten Mariens zuſammenführte. Er beſchloß, den Zufall zu benützen, und wandte ſich, ſo freundlich er nur konnte, zu ſeinem Nachbar: „Ihr habt ein paar hübſche Mühmchen, Herr von Beſſerer...."

„Dieterich von Kraft nenne ich mich;" fiel jener ein, „Schreiber des großen Rathes."

„Ein paar ſchöne Kinder, Herr von Kraft; und Ihr beſuchet ſie wohl recht oft?"

„Ja wohl," antwortete der Schreiber des großen Rathes, „beſonders ſeit die Lichtenſtein im Hauſe iſt. Zwar will mein Bäschen Bertha etwas eiferſüchtig werden, denn im Vertrauen geſagt, wir waren vorher ein Herz und eine Seele; aber ich thue, als merke ich es nicht, und ſtehe mit Marien um ſo beſſer."

Dieſe Nachricht mochte nicht ſo gar angenehm in Georgs Ohren klingen, denn er preßte die Lippen zuſammen und ſeine Wangen färbten ſich dunkler.

„Ja lachet nur," fuhr der Rathsſchreiber fort, dem der ungewohnte Geiſt des Weines zu Kopfe ſtieg;

„wenn Ihr wüßtet, wie ſie ſich beide um mich reißen. — Zwar — die Lichtenſtein hat eine verdammte Art freundlich zu ſeyn; ſie thut ſo vornehm und ernſt, daß man nicht recht wagt, in ihrer Gegenwart Spaß zu machen, noch weniger läßt ſie ein wenig mit ſich ſchäkern wie Bertha, aber gerade das kommt mir ſo wunderhübſch vor, daß ich elf Mal wieder komme, wenn ſie mich auch zehn Mal fortgeſchickt hat. Das macht aber," murmelte er nachdenklicher vor ſich hin, „weil der geſtrenge Herr Vater da iſt, vor dem ſcheut ſie ſich; laßt nur den einmal über der Ulmer Markung ſeyn, ſo ſoll ſie ſchon kirre werden."

Georg wollte ſich nach dem Vater noch weiter erkundigen, als ſonderbare Stimmen ihn unterbrachen. Schon vorher hatte er mitten durch das Geräuſch der Speiſenden dieſe Stimmen zu hören geglaubt, wie ſie in ſchleppendem, einförmigen Ton ein paar kurze Sätze herſagten, ohne zu verſtehen, was es war. Jetzt hörte er dieſelben Stimmen ganz in der Nähe, und bald bemerkte er, welchen Inhaltes ihre eintönigen Sätze waren. Es gehörte nämlich in den guten alten Zeiten, beſonders in Reichsſtädten, zum Ton, daß der Hausvater und ſeine Frau, wenn ſie Gäſte geladen hatten, gegen die Mitte der Tafel aufſtanden, und bei jedem Einzelnen umhergingen, mit einem herkömmlichen Sprüchlein zum Eſſen und Trinken zu nöthigen.

Dieſe Sitte war in Ulm ſo ſtehend geworden, daß der hohe Rath beſchloß, auch an dieſem Mahl keine Ausnahme zu machen, ſondern ex officio einen Hausvater ſammt Hausfrau aufzuſtellen, um dieſe Pflicht zu üben.

Die Wahl fiel auf den Bürgermeiſter und den älteſten Rathsherrn.

Sie hatten ſchon zwei Seiten der Tafel „nöthigend“ umgangen, kein Wunder, daß ihre Stimmen durch die große Anſtrengung endlich rauh und heiſer geworden waren, und ihre freundſchaftliche Aufmunterung wie Drohung klang. Eine rauhe Stimme tönte in Georgs Ohr: „Warum eſſet Ihr denn nicht, warum trinket Ihr denn nicht?“ Erſchrocken wandte ſich der Gefragte um, und ſah einen ſtarken, großen Mann mit rothem Geſicht; ehe er noch auf die ſchrecklichen Töne antworten konnte, begann an ſeiner andern Seite ein kleiner Mann mit einer hohen dünnen Stimme:

„So eſſet doch und trinket ſatt,
was der Magiſtrat Euch vorgeſetzt hat.“

„Hab' ich's doch ſchon lange gedacht, daß es ſo kommen würde,“ fiel der alte Breitenſtein ein, indem er ein wenig von der Anſtrengung, mit welcher er den Rehziemer bearbeitet hatte, ausruhte.

„Da ſitzt er und ſchwatzt, ſtatt die köſtlichen Braten zu genießen, die uns die Herren in ſo reichlicher Fülle vorgeſetzt haben.“

„Mit Verlaub,“ unterbrach ihn Dieterich von Kraft, „der junge Herr ißt nichts, er iſt ein Zechbruder und trefflicher Weinſchmecker; hab' ich's nicht gleich weg gehabt, daß er gerne zu tief ins Glas guckt? Darum tadle ihn keiner, wenn er ſich lieber an den Uhlbacher hält.“

Georg wußte gar nicht, wie er zu dieſer ſonderbaren Schutzrede kam; er war im Begriff, ſich zu entſchuldigen, als ihn ein neuer Anblick überraſchte. Breitenſtein hatte

) jetzt über den Schweinskopf mit der Citrone im Maul
)armt, hatte die Citrone geſchickt aus dem Rachen des
)ieres operirt, und begann mit großem Behagen und
übter Hand die weitere Section vorzunehmen, da trat
r Bürgermeiſter auch zu ihm, und eben als er an
iem guten Biſſen kaute, hub er an: „Warum eſſet Ihr
nn nicht, warum trinket Ihr denn nicht?“ Dieſer ſah
n Nöthigenden mit ſtarren Blicken an, zum Reden
tten ſeine Sprachorgane keine Zeit. Er nickte daher
t dem Haupte und deutete auf die Reſte des Rehzie-
:rs; der kleine Mann mit der Fiſtelſtimme ließ ſich
er nicht irre machen, ſondern ſprach freundſchaftlichſt:

„So eſſet doch und trinket ſatt,
was der Magiſtrat Euch vorgeſetzt hat.“

So war es nun in den „guten alten Zeiten!“ Man
inte ſich wenigſtens nicht beklagen, nur zu einem
chaueſſen geladen worden zu ſeyn. Bald aber bekam
Tafel eine andere Geſtalt. Die großen Schüſſeln
d Platten wurden abgetragen und geräumigere Hum-
ı, größere Kannen, gefüllt mit edlem Weine, aufgeſetzt.
:e Umtränke und das in Schwaben ſchon damals ſehr
ıfige Zutrinken begann, und nicht lange, ſo äußerte
ch der Wein ſeine Wirkungen. Dieterich Späth und
ıe Geſellen ſangen Spottlieder auf Herzog Ulerich
) bekräftigten jeden Fluch oder ſchlechten Witz, den
er ausbrachte, mit Gelächter oder einem guten Trunke.
: fränkiſchen Ritter würfelten um die Güter des Her-
ɜ und tranken einander das Tübinger Schloß im
ine ab. Ulerich von Hutten und einige ſeiner Freunde
ten in lateiniſcher Sprache eine laute Controvers mit

einigen Italienern wegen des Angriffes auf den römiſchen Stuhl, den kurz zuvor ein unberühmter Mönch in Wittenberg unternommen hatte; die Nürnberger, Augsburger und einige Ulmer Herren, die ſich zuſammen gethan hatten, waren über den Glanz ihrer Republiken in Streit gerathen, und ſo füllte Gelächter, Geſang, Zanken und der dumpfe Klang der ſilbernen und zinnernen Becher den Saal.

Nur am oberen Ende der Tafel herrſchte anſtändigere, ruhigere Fröhlichkeit. Dort ſaß Georg von Frondsberg, der alte Ludwig Hutten, Waldburg Truchſes, Franz von Sickingen und noch andere ältliche, geſetzte Herren.

Dorthin wandte jetzt auch der Bundeshauptmann, Hans von Breitenſtein, nachdem er ſich genugſam geſättiget hatte, ſeine Blicke, und ſprach zu Georg: „Das Lärmen um uns her will mir gar nicht behagen; wie wäre es, wenn ich Euch jetzt dem Frondsberg vorſtellte, wie Ihr in den letzten Tagen gewünſcht habt?“

Georg, deſſen Wunſch ſchon lange war, dem Kriegsoberſten bekannt zu werden, ſtand freudig auf, um dem alten Freunde zu folgen. Wir werden ihn nicht tadeln, daß ſein Herz bei dieſem Gange ängſtlicher pochte, ſeine Wangen ſich höher färbten, ſeine Schritte, je näher er kam, ungewiſſer und zögernder wurden. Wen haben nicht in ſeiner Jugend, wenn er einem glänzenden, ruhmbekränzten Vorbild nahte, ähnliche Gefühle beſtürmt? Wem ſank da nicht ſein eigenes Ich zur Unbedeutenheit zuſammen, während der Gefeierte zum Rieſen wuchs? Georg von Frondsberg galt ſchon damals für einen der

berühmteſten Feldherren ſeiner Zeit. Italien, Frankreich und Deutſchland erzählten von ſeinen Siegen, und die Kriegskunſt wird ihn ewig in ihren Annalen nennen, denn er war der Stifter und Gründer eines geordneten, in Reihen und Gliedern fechtenden Fußvolkes. Sagen und Chroniken erhielten das Bild dieſes Helden bis auf unſere Tage, und wer gedenkt nicht unwillkürlich jener homeriſchen Helden, wenn er von dieſem Manne lieſt: „Er war ſo ſtark an Gliedern, wenn er den Mittelfinger der rechten Hand ausſtreckte, daß er damit den ſtärkſten Mann, ſo ſich ſteif ſtellte, vom Platz ſtoßen, ein rennendes Pferd beim Zaum ergreifen und ſtellen, die großen Büchſen und Mauerbrecher allein von einem Ort zum andern führen konnte?“ Zu ihm führte Breitenſtein den Jüngling.

„Wen bringt Ihr uns da, Hans?“ rief Georg von Frondsberg, indem er den hochgewachſenen, ſchönen, jungen Mann mit Theilnahme betrachtete.

„Seht ihn Euch einmal recht an, werther Herr,“ antwortete Breitenſtein, „ob Euch nicht beifällt, in welches Haus er gehören mag?“

Aufmerkſamer betrachtete ihn der Feldhauptmann, auch der alte Truchſes von Waldburg wandte prüfend ſein Auge herüber. Georg war ſchüchtern und blöde vor dieſe Männer getreten; aber ſey es, daß die freundliche, zutrauliche Weiſe Frondsbergs ihm Muth machte, ſey es, daß er fühlte, wie wichtig der Augenblick für ihn ſey, er bekämpfte die Schaam, den Blicken ſo vieler berühmter Männer ausgeſetzt zu ſeyn, und ſah ihnen entſchloſſen und muthig ins Geſicht.

„Jetzt, an dieſem Blicke erkenne ich Dich,“ ſagte Frondsberg und bot ihm die Hand, „Du biſt ein Sturmfeder?“

„Georg Sturmfeder,“ antwortete der junge Mann, „mein Vater war Burkhardt Sturmfeder, er fiel, wie man mir ſagte, in Italien an Eurer Seite.“

„Er war ein tapferer Mann,“ ſprach der Feldhauptmann, deſſen Auge immer noch ſinnend auf Georgs Zügen ruhte, „an manchem warmen Schlachttag hat er treu zu mir gehalten; wahrlich, ſie haben ihn allzufrühe eingeſcharrt! und Du,“ ſetzte er freundlicher hinzu, „Du haſt Dich eingeſtellt, um ſeiner Spur zu folgen? Was treibt Dich ſchon ſo frühe aus dem Neſte und biſt kaum flick?“

„Ich weiß ſchon,“ unterbrach ihn Waldburg mit rauher, unangenehmer Stimme; „das Vögelein will ſich ein paar Flöckchen Wolle ſuchen, um das alte Neſt zu flicken!“

Dieſe rohe Anſpielung auf die verfallene Burg ſeiner Ahnen jagte eine hohe Gluth auf die Wangen des Jünglings. Er hatte ſich nie ſeiner Dürftigkeit geſchämt, aber dieſes Wort klang ſo höhnend, daß er ſich zum erſten Male dem reichen Spötter gegenüber recht arm fühlte. Da fiel ſein Blick über Truchſes Waldburg hin durch die Scheiben auf jenes wohlbekannte Erkerfenſter; er glaubte Mariens Geſtalt zu erblicken, und ſein alter Muth kehrte wieder. „Ein jeder Kampf hat ſeinen Preis, Herr Ritter,“ ſagte er, „ich habe dem Bund Kopf und Arm angetragen; was mich dazu treibt, kann Euch gleichgültig ſeyn.“

„Nun, nun!“ erwiederte jener, „wie es mit dem
rm ausſieht, werden wir ſehen, im Kopfe muß es
)er nicht ſo ganz hell ſeyn, da Ihr aus Spaß gleich
rnſt macht.“

Der gereizte Jüngling wollte wieder darauf etwas
wiedern, Frondsberg aber nahm ihn freundlich bei der
and: „Ganz wie Dein Vater, lieber Junge; nun,
u willſt zeitlich zu einer Neſſel werden.[13] Und wir
:rden Leute brauchen, denen das Herz am rechten
:ecke ſitzt. Daß Du dann nicht der Letzte biſt, darfſt
u gewiß ſeyn.“

Dieſe wenigen Worte aus dem Munde eines durch
ıpferkeit und Kriegskunſt unter ſeinen Zeitgenoſſen
chberühmten Mannes übten ſo beſänftigende Gewalt
)er Georg, daß er die Antwort, die ihm auf der Zunge
webte, zurückdrängte und ſich ſchweigend von der Tafel
ein Fenſter zurückzog, theils um die Oberſten nicht
:iter zu ſtören, theils um ſich genauer zu überzeugen,
die flüchtige Erſcheinung, die er vorhin geſehen,
rklich Marie geweſen ſey.

Als Georg die Tafel verlaſſen hatte, wandte ſich
)ndsberg zu Waldburg: „Das iſt nicht die Art, Herr
:uchſes, wie man tüchtige Geſellen für unſere Sache
winnt; ich wette, er ging nicht mit halb ſo viel Eifer
r die Sache von uns, als er zu uns brachte.“

„Müßt Ihr dem jungen Laffen auch noch das Wort
)en?“ fuhr jener auf, „was braucht es da? er ſoll
ıen Spaß von ſeinem Obern ertragen lernen.“

„Mit Verlaub,“ fiel ihm Breitenſtein ins Wort,
as iſt kein Spaß, ſich über unverſchuldete Armuth

luſtig zu machen; ich weiß aber wohl, Ihr ſeyd ſeinem Vater auch nie grün geweſen.

„Und,“ fuhr Frondsberg fort, „ſein Oberer ſeyd Ihr ganz und gar noch nicht. Er hat dem Bunde noch keinen Eid geleiſtet, alſo kann er noch immer hinreiten, wohin er will, und wenn er auch unter Euren eigenen Fahnen diente, ſo möchte ich Euch doch nicht rathen, ihn zu hänſeln; er ſieht mir nicht darnach aus, als ob er ſich viel gefallen ließe!“

Sprachlos vor Zorn über den Widerſpruch, den er in ſeinem Leben nie ertragen konnte, blickte Truchſes den einen und den andern an, mit ſo wuthvollen Blicken, daß ſich Ludwig von Hutten ſchnell ins Mittel ſchlug, um noch ärgeren Streit zu verhüten: „Laßt doch die alten Geſchichten!“ rief er. „Ueberhaupt wäre es gut, die Tafel würde aufgehoben. Es dunkelt draußen ſchon ſtark und der Wein wird zu mächtig. Dieterich Späth hat ſchon zweimal des Würtembergers Tod ausgebracht und die Franken dort unten ſind nur noch nicht einig, ob man ſeine Schlöſſer niederbrennen oder vertheilen ſoll.“

„Laßt ſie immer,“ lachte Waldburg bitter, „die Herren dürfen ja heute machen, was ſie wollen, Frondsberg wird ihnen doch das Wort reden.“

„Nein,“ antwortete Ludwig Hutten; „wenn einer von ſo etwas reden darf, bin ich es, als der Bluträcher meines Sohnes; aber ehe noch der Krieg erklärt iſt, müſſen ſolche Reden unterbleiben. Mein Vetter Ulerich ſpricht mir auch zu heftig mit den Italienern über den Mönch von Wittenberg, und er verſchwatzt ſich zu ſehr, wenn er in Zorn geräth. Laßt uns aufbrechen.“

rondsberg und Sickingen ſtimmten ihm bei, ſie
auf, und als die nächſten um ſie her ihrem Bei-
lgten, war der Aufbruch allgemein.

IV.

Wollt ihr wiſſen, was die Augen ſeyn,
Womit ich ſie ſehe durch alle Land'?
Es ſind die Gedanken des Herzens mein,
Damit ſchau ich durch Mauer und Wand.

Walther von der Vogelweide.

---

eorg hatte in dem Fenſter, wohin er ſich zurück-
ı, nicht ſo entfernt geſtanden, daß er nicht jedes
der Streitenden gehört hätte. Er freute ſich der
ı Theilnahme, mit welcher Frondsberg ſich des
hmten, verwaisten Jünglings angenommen hatte,
ı aber konnte er es ſich nicht verbergen, daß ſein
Schritt in die kriegeriſche Laufbahn ihm einen mäch-
erbitterten Feind zugezogen hatte. Der Truchſes
ı bekannt im Heere wegen ſeines unbeugſamen
ß, als daß Georg hätte glauben dürfen, Huttens
elnde und beſänftigende Worte haben jede Erin-
an dieſen Streit verlöſcht, und daß Männer von
ıt, wie Waldburg, in ſolchen Fällen der vielleicht
bigen Urſache ihres Zornes die Schuld nicht
ı, war ihm aus manchen Fällen wohlbekannt.
ichter Schlag auf ſeine Schulter unterbrach ſeine
ken und er ſah, als er ſich umwandte, ſeinen
lichen Nebenſitzer, den Schreiber des großen Ra-
or ſich.

„Ich wette, Ihr habt Euch noch nach keinem Quartier umgeſehen,“ ſprach Dieterich von Kraft, „und es möchte Euch auch jetzt etwas ſchwer werden, denn es iſt bereits dunkel und die Stadt iſt überfüllt.“

Georg geſtand, daß er noch nicht daran gedacht habe, er hoffe aber, in einer der öffentlichen Herbergen noch ein Plätzchen zu bekommen.

„Darauf möchte ich doch nicht ſo ſicher bauen,“ entgegnete jener, „und geſetzt, Ihr fändet auch in einer ſolchen Schenke einen Winkel, ſo dürft Ihr doch ſicherlich darauf rechnen, daß Ihr ſchlecht genug bedient ſeyd. Aber wenn Euch meine Wohnung nicht zu gering ſcheint, ſo ſteht ſie Euch mit Freuden offen.“

Der gute Rathsſchreiber ſprach mit ſo viel Herzlichkeit, daß Georg nicht Anſtand nahm, ſein Anerbieten anzunehmen, obgleich er beinahe fürchtete, die gaſtfreundliche Einladung möchte ſeinen Wirth gereuen, wenn die gute Laune zugleich mit den Dünſten des Weines verflogen ſeyn werde. Jener aber ſchien über die Bereitwilligkeit ſeines Gaſtes hoch erfreut; er nahm mit einem herzlichen Handſchlag ſeinen Arm und führte ihn aus dem Saal.

Der Platz vor dem Rathhaus bot indeß einen ganz eigenen Anblick dar. Die Tage waren noch kurz und die Abenddämmerung war über der Tafel unbemerkt hereingebrochen; man hatte daher Fackeln und Windlichter angezündet; ihr dunkelrother Schein erhellte den großen Raum nur ſparſam und ſpielte in zitternden Reflexen an den Fenſtern der gegenüberſtehenden Häuſer und auf den blanken Helmen und Bruſtharniſchen der

Ritter. Wildes Rufen nach Pferden und Knechten ſcholl aus der Halle des Rathhauſes, das Klirren der nachſchleppenden Schwerter, das Hin- und Herrennen der vielen Menſchen miſchte ſich in das Gebell der Hunde, in das Wiehern und Stampfen der ungeduldigen Roſſe, eine Scene, die mehr einem in der Nacht vom Feinde überfallenen Poſten, als dem Aufbruch von einem friedlichen Mahle glich.

Ueberraſcht blieb Georg unter der Halle ſtehen. Der Anblick ſo vieler fröhlicher Geſichter, der kräftigen Geſtalten, die in jugendlichem Muthe anſprengten, kühne Reiterkünſte übten und dann ſingend und jubelnd in kleinen Haufen abzogen und in der Nacht verſchwanden, dieſer nächtliche flüchtige Anblick erinnerte ihn, wie ungewiß, wie ſchnell auch dieſe Tage vorübergehen werden, wie alle dieſe fröhlichen Geſellen dem tiefen Ernſte des Krieges entgegenziehen, wie mancher, noch ehe der Frühling völlig herauf ginge, mit ſeinem Körper den grünenden Raſen decken werde, wie ſie gefallen ſeyn werden, ohne mit ihrem Blute etwas eingelöst zu haben, als die Thräne eines Kameraden und den kurzen Ruhm, als brave Männer vor dem Feinde geblieben zu ſeyn.

Unwillkürlich ſtreifte ſein Auge nach jener Seite hin, wo er ſeinen Kampfpreis wußte. Er ſah dort viele Leute an den Fenſtern ſtehen, aber der ſchwärzliche Rauch der Fackeln, der wie eine Wolke über den Platz hinzog, verhüllte die Gegenſtände wie mit einem Schleier und ließ ſie nur wie ungewiſſe Schatten ſehen; unbefriedigt wandte er ſein Auge ab. „So iſt auch meine Zukunft,“

ſagte er zu ſich; „das Jetzt iſt helle, aber wie dunkel, wie ungewiß das Ziel!“

Sein freundlicher Wirth riß ihn aus dieſem düſtern Sinnen mit der Frage, wo ſeine Knechte mit ſeinen Pferden ſeyen? Wenn der Platz, worauf ſie ſtanden, heller erleuchtet geweſen wäre, ſo hätte vielleicht der gute Kraft eine flüchtige, aber brennende Röthe, die bei dieſer Frage über Georgs Wangen zog, bemerken können. „Ein junger Kriegsmann,“ antwortete er ſchnell gefaßt, „muß ſich ſo viel möglich ſelbſt zu helfen wiſſen, daher habe ich keine Diener bei mir. Mein Pferd aber habe ich Breitenſteins Knechten übergeben.“

Der Rathsſchreiber lobte im Weiterſchreiten die Strenge des jungen Mannes gegen ſich ſelbſt, geſtand aber, daß er, wenn er einmal zu Feld ziehe, den Dienſt nicht ſo ſtrenge lernen werde. Ein Blick auf ſein zierlich geordnetes Haar und den fein gekräuſelten Bart überzeugten Georg, daß ſein Begleiter aus voller Seele ſpreche, und die zierliche bequeme Wohnung, in welcher ſie bald darauf anlangten, widerſprach dieſem Glauben nicht.

Das Hausweſen des Herrn von Kraft war eine ſogenannte Junggeſellen-Wirthſchaft, denn Herrn Dietrich's Eltern waren längſt abgeſchieden, als er in das Mannesalter und zugleich in ſeinen Poſten beim großen Rathe eintrat. Er würde ſich vielleicht längſt um eine Genoſſin ſeiner Herrlichkeit umgeſehen haben, wenn nicht die Anmuth des Junggeſellen-Lebens, der nicht zu verachtende Vortheil, von allen jungen Damen der Stadt als eine gute Partie (nach heutigen Begriffen) angeſehen und honorirt zu werden, vor allem aber, wie

man ſich in's Ohr flüſterte, die entſchiedene Abneigung, die ſeine alte Amme und Haushälterin vor einer jungen Gebieterin hegte, ihn immer von dieſem Schritte abgehalten hätte.

Herr Dieterich hatte ein großes Haus, nicht weit vom Münſter, einen ſchönen Garten am Michelsberg, ſein Hausgeräthe war im beſten Stande, die großen eichenen Kaſten voll des köſtlichſten Linnenzeuges, das die Kraftinnen und ihre Zofen ſeit vielen Generationen in den langen Winterabenden zuſammengeſponnen hatten; die eiſerne Truhe im Schlafzimmer enthielt eine erkleckliche Anzahl von Goldgülden, Herr Dieterich ſelbſt war ein hübſcher, ſolider Herr, ging immer geſchniegelt und gebügelt, mit geſetztem, anſtändigen Gang in den Rath, hatte einen guten Haus- und Rathverſtand, war aus einer alten Familie, war es ein Wunder, wenn die ganze Stadt ſein Leben pries und jedes hübſche Ulmer Stadtkind ſich glücklich geſchätzt hätte, in dieſen bequem ausſtaffirten Ehehimmel zu kommen?

Georg kamen übrigens dieſe Verhältniſſe bei näherer Beſichtigung nichts weniger als lockend vor. Die einzigen Hausgenoſſen des Rathsſchreibers waren ein alter grauer Diener, zwei große Katzen und die unförmlich dicke Amme. Dieſe vier Geſchöpfe ſtarrten den Gaſt mit großen, bedenklichen Augen an, die ihm bewieſen, wie ungewohnt ihnen ein ſolcher Zuwachs der Haushaltung ſey. Die Katzen umgingen ihn ſchnurrend, mit gekrümmten Rücken, die Amme ſchob unmuthig an der ungeheuren Buckelhaube von Golddrath und fragte, ob ſie für zwei Perſonen das Abendeſſen zurichten ſolle?

Als sie aber nicht nur ihre Frage bestätigen hörte, sondern auch den Auftrag (man war ungewiß, war es Bitte oder Befehl) bekam, das Eckzimmer im zweiten Stock für den Gast zuzurüsten, da schien ihre Geduld erschöpft; sie ließ einen wüthenden Blick auf ihren jungen Gebieter schießen und verließ mit ihrem Schlüsselbund rasselnd das Gemach. Georg hörte noch lange die hohltönenden Treppen unter ihren schweren Tritten erbeben, und die öde Stille des großen Hauses gab in vielfältigem Echo das Gepolter der Thüren zurück, welche sie im Grimme hinter sich zuwarf.

Der graue Diener hatte indessen einen Tisch und zwei große Armstühle an den ungeheuern Ofen gerückt; den Tisch besetzte er mit einem schwarzen Kasten, stellte zu beiden Seiten desselben ein Licht und einen silbernen Becher mit Wein und entfernte sich dann, nachdem er einige leise Worte mit seinem Herrn gewechselt hatte. Herr Dieterich lud seinen Gast ein, an seiner gewöhnlichen Abendunterhaltung Theil zu nehmen. Er öffnete den schwarzen Kasten, es war ein Brettspiel.

Georg graute vor dieser Unterhaltung seines Gastfreundes, als er ihm erzählte, daß er seit seinem zehnten Jahre alle Abende mit der Amme an diesem Spiele sich ergötze. Wie öde, wie unheimlich kam ihm das ganze Haus vor. Das Rennen und Laufen der Amme hatte doch noch an Leben und Bewegung erinnert, jetzt aber lag Grabesstille über den weiten Gängen und Gemächern, nur zuweilen vom Knistern der Lichter, vom Ticken des Holzwurms im schwärzlichen Getäfel und dem eintönigen Rollen der Würfel unterbrochen. Das Spiel hatte nie

etwas Anziehendes für ihn gehabt, ſeine Gedanken waren auch ferne davon, und die tiefe Melancholie der öden Gemächer und der Gedanke, nur wenige Straßen von ihr entfernt, doch den lang erſehnten Anblick der Geliebten entbehren zu müſſen, breitete düſtere Schatten über ſeine Seele. Nur die ungeheuchelte Freude Herrn Dieterichs, beinahe alle Spiele zu gewinnen, die ſeinem gutmüthigen Geſicht etwas Angenehmes verlieh, entſchädigte ihn für den Verluſt der langſam hinſchleichenden Stunden.

Mit dem Schlag der achten Stunde führte Dieterich ſeinen Gaſt zum Abendbrod, das die Amme, trotz ihres Unmuthes, trefflich bereitet hatte, denn ſie wollte der Ehre des Kraftiſchen Hauſes nichts vergeben. Hier öffnete auch der Rathsſchreiber wieder die Schleuſen ſeiner Beredtſamkeit, indem er ſeinem Gaſte das Mahl durch Geſpräch zu würzen ſuchte. Aber umſonſt ſpähete dieſer, ob er nicht von ſeinem ſchönen Mühmchen reden werde; nur eine Ausbeute bekam er: Kraft zählte unter den würtembergiſchen Rittern, die in Ulm anweſend ſeyen, auch den Ritter von Lichtenſtein auf. Doch ſchon dieſes Wort erweckte dankbare Gefühle gegen die Wendung ſeines Schickſals in ihm. Jetzt erſt freute er ſich, einer Partei beigetreten zu ſeyn, die ihm ſonſt außer den berühmten Namen, die ſie an der Spitze trug, ziemlich gleichgültig war. So aber hatte auch ihr Vater ſich an dem Sammelplatze des Heeres eingefunden, und durfte er auch nicht hoffen, daß ihm das Glück vergönnen werde, an der Seite des theuren Mannes zu fechten, ſo trug er doch die Gewißheit in der Bruſt, ihm beweiſen

zu können, daß Georg von Sturmfeder nicht der letzte Kämpfer im Heere sey.

Der Hausherr führte ihn nach aufgehobener Tafel in sein Schlafgemach und schied von ihm mit einem herzlichen Glückwunsch für seine Ruhe. Georg sah sich das Gemach, das man ihm angewiesen hatte, näher an, und fand, daß es ganz zu dem öden Hause passe. Die runden, vom Alter geblendeten Scheiben der Fenster, das dunkle Täfelwerk an Wand und Decke, der große, weitvorspringende Ofen, selbst das ungeheure Bett mit breitem Himmel und steifen, schweren Gardinen, sie gewährten ein düsteres, beinahe trauriges Ansehen. Aber dennoch war alles zu seiner Bequemlichkeit eingerichtet. Frische schneeweiße Linnen blinkten ihm einladend aus dem Bette entgegen, als er die Vorhänge zurückschlug; der Ofen verbreitete eine angenehme Wärme, eine Nachtlampe war an der Decke aufgehängt, und selbst der Schlaftrunk, ein Becher wohlgewürzten warmen Weines, war nicht vergessen. Er zog die Gardinen vor und ließ die Bilder des vergangenen Tages an seiner Seele vorüberziehen. Geordnet und freundlich kamen sie anfangs vorüber, dann aber verwirrten sie sich, in buntem Gedränge führten sie seine Seele in das Reich der Träume, und nur ein theures Bild ging ihm heller auf, es war das Bild der Geliebten.

V.

— Iſt's kein Wahn?
Will der Holde, Vielgetreue,
Dem ich Herz und Leben weihe,
Heute noch zu Gruß und Kuſſe nah'n?
F. Haug.

Georg wurde am andern Morgen durch ein bescheidenes Pochen an ſeiner Thüre erweckt. Er ſchlug die Vorhänge ſeines Bettes zurück und ſah, daß die Sonne ſchon ziemlich hoch ſtehe. Es wurde wieder und ſtärker gepocht, und ſein freundlicher Wirth, ſchon völlig im Putz, trat ein. Nach den erſten Erkundigungen, wie ſein Gaſt geſchlafen habe, kam Herr Dieterich gleich auf die Urſache ſeines frühen Beſuches. Der große Rath hatte geſtern Abend noch beſchloſſen, die Ankunft der Bundesgenoſſen auch durch einen Tanz zu feiern, der am heutigen Abend auf dem Rathhauſe abgehalten werden ſollte. Ihm, als dem Rathsſchreiber, kam es zu, Alles anzuordnen, was zu dieſer Feſtlichkeit gehörte: er mußte die Stadtpfeifer beſtellen, die erſten Familien feierlich und im Namen des Rathes dazu einladen, er mußte vor allem zu ſeinen lieben Mühmchen eilen, um ihnen dieſes ſeltene Glück zu verkündigen.

Er erzählte dies alles mit wichtiger Miene ſeinem Gaſte und verſicherte ihm, daß er vor dem Drang der Geſchäfte nicht wiſſe, wo ihm der Kopf ſtehe. Doch Georg hatte nur für Eines Sinn; er durfte hoffen, Marien zu ſehen und zu ſprechen, und darum hätte er gerne Herrn Dieterich für ſeine gute Botſchaft an das freudig pochende Herz gedrückt.

„Ich ſehe es Euch an,“ ſagte dieſer, „die Nachricht macht Euch Freude und die Tanzluſt leuchtet Euch ſchon aus den Augen. Doch Ihr ſollt ein paar Tänzerinnen haben, wie Ihr ſie nur wünſchen könnt; mit meinen Bäschen ſollt Ihr mir tanzen, denn ich bin ihr Führer bei ſolchen Gelegenheiten und werde es ſchon zu machen wiſſen, daß Ihr und kein anderer zuerſt ſie aufziehen ſollt; und wie werden Sie ſich freuen, wenn ich Ihnen einen ſo flinken Tänzer verſpreche!“ Damit wünſchte er ſeinem Gaſt einen guten Morgen und ermahnte ihn, wenn er ausgehe, ſein Haus zu merken und das Mittageſſen nicht zu verſäumen.

Herr Dieterich hatte als ſehr naher Verwandter ſchon ſo frühe am Tag Zutritt im Hauſe des Herrn von Beſſerer, beſonders heute, da ihn ſeine vielen Geſchäfte bei dieſem Morgenbeſuche entſchuldigten.

Er fand die Mädchen noch beim Frühſtück. Wohl hätte dort manche unſerer heutigen Damen ein elegantes Déjeuné von gemaltem Porzellain und den nach den ſchönſten antiken Vaſen geformten Chokoladebecher vermißt; aber wenn es wahr iſt, daß natürliche Anmuth und Würde auch im geringſten Kleide ſich dem Auge nicht verhüllen, ſo dürfen wir ſchon mit mehr Muth geſtehen, daß Marie und die fröhliche Bertha an jenem Morgen ein Bierſüppchen verſpeisten. Ob aber dieſes Geſtändniß der äſthetiſchen Haltung dieſer Damen nicht Eintrag thut? Es mag ſeyn; wer übrigens Marien und Bertha in dem weißen Morgenhäubchen, in dem reinlichen Hauskleide geſehen hätte, würde gewiß auch, wie Vetter Kraft, Verlangen

getragen haben, dieſes Frühſtück mit den holden Mädchen zu theilen.

„Ich ſehe Dir es an, Vetter,“ begann Bertha, „Du möchteſt gar zu gerne von unſerer Suppe koſten, weil Dir deine Amme heute einen Kinderbrei vorgeſetzt hat; aber ſchlage Dir dieſe Gedanken nur gleich aus dem Sinne; Du haſt Strafe verdient und mußt faſten —“

„Ach, wie wir ſo ſehnlich auf Euch gewartet haben,“ unterbrach ſie Marie.

„Ja wohl,“ fiel ihr Bertha in die Rede, „aber bilde Dir nur nicht ein, daß wir eigentlich Dich erwarteten; nein, ganz allein Deine Neuigkeiten.“

Der Rathsſchreiber war ſchon gewohnt, von Bertha ſo empfangen zu werden; er wollte daher, um ſie zu verſöhnen, daß er nicht geſtern Abend noch ihre Neugierde befriedigt habe, ſeine Nachrichten in deſto längerem Strome geben; aber Bertha unterbrach ihn. „Wir kennen,“ ſagte ſie, „Deine breiten Erzählungen, und haben auch das meiſte vom Erker aus ſelbſt mit angeſehen; von Eurem Trinkgelage, wo es arg genug hergegangen ſeyn ſoll, will ich auch nichts wiſſen, darum antworte mir auf meine Frage.“ Sie ſtellte ſich mit komiſchem Ernſt vor ihn hin und fuhr fort: „Dieterich von Kraft, Schreiber eines wohledlen Rathes, habt Ihr unter den Bündiſchen keinen jungen, überaus höflichen Herrn geſehen, mit langem hellbraunem Haar, einem Geſicht, nicht ſo milchweiß wie das Eure, aber doch nicht minder hübſch, kleinem Bart, nicht ſo zierlich wie der Eure, aber dennoch ſchöner, hellblauer Schärpe mit Silber...“

„Ach, das iſt kein anderer als mein Gaſt!“ rief Herr Dieterich; „er ritt einen großen Braunen, trug ein blaues Wamms, an den Schultern geſchlitzt und mit Hellblau ausgelegt?“

„Ja, ja, nur weiter,“ rief Bertha, „wir haben unſere eigenen Urſachen, uns nach ihm zu erkundigen.“

Marie ſtand auf und ſuchte ihr Nähzeug in dem Kaſten, indem ſie den Beiden den Rücken zukehrte; aber die Röthe, die alle Augenblicke auf ihren Wangen wechſelte, ließ ahnen, daß ſie kein Wort von Herrn Dieterichs Erzählung verlor.

„Nun, das iſt Georg von Sturmfeder,“ fuhr der Rathsſchreiber fort; „ein ſchöner, lieber Junge. Sonderbar, auch Ihr ſeyd ihm gleich beim Einzug aufgefallen“— und nun erzählte er, was am Gaſtmahl vorgegangen ſey, wie ihm der hohe Wuchs, das Gebietende und Anziehende in des Jünglings Mienen gleich anfangs aufgefallen, wie ihn der Zufall zu ſeinem Nachbar gemacht, wie er ihn immer lieber gewonnen und endlich in ſein Haus geführt habe.

„Nun, das iſt ſchön von Dir, Vetter,“ ſagte Bertha, als er geendet hatte, und reichte ihm freundlich die Hand, „ich glaube, es iſt das erſte Mal, daß Du es wagſt, Gäſte zu haben. Aber das Geſicht der alten Sabine hätte ich ſehen mögen, als Junker Dieter ſo ſpät noch einen Gaſt brachte.“

„O, ſie war wie der Lindwurm gegen Sanct Georg; aber als ich ihr ganz verblümt zu verſtehen gab, es könne wohl geſchehen, daß ich bald eine meiner ſchönen Baſen heimführen werde...“

„Ach, geh' doch!“ entgegnete Bertha, indem ſie ihm
och erröthend ihre Hand entreißen wollte; aber Herr
Dieterich, dem ſein Mühmchen noch nie ſo hübſch als
i dieſem Augenblicke geſchienen hatte, drückte die weiche
and feſter, und Mariens ernſteres Bild verlor von
Sekunde zu Sekunde an Gehalt, und die Wagſchale der
öhlichen Bertha, die jetzt in holder Verſchämtheit vor
m ſaß, ſtieg hoch in den Augen des glücklichen Raths-
reibers.

Marie hatte indeß ſchweigend das Gemach verlaſſen,
ıd Bertha ergriff mit Freuden dieſe Gelegenheit, ein
ıderes Geſpräch einzuleiten.

„Da geht ſie nun wieder,“ ſagte ſie und ſah Marien
ıch, „und ich wollte darauf wetten, ſie geht in ihre
ammer und weint. Ach, ſie hat geſtern wieder ſo heftig
weint, daß ich auch ganz traurig geworden bin.“

„Was hat ſie nur?“ fragte Dieterich theilnehmend.

„Ich habe ſo wenig wie früher die Urſache ihrer
hränen erfahren,“ fuhr Bertha fort; „ich habe gefragt
ıd immer wieder gefragt, aber ſie ſchüttelt dann nur
n Kopf, als wenn ihr nicht zu helfen wäre; „der unſe-
je Krieg!“ war alles, was ſie mir zur Antwort gab.“

„So iſt der Alte noch immer entſchloſſen, mit ihr
ıch Lichtenſtein zurückzugehen?“

„Ja wohl,“ war Berthas Antwort, „Du hätteſt
ır hören ſollen, wie der alte Mann geſtern beim Einzug
ıf die Bündiſchen ſchimpfte. Nun — er iſt einmal
nem Herzog mit Leib und Seele ergeben, darum mag
ihm hingehen; aber ſobald der Krieg erklärt iſt, will
mit ihr abreiſen.“

Herr Dieterich ſchien ſehr nachdenklich zu werden; er ſtützte den Kopf auf die Hand und hörte ſeiner Muhme ſchweigend zu.

„Und denke,“ fuhr dieſe fort, „da hat ſie nun geſtern nach dem Einritte der Bündiſchen ſo heftig geweint. Du weißt, ſie war zwar vorher ſchon immer ernſt und düſter, und ich habe ſie an manchem Morgen in Thränen gefunden; aber als habe ſchon dieſer Einzug über das ganze Schickſal des Kriegs entſchieden, ſo untröſtlich geberdete ſie ſich. Ich glaube, Ulm liegt ihr nicht ſo am Herzen, aber ich vermuthe,“ ſetzte ſie geheimnißvoll hinzu, „ſie hat eine heimliche Liebe im Herzen.“

„Ach freilich, ich habe es ja ſchon lange gemerkt,“ ſeufzte Herr Dieterich, „aber was kann ich denn davor?“

„Du? was Du davor kannſt?“ lachte Bertha, auf deren Geſicht bei dieſen Worten alle Trauer verſchwunden war; „nein! Du biſt nicht ſchuld an ihrem Schmerz. Sie war ſchon ſo, ehe Du ſie nur mit einem Auge geſehen haſt!“

Der ehrliche Rathsſchreiber war ſehr beſchämt durch dieſe Verſicherung. Er glaubte in ſeinem Herzen nicht anders, als der Abſchied von ihm gehe der armen Marie ſo nahe und faſt ſchien ihr wehmüthiges Bild in ſeinem wankelmüthigen Herzen wieder das Uebergewicht zu bekommen. Bertha aber ließ nicht ab, ihn mit ſeiner thörichten Vermuthung zu höhnen, bis ihm auf einmal der Zweck ſeines Beſuches wieder einfiel, den er während des Geſpräches ganz aus den Augen verloren hatte. Sie ſprang mit einem Schrei der Freude auf, als ihr der Vetter die Nachricht von dem Abendtanz mittheilte.

„Marie, Marie!“ rief ſie in hellen Tönen, daß die Berufene, beſtürzt und irgend ein Unglück ahnend, her=eieilte. „Marie, ein Abendtanz auf dem Rathhaus!“ ief ihr die beglückte Bertha ſchon unter der Thüre ntgegen.

Auch dieſe ſchien freudig überraſcht von dieſer Nach=icht. „Wann? kommen die Fremden dazu?“ waren ihre chnellen Fragen, indem ein hohes Roth ihre Wangen ärbte, und aus dem ernſten Auge, das die kaum eweinten Thränen nicht verbergen konnte, ein Strahl er Freude drang.

Bertha und der Vetter waren erſtaunt über den chnellen Wechſel von Schmerz und Freude, und der etztere konnte die Bemerkung nicht unterdrücken, daß Marie eine leidenſchaftliche Tänzerin ſeyn müſſe. Doch vir glauben, er habe ſich hierin nicht weniger geirrt, ls wenn er Georg für einen Weinkenner hielt.

Als der Rathsſchreiber ſah, daß er jetzt, wo die Mädchen ſich in eine wichtige Berathung über ihren Anzug verwickelten, eine überflüſſige Rolle ſpiele, empfahl r ſich, um ſeinen wichtigeren Geſchäften nachzugehen. Er beeilte ſich, ſeine Anordnungen zu treffen, und die ohen Gäſte und die angeſehenſten Häuſer zu laden. Ueberall erſchien er als ein Bote des Heils, denn, wie die Sage erzählt, iſt die Freude am Tanzen nicht erſt heute über die Mädchen gekommen.

Auch ſeine Anordnungen waren bald getroffen. Es war noch nicht zum Grundſatz geworden, daß man nur n einer langen Reihe von Zimmern, bei flimmernden uſtres, umgeben von jenen unzähligen, unweſentlichen

Dingen, welche die Mode als nothwendig preist, fröhlich ſeyn könne. Der Rathhausſaal gab hinlänglichen Raum, und die kunſtloſen Lampen, die an den Wänden aufgehängt waren, hatten bisher Helle genug verbreitet, die ſchönen Jungfrauen von Ulm in ihrer Pracht zu ſehen.

Doch nicht ſeine Anordnungen allein waren dem Rathsſchreiber gelungen, er hatte nebenbei auch manche geheime Nachricht erſpäht, die bis jetzt nur der engere Ausſchuß des Rathes mit den Bundesoberſten theilte.

Zufrieden mit dem Erfolg ſeiner vielen Geſchäfte, kam er gegen Mittag nach Hauſe, und ſein erſter Gang war, nach ſeinem Gaſte zu ſehen. Er traf ihn in ſonderbarer Arbeit. Georg hatte lange in einem ſchön geſchriebenen Chronikbuch, das er in ſeinem Zimmer gefunden hatte, geblättert. Die reinlich gemalten Bilder, womit die Anfangsbuchſtaben der Kapitel unterlegt waren, die Triumphzüge nnd Schlachtenſtücke, welche mit kühnen Zügen entworfen, mit beſonderem Fleiße ausgemalt, hin und wieder den Text unterbrachen, unterhielten ihn geraume Zeit. Dann fing er an, erfüllt von den kriegeriſchen Bildern, die er angeſchaut hatte, ſeinen Helm und Harniſch und das vom Vater ererbte Schwert zu reinigen und blank zu machen, indem er, zu großem Aergerniß der Frau Sabine, bald luſtige, bald ernſtere Weiſen dazu ſang.

So traf ihn ſein Gaſtfreund. Schon unten an der Treppe hatte er die angenehme Stimme des Singenden vernommen; er konnte ſich nicht enthalten, noch einige Zeit an der Thüre zu lauſchen, ehe er den Geſang unterbrach.

Es war eine jener ernſten, beinahe wehmüthig nenden Weiſen, wie ſie, durch ihren innern Werth halten und fortgetragen, bis auf unſere Tage herab- men. Noch heute leben ſie im Munde der Schwaben, ıd oft und gerne haben wir, ergriffen von ihrer einfa- en Schönheit, von den gehaltenen Klängen ihrer vollen korde, an den lieblichen Ufer des Neckars ſie belauſcht.

Der Sänger begann von neuem:

„Kaum gedacht,
War der Luſt ein End' gemacht;
Geſtern noch auf ſtolzen Roſſen,
Heute durch die Bruſt geſchoſſen,
Morgen in das kühle Grab.

„Doch was iſt
Aller Erden Freud' und Lüſt'!
Prangſt Du gleich mit Deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen,
Sieh', die Roſen welken all'.

„Darum ſtill
Geb' ich mich, wie Gott es will.
Und wird die Trompete blaſen,
Und muß ich mein Leben laſſen,
Stirbt ein braver Reitersmann."

„Wahrlich, Ihr habt eine ſchöne Stimme," ſagte err von Kraft, als er in das Gemach eintrat, „aber ırum ſinget Ihr ſo traurige Lieder? Ich kann mich ar nicht mit Euch meſſen, aber was ich ſinge, muß öhlich ſeyn, wie es einem jungen Mann von achtund- anzig geziemt."

Georg legte ſein Schwert auf die Seite und bot nem Gaſtfreund die Hand. „Ihr mögt Recht haben," zte er, „was Euch betrifft; aber wenn man zu Feld

reitet, wie wir, da hat ein ſolches Lied große Gewalt und Troſt, denn es gibt auch dem Tode eine milde Seite."

„Nun, das iſt ja gerade, was ich meine," entgegnete der Schreiber des großen Rathes; „wozu ſoll man das auch noch in ſchönen Verslein beſingen, was leider nur zu gewiß nicht ausbleibt? Man ſoll den Teufel nicht an die Wand malen, ſonſt kommt er, ſagt ein Sprüchwort; übrigens hat es damit keine Noth, wie jetzt die Sachen ſtehen."

„Wie? iſt der Krieg nicht entſchieden?" fragte Georg neugierig. „Hat der Würtemberger Bedingungen angenommen?"

„Dem macht man gar keine mehr," antwortete Dieterich mit wegwerfender Miene, „er iſt die längſte Zeit Herzog geweſen, jetzt kommt das Regieren auch einmal an uns. Ich will Euch etwas ſagen," ſetzte er wichtig und geheimnißvoll hinzu, aber bis jetzt bleibt es noch unter uns; die Hand darauf. Ihr meint, der Herzog habe vierzehntauſend Schweizer? Sie ſind wie weggeblaſen. Der Bote, den wir nach Zürich und Bern geſchickt haben, iſt zurück; was von Schweizern bei Blaubeuren und auf der Alb liegt — muß nach Haus."

„Nach Haus zurück?" rief Georg erſtaunt; „haben die Schweizer ſelbſt Krieg?"

„Nein," war die Antwort, „ſie haben tiefen Frieden, aber kein Geld; glaubt mir, ehe acht Tage ins Land kommen, ſind ſchon Boten da, die das ganze Heer nach Haus zurückrufen."

„Und werden ſie gehen?" unterbrach ihn der Jüngling, „ſie ſind auf ihre eigene Fauſt dem Herzog

Hülfe gezogen, wer kann ihnen gebieten, ſeine Fahnen zu verlaſſen?“

„Das weiß man ſchon zu machen; glaubt Ihr denn, wenn an die Schweizer der Ruf kommt, bei Verluſt ihrer Güter und bei Leib- und Lebensſtrafe nach Haus zu eilen,[14] ſie werden bleiben? Ulerich hat zu wenig Geld, um ſie zu halten, denn auf Verſprechungen dienen ſie nicht.“

„Aber iſt dies auch ehrlich gehandelt?“ bemerkte Georg, „heißt das nicht dem Feinde, der in ehrlicher Fehde mit uns lebt, die Waffen ſtehlen und ihn dann überfallen?“

„In der Politica, wie wir es nennen,“ gab der Rathsſchreiber zur Antwort, und ſchien ſich dem unerfahrenen Kriegsmann gegenüber kein geringes Anſehen geben zu wollen, „in der Politica wird die Ehrlichkeit höchſtens zum Schein angewandt; ſo werden die Schweizer z. B. dem Herzog erklären, daß ſie ſich ein Gewiſſen daraus machen, ihre Leute gegen die freien Städte dienen zu laſſen; aber die Wahrheit iſt, daß wir dem großen Bären mehr Goldgülden in die Tatze drückten, als der Herzog.“

„Nun, und wenn die Schweizer auch abziehen,“ ſagte Georg, „ſo hat doch Würtemberg noch Leute genug, um keinen Hund über die Alb zu laſſen.“

„Auch dafür wird geſorgt,“ fuhr der Schreiber in einer Erläuterung fort, „wir ſchicken einen Brief an die Stände von Würtemberg und ermahnen ſie, das unleidliche Regiment ihres Herzogs zu bedenken, demſelben keinen Beiſtand zu thun, ſondern dem Bunde zuzuziehen.“[15]

„Wie?“ rief Georg mit Entſetzen, „das hieße ja den Herzog um ſein Land betrügen; wollt Ihr ihn denn zwingen, der Regierung zu entſagen und ſein ſchönes Würtemberg mit dem Rücken anzuſehen?“

„Und Ihr habt bisher geglaubt, man wolle nichts weiter als etwa Reutlingen wieder zur Reichsſtadt machen? Wovon ſoll denn Hutten ſeine zweiundvierzig Geſellen und ihre Diener beſolden? Wovon denn Sickingen ſeine tauſend Reiter und zwölftauſend zu Fuß, wenn er nicht ein hübſches Stückchen Land damit erkämpft? Und meint Ihr, der Herzog von Baiern wolle nicht auch ſein Theil? Und wir? Unſere Markung grenzt zunächſt an Würtemberg —“

„Aber die Fürſten Deutſchlands,“ unterbrach ihn Georg ungeduldig, „meint Ihr, ſie werden es ruhig mit anſehen, daß Ihr ein ſchönes Land in kleine Fetzen reißet? Der Kaiſer, wird er es dulden, daß Ihr einen Herzog aus dem Lande jagt?“

Auch dafür wußte Herr Dieterich Rath. „Es iſt kein Zweifel, daß Karl ſeinem Vater als Kaiſer folgt; ihm ſelbſt bieten wir das Land zur Obervormundſchaft an, und wenn Oeſterreich ſeinen Mantel darauf deckt, wer kann dagegen ſeyn? Doch, ſehet nicht ſo düſter aus; wenn Euch nach Krieg gelüſtet, dazu kann Rath werden. Der Adel hält noch zum Herzog und an ſeinen Schlöſſern wird ſich noch mancher die Zähne einbrechen. Wir verſchwatzen übrigens das Mittagsmahl; kommt bald nach, daß wir erfahren, was Frau Sabine uns gekocht hat.“ Damit verließ der Schreiber des großen Rathes von Ulm ſo ſtolzen Schrittes, als wäre er ſelbſt ſchon

Obervormund von Würtemberg, das Zimmer ſeines Gaſtes.

Georg ſandte ihm nicht die freundlichſten Blicke nach. Zürnend ſchob er ſeinen Helm, den er noch vor einer Stunde mit ſo freudigem Muthe zu ſeinem erſten Kampf geſchmückt hatte, in die Ecke; mit Wehmuth betrachtete er ſein altes Schwert, dieſen treuen Stahl, den ſein Vater in manchem guten Streite geführt, den er ſterbend ſeinem verwaisten Knaben als einziges Erbe vom Schlachtfeld geſendet hatte. „Ficht ehrlich!“ war das Symbolum, das der Waffenſchmied in die ſchöne Klinge gegraben hatte, und er ſollte ſie für eine Sache führen, die ihre Ungerechtigkeit an der Stirne trug? Wo er der Kriegskunſt erfahrener Männer, der Tapferkeit des Einzelnen die Entſcheidung zutraute, da ſollten geheime Ränke, die Politica, wie Herr Dieterich ſich ausdrückte, entſcheiden? Wo ihn der fröhliche Glanz der Waffen, die Ausſicht auf Ruhm gelockt hatte, da ſollte er nur den habgierigen Planen dieſer Menſchen dienen? Ein altes Fürſtenhaus, dem ſeine Ahnen gerne gedient hatten, ſollte er von dieſen Spießbürgern vertreiben ſehen? Unerträglich wollte ihm auch der Gedanke ſcheinen, von dieſem Kraft ſich belehren laſſen zu müſſen.

Doch dem Unmuth über ſeinen gutmüthigen Wirth konnte er nicht lange Raum geben, wenn er bedachte, daß ja jene Plane nicht in ſeinem Kopfe gewachſen ſeyen, und daß Menſchen, wie dieſer politiſche Rathsſchreiber, wenn ſie einmal ein Geheimniß, einen großen Gedanken in Erfahrung gebracht haben, ihn hegen und pflegen wie ihren eigenen; daß ſie ſich mit dem adoptirten Kinde

brüſten, als wäre es Minerva, aus ihrem eigenen harten Kopfe entſprungen.

Mit milderen Gedanken kam er zu ſeinem Gaſtfreund, als man ihn zu Tiſch rief.

Ja, die ganze Anſicht der Dinge wurde ihm nach einigen Stunden bei weitem erträglicher, als er ſich erinnerte, daß ja auch Mariens Vater dieſer Partei folge; es war ihm, als möchte die Sache doch nicht ſo ſchwarz ſeyn, welcher Männer wie Frondsberg ihre Dienſte geliehen.

Schnell fertig iſt die Jugend mit dem Wort,
Das ſchnell ſich handhabt wie des Meſſers Schneide —
Gleich heißt Ihr Alles ſchändlich oder würdig, bös oder gut.

Dieſes wahre Wort des Dichters möge die Geſinnung Georgs bezeichnen, die Geſinnung Georgs, der vielleicht allzuſchnell ſeine Anſicht über jene Dinge änderte. Und wie die düſteren Falten des Unmuths auf einer jugendlichen Stirne ſich ſchneller glätten, wie ſelbſt ſchmerzliche Eindrücke in des Jünglings Seele von freundlichen Bildern leicht verdrängt werden, ſo erhellte auch Georgs Seele der freudige Gedanke an den Abend.

Man hat uns erzählt, daß unter die ſchönſten Stunden im Leben der Liebe die gehören, wo die Erwartung ſich an ſchöne Erinnerungen knüpft; der Geiſt ſey da ahnungsvoller, das Herz gehobener. So mochte auch Georg fühlen. Er träumte von den ſchönen Augenblicken, wo es ihm vergönnt ſeyn werde, die Geliebte zu ſehen, ſie zu ſprechen, ihre Hand zu faſſen und in ihrem Auge zu leſen.

VI.

Und als er ſie ſchwingt nun im luſtigen Reigen,
Da flüſtert ſie leiſe, ſie kann's nicht verſchweigen."

L. Uhland.

Wenn es möglich geweſen wäre, auf einem Trödelmarkt oder in der Auction eines Antiquars ein „Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen, mit neuen Tanztouren vom Jahr 1519" aufzufinden, wir hätten nicht leicht ſo angenehm überraſcht werden können, als durch einen Fund ähnlicher Art, den uns der Zufall in die Hände ſpielte.

Wir waren nämlich in vorliegender Hiſtorie bis an dieſes Kapitel gekommen, das, um der Sage zu folgen, von einem Abendtanz handeln ſoll; da fiel uns mit einem Male der Gedanke ſchwer aufs Herz, daß wir ja nicht einmal wiſſen, wie und was man in jenen Zeiten getanzt habe.

Wir hätten zwar ſchlechthin ſagen können, „ſie tanzten;" aber wie leicht wäre es geſchehen geweſen, daß eine unſerer freundlichen Leſerinnen einen Anachronismus gemacht, und etwa Georg von Frondsberg in ihren Gedanken einen Cotillon hätte vortanzen laſſen. In dieſer Verlegenheit ſtießen wir auf das ſehr ſelten gewordene Buch: „Vom Anfang, Urſprung und Herkommen der Turniere im heiligen römiſchen Reich. Frankfurth 1564." Wir fanden in dieſem theuren Folianten unter andern trefflichen Holzſchnitten einige, die einen ſolchen Abendtanz vorſtellten, wie er zu Zeiten Kaiſer Maximilians, etwa ein Jahr vor dieſer Hiſtorie, gehalten wurde.

Wir dürfen beinahe mit Gewißheit annehmen, daß der Abendtanz im Ulmer Rathhausſaal ſich in nichts von jenem angeführten unterſchied, und man wird ſich den deutlichſten Begriff von einem ſolchen Vergnügen machen, wenn wir eines dieſer Bilder beſchreiben.

Den Vordergrund nehmen Zuſchauer und Pfeifer, Trommler und Trompeter ein, die, nach dem Ausdrucke des Turnierbuches, „eins aufblaſen.“ Zu beiden Seiten, mehr dem Hintergrunde zu, ſteht die tanzluſtige Jugend, in reiche ſchwere Stoffe gekleidet. In unſeren Tagen ſieht man bei ſolchen Gelegenheiten nur zwei Grundfarben, ſchwarz und weiß, worein ſich die Herren und Damen wie in Nacht und Tag getheilt haben; anders zu jenen Zeiten. Ein überraſchender Glanz der Farben ſtrahlt uns aus jenem Bilde entgegen. Das herrlichſte Roth, vom brennendſten Scharlach bis zum dunkelſten Purpur, jenes brennende Blau, das uns noch heute an den Gemälden alter Meiſter überraſcht, ſind die freudigen Farben ihrer maleriſch drapirten Gewänder. Die Mitte der Scene nimmt der eigentliche Tanz ein. Er hat am meiſten Aehnlichkeit mit der Polonaiſe, denn er iſt ein Umzug im Saale. Den Zug eröffnen vier Trompeter mit langen Wappenfahnen an den Inſtrumenten; dieſen folgt der Vortänzer und ſeine Dame; dieſe Stelle begleitet bei jedem Tanze wieder ein anderer, und es entſchied hiebei nicht die Geſchicklichkeit, ſondern der Rang des Tänzers. Auf dieſe folgen zwei Fackelträger und dann Paar um Paar der lange Zug der Tanzenden. Die Damen ſchreiten ehrbar und züchtig einher, die Männer aber ſetzen ihre Füße wunderlich, wie zu kühnen Sprüngen, einige

ſcheinen auch mit den Abſätzen den Takt zu ſtampfen, wie wir auf jeder Kirchweihe in Schwaben noch heut zu Tage ſehen können.

So war der Abendtanz zu Ulm. Man blies ſchon längſt zum erſten auf, als Georg von Sturmfeder in den Rathhausſaal eintrat. Seine Blicke ſchweiften durch die Reihen der Tanzenden und endlich trafen ſie Marien. Sie tanzte mit einem jungen, fränkiſchen Ritter ſeiner Bekanntſchaft, ſchien aber der eifrigen Rede, die er an ſie richtete, nicht Gehör zu geben. Ihr Auge ſuchte den Boden, ihre Miene konnte Ernſt, beinahe Trauer ausdrücken; ganz anders als die übrigen Fräulein, die, in der wahren Tanzſeligkeit ſchwimmend, ein Ohr der Muſik, das andere dem Tänzer liehen und die freundlichen Augen bald ihren Bekannten, um den Beifall in ihren Mienen zu leſen, bald ihren Tänzern zuwandten, um zu prüfen, ob ihre Aufmerkſamkeit auch ganz gewiß auf ſie gerichtet ſey.

In gehaltenen Tönen hielten jetzt die Zinken und Trompeten aus und endeten; Herr Dieterich Kraft hatte ſeinen Gaſtfreund bemerkt und kam, ihn, wie er verſprochen, zu ſeinen Muhmen zu führen. Er flüſterte ihm zu, daß er ſelbſt ſchon für den nächſten Tanz mit Bäschen Bertha verſagt ſey, doch habe er ſo eben um Mariens Hand für ſeinen Gaſt geworben.

Beide Mädchen waren auf die Erſcheinung des ihnen ſo intereſſanten Fremden vorbereitet geweſen, und dennoch bedeckte die Erinnerung deſſen, was ſie über ihn geſprochen, Bertha's angenehme Züge mit hoher Gluth, und die Verwirrung, in welche ſie ſein Anblick verſetzte, ließ ſie nicht bemerken, welches Entzücken ihm aus

Mariens Auge entgegenſtrahlte, wie ſie bebte, wie ſie mühſam nach Athem ſuchte, wie ihr ſelbſt die Sprache ihre Dienſte zu verſagen ſchien.

„Da bringe ich Euch Herrn Georg von Sturmfeder, meinen lieben Gaſt,“ begann der Rathsſchreiber, „der um die Gunſt bittet, mit Euch zu tanzen.“

„Wenn ich nicht ſchon dieſen Tanz an meinen Vetter zugeſagt hätte,“ antwortete Bertha, ſchneller gefaßt als ihre Baſe, „ſo ſolltet Ihr ihn haben, aber Marie iſt noch frei, die wird mit Euch tanzen.“

„So ſeyd Ihr noch nicht verſagt, Fräulein von Lichtenſtein?“ fragte Georg, indem er ſich zu der Geliebten wandte.

„Ich bin an Euch verſagt,“ antwortete Marie. So hörte er denn zum erſtenmale wieder dieſe Stimme, die ihn ſo oft mit den ſüßeſten Namen genannt hatte, er ſah in dieſe treuen Augen, die ihn noch immer ſo hold anblickten wie vormals.

Die Trompeten ſchmetterten in den Saal; der Ober-Feldlieutenant Waldburg Truchſes, dem man den zweiten Tanz gegeben hatte, ſchritt mit ſeiner Tänzerin vor, die Fackelträger folgten, die Paare ordneten ſich, und auch Georg ergriff Mariens Hand und ſchloß ſich an. Jetzt ſuchten ihre Blicke nicht mehr den Boden, ſie hingen an denen des Geliebten; und dennoch wollte es ihm ſcheinen, als mache ſie dieſes Wiederſehen nicht ſo glücklich wie ihn, denn noch immer lag eine düſtere Wolke von Schwermuth oder Trauer um ihre Stirne. Sie ſah ſich um, ob Dieterich und Bertha, das nächſte Paar nach ihnen, nicht allzunahe ſeyen. — Sie waren ferne.

„Ach, Georg,“ begann ſie, „welch' unglücklicher Stern hat Dich in dieſes Heer geführt!“

„Du warſt dieſer Stern, Marie,“ ſagte er, „Dich habe ich auf dieſer Seite geahnet, und wie glücklich bin ich, daß ich Dich fand! Kannſt Du mich tadeln, daß ich die gelehrten Bücher bei Seite legte und Kriegsdienſte nahm? Ich habe ja kein Erbe als das Schwert meines Vaters; aber mit dieſem Gute will ich wuchern, daß der Deinige ſehen ſoll, daß ſeine Tochter keinen Unwürdigen liebt.“

„Ach Gott! Du haſt doch dem Bunde noch nicht zugeſagt?“ unterbrach ſie ihn.

„Aengſtige Dich doch nicht ſo, mein Liebchen, ich habe noch nicht völlig zugeſagt; aber es muß nächſter Tage geſchehen. Willſt Du denn Deinem Georg nicht auch ein wenig Kriegsruhm gönnen? warum magſt Du um mich ſo bange haben? Dein Vater iſt alt und zieht ja doch auch mit aus.“

„Ach, mein Vater, mein Vater!“ klagte Marie, ‚er iſt ja — doch brich ab, Georg, brich ab — Bertha belauſcht uns; aber ich muß Dich morgen ſprechen, ich muß, und ſollte es meine Seligkeit koſten. Ach! wenn ich nur wüßte wie?“

„Was ängſtigt Dich denn nur ſo?“ fragte Georg, dem es unbegreiflich war, wie Marie, ſtatt ſich der Freude des Wiederſehens hinzugeben, nur an die Gefahren dachte, denen er entgegen gehe? „Du ſtellſt Dir die Gefahren größer vor, als ſie ſind,“ flüſterte er ihr tröſtend zu. „Denke an nichts, als daß wir uns jetzt wieder haben, daß ich Deine Hand drücken darf, daß

Auge in Auge ſieht wie ſonſt. Genieße jetzt die Augenblicke, ſey heiter!"

„Heiter? o dieſe Zeiten ſind vorbei, Georg! höre und ſey ſtandhaft — mein Vater iſt nicht bündiſch!"

„Jeſus Maria! was ſagſt Du?" rief der Jüngling und beugte ſich, als habe er das Wort des Unglücks nicht gehört, herab zu Marien; „o ſage, iſt denn Dein Vater nicht hier in Ulm?"

Sie hatte ſich ſtärker geglaubt; ſie konnte nicht mehr ſprechen; bei dem erſten Laut waren ihre Thränen unaufhaltſam gefloſſen; ſie antwortete nur durch einen Druck der Hand, und ging mit geſenktem Haupt nach Kraft ſuchend, ihren Schmerz zu bekämpfen, neben Georg her. Endlich ſiegte der ſtarke Geiſt dieſes Mädchens über die Schwäche ihrer Natur, die einem ſo großen tiefen Kummer beinahe erlegen wäre. „Mein Vater," flüſterte ſie, „iſt Herzog Ulrichs wärmſter Freund, und ſobald der Krieg entſchieden iſt, führt er mich heim auf den Lichtenſtein!"

Betäubend wirbelten jetzt die Trommeln, in volleren Tönen ſchmetterten die Trompeten, ſie begrüßten den Truchſes, der eben an dem Muſikchor vorüberzog; er warf ihnen, wie es Sitte war, einige Silberſtücke zu, und von neuem erhob ſich ihr betäubender Jubel.

Das leiſe Geſpräch der Liebenden verſtummte vor der rauhen Gewalt dieſer Töne, aber ihr Auge hatte ſich in dieſem Schiffbruch ihrer Liebe um ſo mehr zu ſagen, und ſie bemerkten nicht einmal, wie ein Geflüſter über ſie im Saal erging, das ſie als das ſchönſte Paar pries.

Aber nur zu wohl hatte Bertha dieſe Bemerkungen der Menge gehört. Sie war zu gutmüthig, als daß

Neid darüber in ihre Seele gekommen wäre, aber ſie ſetzte ſich doch im Geiſte an Mariens Platz, und fand, daß man vielleicht das Paar nicht minder ſchön gefunden hätte. Auch das Geſpräch, das zwiſchen den Beiden begonnen hatte, fiel ihr auf. Die ernſte Baſe, die ſelten oder nie mit einem Mann lange ſprach, ſchien mehr und angelegentlicher zu reden, als ihr Tänzer. Die Muſik hinderte ſie zu verſtehen, was geſprochen wurde; die Neugierde, die man vielleicht nicht mit Unrecht jungen Mädchen ausſchließlich zuſchreibt, wurde in ihr rege, ſie zog ihren Tänzer näher an das vordere Paar, um — ein wenig zu lauſchen; aber war es Zufall oder Abſicht, das Geſpräch verſtummte, als ſie näher kam, oder wurde ſo leiſe geführt, daß ſie nichts davon verſtand.

Ihr Intereſſe an dem ſchönen jungen Mann wuchs mit dieſen Hinderniſſen; noch nie war ihr der gute Vetter Kraft ſo läſtig geworden, als in dieſen Augenblicken; denn die zierlichen Redensarten, womit er ihr Herz zu umſpinnen gedachte, verhinderten ſie, jene genauer zu beobachten. Sie war froh, als endlich der Tanz ſich endigte; denn ſie durfte hoffen, daß der nächſte an des jungen Ritters Seite deſto angenehmer für ſie ſeyn werde.

Sie täuſchte ſich nicht in ihrer Hoffnung; Georg kam, ſie um den nächſten Tanz zu bitten, der auch ſogleich begann, und ſie hüpfte fröhlich an ſeiner Seite in die Reihen. Aber es war nicht mehr derſelbe, der vorhin mit Marien ſo freundlich geſprochen hatte. Verſtört, einſylbig, in tiefe Gedanken verſunken war der junge Mann an ihrer Seite, und es war nur zu ſichtbar, daß er ſich

immer erſt wieder ſammeln mußte, wenn er eine ihrer Fragen beantworten ſollte.

War dies jener „höfliche Ritter,“ welcher ſie, ohne daß ſie ſich je geſehen hatten, ſo freundlich grüßte? War es derſelbe, welcher ſo heiter, ſo fröhlich war, als ihn Vetter Kraft zu ihnen führte? Derſelbe, der mit Marien ſo eifrig ſich unterredet hatte? Oder ſollte dieſe —? ja, es war klar. Marie hatte ihm beſſer gefallen, ach! vielleicht weil ſie die erſte war, die mit ihm getanzt. Je weniger Bertha gewohnt war, ſich der ernſten Marie nachgeſetzt zu ſehen, um ſo mehr befremdete ſie dieſer Sieg ihrer Baſe, um ſo mehr glaubte ſie ſich beeifern zu müſſen, ihren Rang, ihre Gaben geltend zu machen. Sie ſetzte daher mit ihrer heiteren Geſchwätzigkeit das Geſpräch über den bevorſtehenden Krieg, das ſie mit Mühe angeſponnen hatte, fort, als ſie nach Beendigung des Tanzes zu Marien und dem Rathsſchreiber traten. „Nun? und der wievielte Feldzug iſt es denn, Herr von Sturmfeder, dem Ihr jetzt beiwohnt?“

„Es iſt mein erſter,“ antwortete dieſer kurz abgebrochen, denn er war unmuthig darüber, daß jene ihn noch immer im Geſpräch halte, da er mit Marie ſo gerne geſprochen hätte.

„Euer erſter?“ entgegnete Bertha verwundert; „Ihr wollt mir etwas weiß machen, da habt Ihr ja ſchon eine mächtige Narbe auf der Stirne.“

„Die bekam ich auf der hohen Schule,“ antwortete Georg.

„Wie? Ihr ſeyd ein Gelehrter?“ fragte jene eifrig weiter. „Nun, und da ſeyd Ihr gewiß recht weit weg

geweſen; etwa in Padua oder Bologna, oder gar bei den Ketzern in Wittenberg?“

„Nicht ſo weit als Ihr meint,“ entgegnete er, indem er ſich zu Marien wandte; „ich war in Tübingen.“

„In Tübingen!“ rief Bertha voll Verwunderung. Wie ein Blitz erhellte dies einzige Wort alles, was ihr bisher dunkel war, und ein Blick auf Marien, die mit niedergeſchlagenen Augen, mit der Röthe der Schaam auf den Wangen, vor ihm ſtand, überzeugte ſie, daß die lange Reihe von Schlüſſen, die ſich an jenes Wort anſchloſſen, ihren nur zu ſicheren Grund haben. Jetzt war ihr auf einmal klar, warum ſie der artige Ritter begrüßt, warum Marie geweint, die ihn gewiß gerne auf der feindlichen Seite geſehen hätte, warum er ſo viel mit jener geſprochen, warum er bei ihr ſelbſt ſo einſylbig war. Es war keine Frage, ſie kannten ſich, ſie mußten ſich längſt gekannt haben.

Beſchämung war das erſte Gefühl, das bei dieſer Entdeckung Bertha's Herz beſtürmte; ſie erröthete vor ſich ſelbſt, wenn ſie ſich geſtand, nach der Aufmerkſamkeit eines Mannes geſtrebt zu haben, deſſen Seele ein ganz anderer Gegenſtand beſchäftigte. Unmuth über Mariens Heimlichkeit verfinſterte ihre Züge. Sie ſuchte Entſchuldigung für ihr eigenes Betragen und fand ſie nur in der Falſchheit ihrer Baſe. Hätte dieſe ihr geſtanden, in welchem Verhältniß ſie zu dem jungen Manne ſtehe, ſie hätte ihr nie ihre Theilnahme an ihm gezeigt, er wäre ihr dann, meinte ſie, höchſt gleichgültig geblieben, ſie hätte nie dieſe Beſchämung erfahren. Wir haben es von guter Hand, daß junge Damen große Beleidigungen,

tiefere Schmerzen im Gefühl ihrer Würde mit Anſtand zu ertragen wiſſen; daß ſie aber oft, wenn es ſich um geringe Dinge handelt, nicht Gleichmuth genug beſitzen, um das Wahre vom Falſchen zu unterſcheiden, nicht Großmuth genug, um zu vergeſſen.

Bertha hat an dieſem Abend den unglücklichen jungen Mann keines Blickes mehr gewürdigt, was ihm übrigens über dem größeren Schmerz, der ſeine Seele beſchäftigte, völlig entging. Sein Unglück wollte es auch, daß er nie mehr Gelegenheit fand, Marien wieder allein und ungeſtört zu ſprechen; der Abendtanz ging zu Ende, ohne daß er über Mariens Schickſal und über die Geſinnungen ihres Vaters gewiſſer wurde, und Marie fand kaum noch auf der Treppe Gelegenheit, ihm zuzuflüſtern, er möchte morgen in der Stadt bleiben, weil ſie vielleicht irgend eine Gelegenheit finden würde, ihn zu ſprechen.

Verſtimmt kamen die beiden Schönen nach Hauſe. Bertha hatte auf alle Fragen Mariens kurze Antwort gegeben, und auch dieſe, ſey es, daß ſie ahnete, was in ihrer Freundin vorgehe, ſey es, weil ſie ſelbſt ein großer Schmerz beſchäftigte, war nach und nach immer düſterer, einſylbiger geworden.

Aber auf Beiden laſtete die Störung ihres bisherigen freundſchaftlichen Verhältniſſes erſt recht ſchwer, als ſie ernſt und ſchweigend in ihr Gemach traten. Sie hatten ſich bisher alle jene kleinen Dienſte geleiſtet, welche junge Mädchen nur zu noch engerer Freundſchaft verbinden. Wie ganz anders war es heute! Bertha hatte die ſilberne Nadel aus dem reichen blonden Haar gezogen, daß es in langen Ringellocken über den ſchönen

acken herabſtrömte. Sie verſuchte, es unter das Nacht=
ubchen zu ſtecken; ungewohnt, dieſe Arbeit ohne Mariens
ülfe zu verrichten, kam ſie nicht damit zu Stande, aber
ſtolz, ihre Feindin, wie ſie Marien in ihrem Sinne
nnte, ihre Verlegenheit merken zu laſſen, warf ſie das
äubchen in die Ecke und ergriff ein Tuch, um es um
s Haar zu winden.

Schweigend nahm Marie das verworfene Häubchen
eder auf und trat hinzu, das Haar ihrer Baſe nach
wohnter Weiſe zu ordnen und aufzubinden.

„Hinweg, Du Falſche!“ rief die erzürnte Bertha,
dem ſie die hilfreiche Hand zurückſtieß.

„Bertha, hab' ich dies um Dich verdient?“ ſprach
'arie mit Ruhe und Sanftmuth. „O wenn Du wüß=
t, wie unglücklich ich bin, Du würdeſt ſanfter gegen
ch ſeyn!“

„Unglücklich?“ lachte jene laut auf, „unglücklich!
:lleicht weil der artige Herr nur einmal mit Dir
ızte?“

„Du biſt recht hart, Bertha;“ antwortete Marie,
Du biſt böſe auf mich, und ſagſt mir nicht einmal
ırum?“

„So? Du willſt alſo nicht wiſſen, daß Du mich be=
gen haſt? nicht wiſſen, wie mich Deine Heimlichkeiten
n Spott und der Beſchämung ausſetzten? Ich hätte
: geglaubt, daß Du ſo ſchlecht, ſo falſch an mir handeln
ırdeſt!“

Von neuem erwachte in Bertha das kränkende Ge=
ıl, ſich hintangeſetzt zu ſehen; ihre Thränen ſtrömten,
legte die heiße Stirne in die Hand, und die reichen

Locken floſſen über ihr zuſammen und verhüllten die Weinende.

Thränen ſind die Zeichen milderen Schmerzens; Marie kannte dieſe Thränen und fuhr mit mehr Vertrauen fort: „Bertha! Du ſchiltſt meine Heimlichkeit; ich ſehe, Du haſt errathen, was ich nie von ſelbſt ſagen konnte. Setze Dich ſelbſt in meine Lage; ach, Du ſelbſt, ſo heiter und offen Du biſt, Du ſelbſt hätteſt mir Dein Geheimniß nicht vertrauen können. Aber jetzt iſt es ja aus; Du weißt, was meine Lippen auszuſprechen ſich ſcheuten; ich liebe ihn, ja ich werde geliebt, und nicht erſt von geſtern her. Willſt Du mich hören? darf ich Dir Alles ſagen?“

Bertha's Thränen floſſen noch immer; ſie antwortete nicht auf jene Fragen, aber Marie hob an zu erzählen, wie ſie Georg im Hauſe der ſeligen Muhme kennen gelernt habe; wie ſie ihm gut geweſen, lange ehe er ihr ſeine Liebe geſtanden; alle jene ſchönen Erinnerungen lebten in ihr auf, mit glühenden Wangen, mit ſtrahlendem Auge führte ſie die Vergangenheit herauf; ſie erzählte von ſo mancher ſchönen Stunde, vom Schwur ihrer Treue, von ihrem Abſchied. „Und jetzt,“ fuhr ſie mit wehmüthigem Lächeln fort, „jetzt hat ihn dieſer unglückliche Krieg auf dieſe Seite geführt; er hört, wir ſeyen hier in Ulm, er glaubt nicht anders, als mein Vater ſey dem Bunde beigetreten, er hofft, mich durch ſein Schwert zu verdienen, denn er iſt arm, recht arm! O Bertha, Du kennſt meinen Vater; er iſt ſo gut, aber auch ſo ſtrenge, wenn etwas ſeiner Meinung widerſpricht. Wird er einem Manne ſeine Tochter geben, der ſein Schwert gegen Würtemberg gezogen hat? Siehe, das waren meine

Thränen! Ach, ich wollte Dir ſo oft ſagen, warum ſie fließen, aber eine unbeſiegbare Schaam ſchloß meine Lippen; kannſt Du mir noch zürnen? Muß ich mit dem Geliebten auch die Freundin verlieren?“

Auch Mariens Thränen floſſen, und Bertha fühlte den eigenen Schmerz von dem größeren Kummer der Freundin beſiegt. Sie umarmte Marien ſchweigend und weinte mit ihr.

„In den nächſten Tagen,“ fuhr dieſe fort, „will mein Vater Ulm verlaſſen, und ich muß ihm folgen. Aber noch einmal muß ich Georg ſprechen, nur ein Viertelſtündchen; Bertha, Du kannſt gewiß Gelegenheit geben; nur ein ganz kleines Viertelſtündchen!“

„Du willſt ihn doch nicht der guten Sache abwendig machen?“ fragte Bertha.

„Was nennſt Du die gute Sache?“ antwortete Marie. „Des Herzogs Sache iſt vielleicht nicht minder gut als die Eure; Du ſprichſt ſo, weil ihr bündiſch ſeyd; ich bin eine Würtembergerin und mein Vater iſt ſeinem Herzoge treu. Doch ſollen wir Mädchen über den Krieg entſcheiden? Laß uns lieber auf Mittel ſinnen, ihn noch einmal zu ſehen.“

Bertha hatte über der Theilnahme, mit welcher ſie der Geſchichte ihrer Baſe zugehört hatte, ganz vergeſſen, daß ſie ihr jemals gram geweſen war. Sie war überdies für alles Geheimnißvolle eingenommen, daher kamen ihr dieſe Mittheilungen erwünſcht; ſie fühlte, wie wichtig und ehrenvoll der Poſten einer Vertrauten ſey und gab ſich daher alle mögliche Mühe, dem liebenden Paare mit ihrem Scharfſinn zu dienen.

„Ich hab's gefunden," rief ſie endlich aus, „wir laden ihn geradezu in den Garten."

„In den Garten?" fragte Marie ſchüchtern und ungläubig, „und durch wen?"

„Sein Wirth, der gute Vetter Dieterich, muß ihn ſelbſt bringen;" antwortete ſie, „das iſt herrlich, und dieſer darf auch kein Wörtchen davon merken, laß' nur mich dafür ſorgen."

Marie, entſchloſſen und ſtark bei großen Dingen, zitterte doch bei dieſem gewagten Schritte. Aber ihre muthige, fröhliche Baſe wußte ihr alle Bedenklichkeiten auszureden, und mit erneuerter Hoffnung und befreit von der Laſt des Geheimniſſes, umarmten ſich die Mädchen, ehe ſie ſich zur Ruhe legten.

VII.

Und wie ein Geiſt ſchlingt um den Hals
Das Liebchen ſich herum:
„Willſt mich verlaſſen, liebes Herz
Auf ewig?" und der bittre Schmerz
Macht's arme Liebchen ſtumm.

Schubart.

Sinnend und traurig ſaß Georg am Mittag nach dem feſtlichen Abend in ſeinem Gemach. Er hatte Breitenſtein beſucht und wenig Tröſtliches für ſeine Hoffnungen erfahren. Der Kriegsrath hatte ſich an dieſem Morgen verſammelt und unwiderruflich war der Krieg beſchloſſen worden. Zwölf Edelknaben waren, die Abſagebriefe des Herzogs von Baiern, der Ritterſchaft und geſammter Städte an ihre Lanzen geheftet, zum Göcklinger Thor

nausgejagt, um die Feindesbotſchaft dem Würtemberger
ıch Blaubeuren zu bringen. Auf den Straßen rief man
nander fröhlich dieſe Nachricht zu, und die Freude, daß
ı jetzt endlich ins Feld gehen werde, ſtand deutlich auf
llen Geſichtern geſchrieben. Nur Einen traf dieſe Kunde
ie das ſchreckliche Machtwort ſeines Schickſals. Der
ram trieb ihn aus dem Kreiſe der fröhlichen Geſellen,
e jetzt den Weinſtuben zuzogen, um in lautem Jubel
ıs Geburtsfeſt des Krieges zu begehen und das Loos
inſtiger Siege im Würfelſpiel zu belauſchen. Ach!
m waren ja ſchon die Würfel gefallen! ein blutiges
ichlachtfeld dehnte ſich zwiſchen ihm und ſeiner Liebe
us, ſie war ihm auf lange, vielleicht auf ewig verloren.

Eilige Tritte, welche die Treppe heraufſtürmten,
eckten ihn aus ſeinem Brüten. Der Rathsſchreiber
ckte den Kopf in die Thüre. „Glück auf, Junker!“
ef er, jetzt hebt der Tanz erſt recht an. Aber Ihr
ißt es vielleicht noch gar nicht? der Krieg iſt angekün=
gt, ſchon vor einer Stunde ſind unſere Abſageboten
usgeritten.“

„Ich weiß es,“ antwortete ſein finſterer Gaſt.

„Nun, und hüpft Euch das Herz nicht freier? Habt
hr auch gehört — nein, das könnt Ihr nicht wiſſen,“
hr Dieterich fort, indem er zutraulich näher zu ihm
at, „daß die Schweizer bereits abziehen?“

„Wie, ſie ziehen?“ unterbrach ihn Georg, „alſo hat
r Krieg ſchon ein Ende?“

„Das möchte ich nicht gerade behaupten,“ fuhr der
athsſchreiber bedenklich fort, „der Herzog von Würtem=
rg iſt noch ein junger, muthiger Herr und hat noch

Ritter und Dienſtleute genug. Zwar wird er wohl keine offene Feldſchlacht mehr wagen, aber er hat feſte Städte und Burgen. Da iſt einmal der Höllenſtein und darin Stephan von Lichow, ein Mann wie Eiſen. Da iſt Göppingen, das Philipp von Rechberg auch nicht auf den erſten Stückſchuß ergeben wird; da iſt Schorndorf, Rothenberg und Asperg, da iſt vor allem Tübingen, das er tüchtig befeſtigt hat. Es wird noch mancher ins Gras beißen, bis Ihr Eure Roſſe im Neckar tränket."

„Nun, nun!" fuhr er fort, als er ſah, daß ſeine Nachrichten die finſtere Stirne ſeines ſchweigenden Gaſtes nicht aufheitern konnten. „Wenn Ihr dieſe kriegeriſchen Botſchaften nicht freundlich aufnehmt, ſo ſchenkt Ihr vielleicht einem friedlicheren Auftrag ein geneigtes Ohr. Sagt einmal, habt Ihr nicht irgendwo eine Baſe?"

„Baſe? ja, warum fragt Ihr?"

„Nun ſehet, jetzt erſt verſtehe ich die verwirrten Reden, die vorhin Bertha vorbrachte. Als ich aus dem Rathhaus kam, winkte ſie mir hinauf und befahl mir, meinen Gaſt heute Nachmittag in ihren Garten an der Donau zu führen. Marie habe Euch etwas ſehr Wichtiges an Eure Baſe, die ſie ſehr gut kenne, aufzutragen. Ihr müßt mir ſchon den Gefallen thun, mitzugehen. Solche Geheimniſſe und Aufträge ſind zwar gewöhnlich nicht weit her, und ich wollte wetten, ſie geben Euch ein Müſterlein für den Webſtuhl oder eine Probe feiner Wolle, oder ein tiefes Geheimniß der Kochkunſt, oder gar ein Paar Körnlein von einer ſeltenen Blume mit, denn Marie iſt eine große Gärtnerin, — doch, wenn

Ihr geſtern an dem Mädchen Gefallen gefunden habt, gehet Ihr wohl gerne mit."

Mitten in dem ſchmerzlichen Gedanken an die Scheideſtunde mußte Georg über die Liſt der Mädchen lachen; freundlich bot er dem guten Boten die Hand und ſchickte ſich an, ihn in den Garten zu begleiten.

Dieſer lag an der Donau, ungefähr zweitauſend Schritte unter der Brücke; er war nicht groß, zeugte aber von Sorgfalt und Fleiß. Die ſchönen Obſtbäume waren zwar noch nicht belaubt und die in wunderlichen Formen abgeſtochenen Beete hatten noch keine Blumen, aber ein langer Taxusgang, der an dem Ufer des Fluſſes ſich hinzog und in eine geräumige Laube endete, gab durch ſein helles Grün einen lebhaften Anblick und hinlänglichen Schutz gegen die, einem weißen Hals und ſchönen Armen ſo gefährlichen Strahlen der Märzſonne. Dort, auf dem breiten, bequemen Steinſitze, wo die Lücken der Laube eine freie Ausſicht die Donau hinauf und hinab gewährten, hatten die Mädchen unter mancherlei Geſprächen der jungen Männer geharrt.

Marie ſaß traurig in ſich gekehrt; ſie hatte den ſchönen Arm auf eine Lücke der Laube aufgeſtützt und das von Gram und Thränen müde Köpfchen in die Hand gelegt. Ihr dunkles, glänzendes Haar hob die Weiße ihres Teint um ſo mehr heraus, als ſtiller Kummer ihre Wangen gebleicht, und ſchlafloſe Nächte dem lieblichen blauen Auge ſeinen ſonſt ſo überraſchenden Glanz geraubt und ihm einen matteren, vielleicht nur um ſo anziehenderen Schimmer von Melancholie gegeben hatten. Das vollendete Bild fröhlichen Lebens, ſaß die friſche, runde,

roſige Bertha neben ihr. Wie ihre gelblichen Locken mit Mariens dunklen Haaren, ihr rundes friſches Geſichtchen mit den ovalen, ſchärferen Formen ihrer Baſe, wie ihre freundlichen, beweglichen hellbraunen Augen in auffallendem Contraſt ſtanden mit dem ſinnenden, geiſtvollen Blick Mariens: ſo wurde auch jede ihrer raſchen, lebhaften Bewegungen zum Gegenſatz gegen jene ſtille Trauer.

Bertha ſchien ihre roſigſte Laune hervorgeholt zu haben, um ihre Baſe zu tröſten oder doch ihren großen Schmerz zu zerſtreuen. Sie erzählte und ſchwatzte, ſie lachte und ahmte die Geberde und Sprache vieler Leute nach, ſie verſuchte alle jene tauſend kleinen Künſte, womit die Natur ihre fröhliche Tochter ausſtattete; aber wir glauben, daß ſie wenig ausrichtete, denn nur hie und da gleitete ein wehmüthiges, ſchnell verſchwebendes Lächeln über Mariens feine Züge hin.

Endlich ergriff ſie, als gar nichts mehr helfen wollte, ihre Laute, die in der Ecke ſtand. Marie beſaß auf dieſem Inſtrument große Fertigkeit, und Bertha hätte ſich ſonſt nicht ſo leicht bewegen laſſen, vor der Meiſterin zu ſpielen. Doch heute hoffte ſie durch ihr Geklimper wenigſtens ein Lächeln ihrer Baſe zu entlocken. Sie ſetzte ſich mit großem Ernſte nieder und begann:

„Fragt mich Jemand, was iſt Minne?
Wüßt' ich gern auch darum meh(r).
Wer nun recht darüber ſinne,
Sag' mir, warum thut ſie weh?
Minne iſt Liebe, thut ſie wohl;
Thut ſie weh, heißt ſie nicht Minne.
O, dann weiß ich, wie ſie heißen ſoll."

„Wo haſt Du dies alte ſchwäbiſche Liedchen her?“ fragte Marie, die der einfachen Muſik und dem lieblichen Text gern ihr Ohr lieh.

„Nicht wahr, es iſt hübſch? aber es kommt noch viel hübſcher, wenn Du hören willſt,“ antwortete Bertha; „das hat mich in Nürnberg ein Meiſterſänger, Hans Sachs, gelehrt, es iſt übrigens nicht von ihm, ſondern von Walther von der Vogelweide, der wohl vor dreihundert Jahren gelebt und geliebt hat. Höre nur weiter:

Ob ich recht errathen könne,
Was die Minne ſey? ſo ſprecht ja;
Minne iſt zweier Herzen Wonne;
Theilen ſie gleich, ſo iſt ſie da,
Doch — ſoll ungetheilt ſeyn,
So kann ein Herz allein ſie nicht enthalten;
Willſt Du mir helfen, traute Jungfrau mein? —

Nun, haſt Du getheilt, mit dem armen Junker?“ fragte die ſchelmiſche Bertha ihre erröthende Baſe. „Vetter Kraft möchte gerne auch mit mir theilen, einſtweilen kann er aber ſeinen ganzen Part allein tragen. Doch Du wirſt mir wieder ernſt, ich muß ſchon noch ein Liedchen des alten Herrn Walthers ſingen:

Ich weiß nicht, wie es damit geſchah,
Meinem Auge iſt's noch nie geſchehen,
Seit ich ſie in meinem Herzen ſah,
Kann ich ſie auch ohne Augen ſehen;
Da iſt doch ein Wunder mit geſchehen,
Denn wer gab es, daß es ohne Augen
Sie zu aller Zeit mag ſehen?

Wollt Ihr wiſſen, was die Augen ſeyn,
Womit ich ſie ſehe durch alle Land,
Es ſind die Gedanken des Herzens mein,
Damit ſchau ich durch Mauer und Wand,

Und hüten dieſe ſie noch ſo gut,
Es ſchauen ſie mit vollen Augen
Das Herz, der Wille und mein Muth.“

Marie lobte das Lied des Herrn Walther von der Vogelweide als einen guten Troſt beim Scheiden; Bertha beſtätigte es. „Ich weiß noch einen Reim,“ ſagte ſie lächelnd und ſang:

„Und zog ſie auch weit in das Schwabenland,
Seine Augen ſchauen durch Mauer und Wand,
Seine Blicke bohren durch Fels und Stein,
Er ſchaut durch die Alb nach dem Lichtenſtein!“

Als Bertha noch im Nachſpiel zu ihrem Liedchen begriffen war, ging die Gartenpforte; Männertritte tönten den Gang herauf und die Mädchen ſtanden auf, die Erwarteten zu empfangen.

„Herr von Sturmfeder,“ begann Bertha nach den erſten Begrüßungen, „verzeihet doch, daß ich es wagte, Euch in meines Vaters Garten einzuladen; aber meine Baſe Marie wünſcht Euch Aufträge an eine Freundin zu geben. — Nun, und daß wir Andern nicht zu kurz kommen,“ ſetzte ſie zu Herrn Kraft gewandt hinzu, „ſo wollen wir eins plaudern und den Abendtanz von geſtern muſtern.“ Damit ergriff ſie ihres Vetters Hand und zog ihn mit ſich den Gang hinab.

Georg hatte ſich zu Marie auf die Bank geſetzt. Sie lehnte ſich an ſeine Bruſt und weinte heftig. Die ſüßeſten Worte, die er ihr zuflüſterte, vermochten nicht, ihre Thränen zu ſtillen. „Marie,“ ſagte er, „Du warſt ja ſonſt ſo ſtark, wie kannſt Du nun gerade jetzt allen Glauben an ein beſſeres Geſchick, alle Hoffnung aufgeben?“

„Hoffnung?“ fragte ſie wehmüthig, „mit unſerer Hoffnung, mit unſerem Glück iſt es für ewig aus.“

„Sieh,“ antwortete Georg, „eben dies kann ich nicht glauben, ich trage die Gewißheit unſerer Liebe in mir ſo innig, ſo tief, und ich ſollte jemals glauben, daß ſie untergehen könne?“

„Du hoffſt noch? So höre mich ganz an. Ich muß Dir ein tiefes Geheimniß ſagen, an dem das Leben meines Vaters hängt. Mein Vater iſt ſo ſehr ein bitterer Feind des Bundes, als er ein Freund des Herzogs iſt; er iſt nicht nur deßwegen hier, um ſein Kind heimzuholen; nein, er ſucht die Plane des Bundes zu erforſchen und mit Geld und Rede zu verwirren. Und glaubſt Du, ein ſo bitterer Gegner des Bundes werde ſeine einzige Tochter einem Jüngling geben, der durch unſer Verderben ſich emporzuſchwingen ſucht? Einem, der ſich an Menſchen anſchließt, die kein Recht, ſondern nur Raub ſuchen?“

„Dein Eifer führt Dich zu weit, Marie,“ unterbrach ſie der Jüngling; „Du mußt wiſſen, daß mancher Ehrenmann in dieſem Heere dient!“

„Und wenn dies wäre,“ fuhr jene eifrig fort, „ſo ſind ſie betrogen und verführt, wie auch Du betrogen biſt.“

„Wer ſagt Dir dies ſo gewiß?“ entgegnete Georg, welcher erröthete, die Partei, die er ergriffen, von einem Mädchen ſo erniedrigt zu ſehen, obgleich er ahnete, daß ſie ſo unrecht nicht habe; „wer ſagt Dir dies ſo gewiß? kann nicht Dein Vater auch verblendet und betrogen ſeyn? Wie mag er nur mit ſo vielem Eifer die Sache dieſes ſtolzen, herrſchſüchtigen Mannes führen, der ſeine Edlen ermordet, der ſeine Bürger in den Staub tritt,

der an ſeiner Tafel das Mark des Landes verpraßt und ſeine Bauern verſchmachten läßt?“

„Ja, ſo ſchildern ihn ſeine Feinde,“ antwortete Marie, „ſo ſpricht man von ihm in dieſem Heere; aber frage dort unten an den Ufern des Neckars, ob ſie ihren angeſtammten Fürſten nicht lieben, wenn gleich ſeine Hand zuweilen ſchwer auf ihnen ruht. Frage jene Männer, die mit ihm ausgezogen ſind, ob ſie nicht freudig ihr Blut für den Enkel Eberhards geben, ehe ſie dieſem ſtolzen Herzog von Baiern, dieſen räuberiſchen Edlen, dieſen Städtlern ihr Land abtreten.“ *

Georg ſchwieg eine Zeitlang nachdenklich; „aber wie entſchuldigen denn dieſe warmen Vertheidiger den Mord des Hutten?“ fragte er.

„Ihr ſprecht immer von Eurer Ehre,“ antwortete Marie, „und wollt nicht leiden, daß ein Herzog ſeine Ehre vertheidige? Hutten iſt nicht meuchelmörderiſch gefallen, wie ſeine Anhänger in alle Welt ausgeſchrieen haben, ſondern im ehrlichen Kampfe, worin der Herzog ſelbſt ſein Leben einſetzte. Ich will nicht Alles vertheidigen, was er that; aber man ſoll nur auch bedenken, daß ein junger Herr, wie der Herzog, von ſchlechten Räthen umgeben, nicht immer weiſe handeln kann. Aber er iſt gewiß gut, und wenn Du wüßteſt, wie mild, wie leutſelig er ſeyn kann!“

„Es fehlt nur noch, daß Du ihn auch den ſchönen Herzog nennſt,“ ſagte Georg bitter lächelnd; „Du wirſt reichen Erſatz finden für den armen Georg, wenn er es

* Vergl. Anm. 3.

der Mühe werth hält, mein Bild aus Deinem Herzen zu verdrängen.

„Wahrlich, dieſer kleinlichen Eiferſucht habe ich Dich nicht fähig gehalten," antwortete Marie, indem ſie ſich mit Thränen des Unmuths, im Gefühl gekränkter Würde abwandte. „Glaubſt Du denn, das Herz eines Mädchens könne nicht auch warm für die Sache ihres Vaterlandes ſchlagen?"

„Sey mir nicht böſe," bat Georg, der mit Reue und Beſchämung einſah, wie ungerecht er ſey, „gewiß, es war nur Scherz!"

„Und kannſt Du ſcherzen, wo es unſer ganzes Lebensglück gilt?" entgegnete Marie; „morgen will der Vater Ulm verlaſſen, weil der Krieg entſchieden iſt; wir ſehen uns vielleicht lange, lange nicht mehr, und Du magſt ſcherzen? Ach, wenn Du geſehen hätteſt, wie ich ſo manche Nacht mit heißen Thränen zu Gott flehte, er möge Dein Herz herüber auf unſere Seite lenken, er möge uns vor dem Unglück bewahren, auf ewig getrennt zu ſeyn, gewiß Du könnteſt nicht ſo grauſam ſcherzen!"

„Er hat es nicht zum Heil gelenkt," antwortete Georg, düſter vor ſich hinblickend.

„Und ſollte es nicht noch möglich ſeyn?" ſprach Marie, indem ſie ſeine Hand faßte und mit dem Ausdruck bittender Zärtlichkeit, mit der gewinnenden Sanftmuth eines Engels ihm ins Auge ſah, „ſollte es nicht noch möglich ſeyn? Komm' mit uns, Georg! wie gerne wird der Vater einen jungen Streiter ſeinem Herzog zuführen! Ein Schwert wiegt viel in ſolchen Zeiten, ſagte er oft, er wird es Dir hoch anſchlagen, wenn Du ihm folgſt, an

ſeiner Seite wirſt Du kämpfen, mein Herz wird dann nicht zerriſſen, nicht getheilt ſeyn, zwiſchen jenſeits und dieſſeits; mein Gebet, wenn es um Glück und Sieg fleht, wird nicht zitternd zwiſchen beiden Heeren irren!"

„Halt' ein!" rief der Jüngling und bedeckte ſeine Augen, denn der Sieg der Ueberzeugung ſtrahlte aus ihren Blicken, die Gewalt der Wahrheit hatte ſich auf ihren ſüßen Lippen gelagert. „Willſt Du mich bereden, ein Ueberläufer zu werden? Geſtern zog ich mit dem Heere ein, heute wird der Krieg erklärt und morgen ſoll ich zu dem Herzog hinüberreiten? Kann Dir meine Ehre ſo gleichgültig ſeyn?"

„Die Ehre?" fragte Marie und Thränen entſtürzten ihrem Auge; „ſie iſt Dir alſo theurer als Deine Liebe? wie anders klang es, als mir Georg ewige Treue ſchwur! Wohlan! ſey glücklicher mit ihr als mit mir! Aber möge Dir, wenn Dich der Herzog von Baiern auf dem Schlachtfeld zum Ritter ſchlägt, weil Du in unſern Fluren am ſchrecklichſten gewüthet, wenn er Dir ein Ehrenkettlein umhängt, weil Du Würtembergs Burgen am tapferſten gebrochen, möge Dir der Gedanke Deine Freude nicht trüben, daß Du ein Herz brachſt, das Dich ſo treu, ſo zärtlich liebte!"

„Geliebte!" antwortete Georg, deſſen Bruſt widerſtreitende Gefühle zerriſſen, „Dein Schmerz läßt Dich nicht ſehen, wie ungerecht Du biſt. Doch es ſey, daß Du ſieheſt, daß ich den Ruhm, der mir ſo freundlich winkte, der Liebe zum Opfer zu bringen weiß, ſo höre mich: Hinüber zu Euch darf ich nicht. Aber ablaſſen will ich von dem Bunde, möge kämpfen und ſiegen wer da

ill — mein Kampf und Sieg war ein Traum, er iſt
ı Ende!“

Marie ſandte einen Blick des Dankes zum Himmel
ıd belohnte die Worte des jungen Mannes mit ſüßem
)hne. „O glaube mir,“ ſagte ſie, „ich fühle, wie viel
)ich dieſes Opfer koſten muß. Aber ſieh mir nicht ſo
aurig an Dein Schwert hinunter; wer frühe entſagt,
:r erntet ſchön, ſagt mein Vater; es muß uns doch
nmal die Sonne des Glückes ſcheinen. Jetzt kann ich
:troſt von Dir ſcheiden; denn wie auch der Krieg ſich
ıden mag, Du kannſt ja frei vor meinen Vater treten,
ıd wie wird er ſich freuen, wenn ich ihm ſage, welch
)weres Opfer Du gebracht haſt!“

Bertha's helle Stimme, die der Freundin ein Zei-
en gab, daß der Rathsſchreiber nicht mehr zurückzu-
ulten ſey, ſchreckte die Liebenden auf. Schnell trocknete
larie die Spuren ihrer Thränen und trat mit Georg
ıs der Laube.

„Vetter Kraft will aufbrechen,“ ſagte Bertha, „er
agt, ob der Junker ihn begleiten wolle?“

„Ich muß wohl, wenn ich den Weg nach Hauſe
cht verfehlen ſoll,“ antwortete Georg; ſo theuer ihm
e letzten Augenblicke vor einer langen Trennung von
larie geweſen wären, ſo kannte er doch die ſtrenge Sitte
iner Zeit zu gut, als daß er ohne den Vetter, als
ındfremder, bei den Mädchen geblieben wäre.

Schweigend gingen ſie den Garten hinab, nur Herr
ieterich führte das Wort, indem er in wohlgeſetzten
)orten ſeinen Jammer beſchrieb, daß ſeine Baſe morgen
)on Ulm verlaſſen werde. Aber Bertha mochte in

Georgs Augen geleſen haben, daß ihm noch etwas zu wünſchen übrig bleibe, wobei der uneingeweihte Zeuge überflüſſig war; ſie zog den Vetter an ihre Seite und befragte ihn ſo eifrig über eine Pflanze, die gerade zu ſeinen Füßen mit ihren erſten Blättern aus der Erde ſproßte, daß er nicht Zeit hatte, zu beobachten, was hinter ſeinem Rücken vorgehe.

Schnell benützte Georg dieſen Augenblick, Marien noch einmal an ſein Herz zu ziehen, aber das Rauſchen von Mariens ſchwerem ſeidenen Gewande, Georgs klirrendes Schwert weckten den Rathsſchreiber aus ſeinen botaniſchen Betrachtungen; er ſah ſich um, und o Wunder! er erblickte die ernſte züchtige Baſe in den Armen ſeines Gaſtes.

„Das war wohl ein Gruß an die liebe Baſe in Franken?“ fragte er, nachdem er ſich von ſeinem Erſtaunen erholt hatte.

„Nein, Herr Rathsſchreiber,“ antwortetete Georg, „es war ein Gruß an mich ſelbſt, und zwar von der, die ich einſt heimzuführen gedenke. Ihr habt doch nichts dagegen, Vetter?“

„Gott bewahre! ich gratulire von Herzen,“ antwortete Herr Dieterich, der von dem ernſten Blick des jungen Kriegsmannes und von Mariens Thränen etwas eingeſchüchtert wurde. „Aber der Tauſend, das heiß' ich veni, vidi, vici; ich ſcherwenzte ſchon ein Vierteljahr um die Schöne, und habe mich kaum eines Blickes erfreuen können. Und heute muß ich nun gar den Marder ſelbſt herausführen, der mir das Täubchen vor dem Mund wegſtiehlt.“

„Verzeihe den Scherz, Vetter, den wir mit Dir machten," fiel ihm Bertha ins Wort, ſey vernünftig und laß Dir die Sache erklären." Sie ſagte ihm, was er zu wiſſen brauchte, um gegen Mariens Vater zu ſchweigen. Durch die freundlichen Blicke Bertha's beſänftigt, verſprach er zu ſchweigen, unter der Bedingung, ſetzte er ſchalkhaft hinzu, daß ſie etwa auch einen ſolchen Gruß an ihn beſtelle.

Bertha verwies ihm, wiewohl nicht allzu ſtrenge, ſeine unartige Forderung, und fragte ihn neckend an der Gartenthüre noch einmal um die Naturgeſchichte des erſten Veilchens, das die Sonne hervorgelockt hatte. Er war gutmüthig genug, eine lange und gelehrte Erklärung darüber zu geben, ohne weder durch Mariens leiſes Weinen, noch durch Georgs klirrendes Schwert ſich unterbrechen zu laſſen. Ein dankender Blick Mariens, ein freundlicher Handſchlag von Bertha belohnte ihn dafür beim Scheiden, und noch lange wehten die Schleier der ſchönen Bäschen über den Gartenzaun hin den Scheidenden nach.

VIII.

Im ſtillen Kloſtergarten
Eine bleiche Jungfrau ging;
Der Mond beſchien ſie trübe,
An ihrer Wimper hing
Die Thräne zarter Liebe.

L. Uhland.

Ulm glich in den nächſten Tagen einem großen Lager. Statt der friedlichen Landleute, der geſchäftigen

Bürger, die ſonſt ehrbaren und ruhigen Schrittes ihrem Gewerbe nach durch die Straßen gingen, ſah man überall nur wunderliche Geſtalten mit Sturmhauben und Eiſenhüten, mit Lanzen, Armbrüſten und ſchweren Büchſen. Statt der Rathsherren, in ihrer einfachen ſchwarzen Tracht, zogen ſtolze Ritter, mit wehenden Helmbüſchen, ganz mit Stahl bedeckt, begleitet von einer großen Schaar bewaffneter Dienſtleute, über die Plätze und Märkte. Noch lebhafter war dies kriegeriſche Bild vor den Thoren der Stadt; auf einem Anger an der Donau übte Sickingen ſeine Reiterei, auf einem großen Blachfelde gegen Söflingen hin pflegte Frondsberg ſein Fußvolk zu tummeln.

An einem ſchönen Morgen, etwa drei bis vier Tage, nachdem Marie von Lichtenſtein mit ihrem Vater Ulm verlaſſen hatte, ſah man eine ungeheure Menge Menſchen aus allen Ständen auf jener Wieſe verſammelt, um dieſen Uebungen Frondsbergs zuzuſehen. Sie betrachteten dieſen Mann, dem ein ſo großer Ruf vorangegangen war, vielleicht nicht mit geringerem Intereſſe als wir, wenn wir die kaiſerlichen oder königlichen Söhne des Mars die Dienſte eines Feldherrn verrichten ſahen. Knüpft ſich ja doch gerade an die Perſon eines ausgezeichneten Führers das Intereſſe, das dem ganzen Heere gilt, ja wir meinen oft, die Schlachten, von denen uns die Sage oder öffentlichen Blätter erzählen, um ſo deutlicher zu verſtehen, wenn wir uns die Geſtalt des Heerführers vor das Auge zurückrufen können.

So mochte es wohl auch damals den Bewohnern von Ulm zu Muth ſeyn, wenn ſie ihre engen Straßen

rließen, um den Mann des Tages in ſeinem Hand-
erk zu ſehen. Die Geſchicklichkeit, mit der er ſein
ußvolk, das ſonſt in zerſtreuten Haufen gefochten hatte,
geſchloſſenen Maſſen vereinigte; die Schnelligkeit,
mit ſie ſich nach ſeinem Winke nach allen Seiten
wenkten oder in furchtbare, von Piken und Donner-
chſen ſtarrende Kreiſe zuſammenzogen; ſeine mächtige
timme, die ſelbſt die Trommeln übertönte, ſeine erha-
ne, kriegeriſche Geſtalt, dies alles gewährte ein ſo
ues, anziehendes Bild, daß auch die bequemſten Bür-
r es nicht ſcheuten, einen langen Vormittag auf dem
nger zu ſtehen und dieſes Schauſpiel zu genießen.

Der Feldhauptmann ſchien an dieſem Morgen noch
eundlicher und fröhlicher zu ſeyn, als ſonſt. Mochte
n der warme Antheil, den die guten Ulmer an ihm
ahmen, und der auf allen Geſichtern geſchrieben ſtand,
freuen; mochte ihm hier außen an dem ſchönen Morgen
nter ſeinen Waffenübungen wohler ſeyn, als in den
ngen, kalten Straßen der Stadt — er blickte ſo freund-
ch auf die Menge hin, daß jeder glaubte, von ihm
ſonders beachtet und begrüßt zu werden, und der Aus-
uf: „ein wackerer Herr! ein braver Ritter!“ jedem ſeiner
Schritte folgte.

Beſonders freundlich ſchien er immer an einer Stelle
: ſeyn; wenn er vorüberſprengte, ſo durfte man gewiß
yn, daß er dort mit dem Schwert oder der Hand her-
ergrüßte und traulich nickte.

Die Hinterſten ſtellten ſich auf die Zehen, um den
egenſtand ſeiner freundlichen Winke zu ſehen; die Nä-
rſtehenden ſahen ſich fragend an und wunderten ſich,

denn keiner der verſammelten Bürger ſchien dieſer Auszeichnung würdig. Als Frondsberg wieder vorüberſprengte und die Zeichen ſeiner Gnade wiederholte, gaben wohl hundert Augen recht genau Acht, und es fand ſich, daß die Grüße einem großen, ſchlanken, jungen Manne gelten mußten, der in der vorderſten Reihe der Zuſchauer ſtand. Das Wamms von feinem Tuch mit Seidenſchlitzen, die hohen Barettfedern, mit welchen der Morgenwind ſpielte, ſein langes Schwert und eine Feldbinde oder Schärpe zeichneten ihn auf den erſten Blick vor ſeinen Nachbarn aus, die minder geſchmückt als er, auch durch unterſetztere Figuren und breite Geſichter ſich nicht zu ihrem Vortheil von ihm unterſchieden.

Der Jüngling ſchien aber zum Aergerniß der guten Spießbürger nicht ſehr erfreut über die hohe Gnade, die ihm vor ihren Augen zu Theil ward. Schon ſeine Stellung, das Haupt geſenkt, die Arme über die Bruſt gekreuzt, ſchien nicht anſtändig genug für einen feinen Junker, wenn er von einem alten Kriegshelden gegrüßt wurde. Ueberdies erröthete er bei jedem Gruß des Feldhauptmanns, dankte nur durch ein leichtes Neigen, und ſah ihm mit ſo düſtern Blicken nach, als gälte es ein langes Scheiden und dieſer Gruß wäre der letzte eines lieben Freundes geweſen.

„Ein ſonderbarer Kauz der Junker dort,“ ſagte der Obermeiſter aller Ulmer Weber zu ſeinem Nachbar, einem wackern Waffenſchmied; „ich gäbe mein Sonntagswamms um einen ſolchen Gruß von dem Frondsberger, und dieſer da muckt nicht darüber. Hieße es nicht in der Stadt, was hat der Meiſter Kohler mit dem Frondsberg!

waren ja neulich mit einander wie zwei Brüder. O, die kennen einander ſchon lange, hieß es dann, ſind gute Freunde von Alters her. Ich kann mich ordentlich ärgern, daß ein ſo geſcheuter und gewaltiger Herr ſolch einen Laffen all Paternoſterlang grüßt."

Der Waffenſchmied, ein kleiner, alter Kerl, hatte ihm ſeinen Beifall zugenickt. „Gott ſtraf' mich, Ihr habt Recht, Meiſter Kohler! Stehen nicht dort ganz andere Leut', die er grüßen könnte? iſt nicht der Herr Bürgermeiſter auf dem Platz, und ſteht dort nicht mein Gevatter, der Herr von Beſſerer, am Eck? Ich wollt' dem Junker den Kopf beugen lernen, wenn ich Herr wäre; aber glaubt mir, der da beugt ſeinen Nacken nicht, und wenn der Kaiſer ſelbſt käme. Er muß auch etwas Rechtes ſeyn, denn der Rathsſchreiber, mein Nachbar, der ſonſt allen Gäſten feind iſt, hat ihn in ſeiner Behauſung."

„Der Kraft?" fragte der Weber verwundert, „ei, ei! aber halt, dahinter ſteckt ein Geheimniß. Das iſt gewiß ſo ein junger Potentat oder gar des Bürgermeiſters von Köln ſein Sohn, der auch unter dem Heer mitreiten ſoll. Steht nicht dort des Kraften alter Johann.?"

„Weiß Gott, er iſt's!" fiel der Waffenſchmied ein, den die Vermuthungen des Webers neugierig gemacht hatten; „er iſt's, und ich will ihn beichten laſſen, trotz dem Probſt von Elchingen." Aber ſo klein auch der Raum zwiſchen den beiden Bürgern und dem alten Diener des Kraftiſchen Hauſes war, ſo konnte doch der Schmied nicht zu ihm durchkommen, ſo dicht ſtanden die Zuſchauer. Endlich drang die gewichtige Miene des

Obermeiſters aller Weber durch, denn er war reich und angeſehen in der Stadt; er erwiſchte den alten Johann und zog ihn zu dem Schmied. Doch auch der alte Johann konnte wenig Beſcheid geben, er wußte nichts, als daß der Gaſt ein Herr von Sturmfeder ſey; „übrigens muß er nicht weit her ſeyn," ſetzte er hinzu, „denn er reitet ein Landpferd und hat keine Dienſtleute bei ſich; meinem Herrn aber wird der Gaſt übel bekommen, denn unſere alte Sabine, die Amme, iſt wie ein Drache, daß er die Hausordnung ſtört und ungefragt nur ſo mir nichts dir nichts ein fremdes Menſchenkind mit Stiefeln und Sporen ins Haus ſchleppt."

„Nichts für ungut," fiel ihm der Obermeiſter in die Rede, „Euer Herr, Johann, iſt ein Narr! die alte Hexe, — Gott verzeih' mir's — hätte ich ſchon lange auf die Straße geworfen, wo ſie hingehört. Hat der Herr doch ſein gutes Alter, und ſoll ſich behandeln laſſen als läge er noch in den Windeln."

„Ihr habt gut reden, Meiſter Kohler," antwortete der alte Diener, „aber das verſteht Ihr doch nicht recht. Auf die Gaſſe werfen? Wer ſoll denn nachher haushalten?"

„Wer?" ſchrie der erhitzte Weber, „wer? ein Weib ſoll er nehmen, eine Hausfrau, wie ein anderer Chriſt und Ulmer Bürger auch; was hat er nöthig als Junggeſelle zu leben und allen Mädchen in der Stadt nachzulaufen? Hab' ich ihn nicht neulich angetroffen, wie er meiner Katherine ſchön gethan hat? Schiff und Geſchirr hätte ich ihm mögen an den Kopf werfen, dem geſtrengen Herrn; ſo aber — ſeine Mutter ſelig hat manch ſchönes

Tafelstück bei mir weben lassen, die brave Frau — so mußt' ich meine Mütze abziehen und sagen: „Gehorsamen guten Abend, und was befehlen Euer Wohledlen?“ Daß dich der — “

„Ei, schau einer!“ sagte Johann mit unmuthigem Gesicht; „ich habe immer gedacht, ein Herr wie der Rathsschreiber, mein Herr, könne in allen Ehren mit Eurer Tochter ein Wort wechseln, ohne daß die böse Welt — “

„So? ein Wort wechseln, und Abends nach der Vesperglock im März? Er heirathet sie doch nicht, und meint Ihr, meines Kindes guter Ruf müsse nicht so rein seyn, wie Eures Herrn weiße Halskrause? Das könnt' ich brauchen!“

Der Obermeister hatte während seiner eifrigen Reden den alten Johann an der Brust gepackt und seine Stimme so erhoben, daß die Umstehenden aufmerksam wurden; der Meister Schmied hielt es daher für das Beste, den Erzürnten mit Gewalt wegzuziehen, und er verhütete so zwar weitere Streitigkeiten, doch konnte er nicht verhüten, daß es schon Mittags in der ganzen Stadt hieß: Herr von Kraftens Johann habe noch in seinen alten Tagen eine Liebschaft mit des Obermeisters Töchterlein, und sey von dem erzürnten Vater auf der Wiese darüber zur Rede gestellt worden.

Die Uebungen des Fußvolks waren indeß zu Ende gegangen, das Volk verlief sich, und auch den jungen Mann, der die unschuldige Ursache zu jenem Streit gewesen war, sah man seine Schritte der Stadt zuwenden; sein Gang war langsam und ungleich, sein Gesicht schien bleicher als sonst, seine Blicke suchten noch immer

den Boden oder ſchweiften mit dem Ausdruck von Sehnſucht oder ſtillem Gram nach den fernen blauen Bergen, den Grenzmauern von Würtemberg.

Noch nie hatte ſich Georg von Sturmfeder ſo unglücklich gefühlt, als in dieſen Stunden. Marie war mit ihrem Vater abgereist; ſie hatte ihn noch einmal beſchwören laſſen, ſeinem Verſprechen treu zu ſeyn, und wie unglücklich machte ihn dies Verſprechen! Wohl hatte es ihm damals nicht geringen Kampf gekoſtet, es zu geben; aber der betäubende Schmerz des Abſchieds, der Gram des geliebten Mädchens hatten überwunden. Doch jetzt, wo er mit feſterem Blicke ſeinen Umgebungen, ſeiner Zukunft ins Auge ſah, wie traurig, wie ſchwierig erſchien ihm ſeine Lage! Nichts davon zu ſagen, daß alle ſeine goldenen Träume, alle jene kühnen Hoffnungen von Ruhm und Ehre mit einem Mal verſchwanden; nichts davon zu ſagen, daß auch ſein Ziel, das ſo nahe lag, Marien durch Kriegsdienſte zu verdienen, ungewiß in die Weite hinausgerückt war, — er ſollte auf die Gefahr hin, von Männern, deren Achtung ihm theuer war, verkannt zu werden, dieſe Fahnen verlaſſen, gerade in einem Augenblick, wo man der Entſcheidung entgegenging. Von Tag zu Tag, ſo lange es ihm nur möglich war, verſchob er dieſe Erklärung; wo ſollte er Gründe, wo Worte hernehmen, vor dem alten, tapfern Degen Breitenſtein, ſeinem väterlichen Freunde, ſeinen Abzug zu rechtfertigen? mit welcher Stirne ſollte er vor den edlen Frondsberg treten? Ach, jene freundlichen Grüße, womit er den Sohn ſeines tapfern Waffengenoſſen zu freudigem Kampfe aufzumuntern ſchien, hatten ihn mit

tauſend Qualen gefoltert. An ſeiner Seite war ſein Vater gefallen, er hatte gehört, wie der Sterbende den Ruhm ſeines Namens und ſein leuchtendes Beiſpiel als einziges Erbe dem unmündigen Knaben zuſandte; dieſer Mann war es, der ihm jetzt ſo liebevoll die Schranken öffnete, und auch ihm mußte er in ſo zweideutigem Lichte erſcheinen.

Er hatte ſich unter dieſen trüben Gedanken langſam dem Thore der Stadt genähert, als er ſich plötzlich am Arm ergriffen fühlte, er ſah ſich um, ein Mann, dem Anſchein nach ein Bauer, ſtand vor ihm.

„Was willſt Du?“ fragte Georg etwas unwillig, in ſeinen Gedanken unterbrochen zu werden.

„Es kommt darauf an, ob Ihr der rechte ſeyd,“ antwortete der Mann. „Sagt einmal, was gehört zu Licht und Sturm?“

Georg wunderte ſich ob der ſonderbaren Frage und betrachtete jenen genauer. Er war nicht groß, aber kräftig; ſeine Bruſt war breit, ſeine Geſtalt gedrungen. Das Geſicht, von der Sonne braun gefärbt, wäre flach und unbedeutend geweſen, wenn nicht ein eigener Zug von Liſt und Schlauheit um den Mund und aus den grauen Augen Muth und Verwegenheit geleuchtet hätten. Sein Haar und Bart war dunkelgelb und gerollt; er trug einen langen Dolch im ledernen Gurt, in der einen Hand hielt er eine Art, in der andern eine runde, niedere Mütze von Leder, wie man ſie noch heute bei dem ſchwäbiſchen Landvolk ſieht.

Während Georg dieſe flüchtigen Bemerkungen machte, wurden auch ſeine Züge lauernd beobachtet.

„Ihr habt mich vielleicht nicht recht verſtanden, Herr Ritter,“ fuhr jener nach kurzem Stillſchweigen fort; „was paßt zu Licht und Sturm, daß es zwei gute Namen gibt?“

„Feder und Stein!“ antwortete der junge Mann, dem es auf einmal klar wurde, was unter jener Frage verſtanden ſey; „was willſt Du damit?“

„So ſeyd Ihr Georg von Sturmfeder,“ ſagte jener, „und ich komme von Marien von —“

„Um Gottes Willen ſey ſtill, Freund, und nenne keinen Namen!“ fiel Georg ein, „ſage ſchnell, was Du mir bringſt.“

„Ein Brieflein, Junker!“ ſprach der Bauer, indem er die breiten, ſchwarzen Kniegürtel, womit er ſeine ledernen Beinkleider umwunden hatte, auflöste und einen Streifen Pergament hervorzog.

Mit haſtiger Freude nahm Georg das Pergament; es waren wenige Worte, mit glänzendſchwarzer Dinte geſchrieben; den Zügen der Schrift ſah man aber an, daß ſie einige Mühe gekoſtet haben mochten, denn die Mädchen von 1519 waren nicht ſo flink mit der Feder, um ihre zärtlichen Gefühle auszudrücken, als die in unſeren Tagen, wo jede Dorfſchöne ihrem Geliebten zum Regiment eine Epiſtel, ſo lang als die dritte St. Johannis, ſchreiben kann. Die Chronik, woraus wir dieſe Hiſtorie genommen, hat uns jene Worte aufbewahrt, welche Georgs gierige Blicke aus den verworrenen Zügen des Pergaments entzifferten:

„Bedenk' Deinen Eid, — Flieh' bei Zeit.
Gott Dein Geleit. — Marie Dein in Ewigkeit.“

Es liegt ein frommer, zarter Sinn in dieſen Worten; und wer ſich ein liebendes Herz dazu denkt, wie es mit dieſen Zeilen in die Ferne fliegen möchte, ein Auge voll Zärtlichkeit, umflort von einem Schleier ſtiller Thränen, einen holden Mund, der das Blättchen noch einmal küßt, verſchämte Wangen, die bei dieſem geheimnißvollen Gruße erröthen, — wer dies hinzudenkt, der wird es Georg nicht verargen, daß er einige Augenblicke wie trunken war. Ein freudiger, glänzender Blick, nach den fernen blauen Bergen hin, dankte der Geliebten für ihren tröſtenden Spruch; und wahrlich, er war auch zu keiner andern Zeit nöthiger geweſen, als gerade jetzt, um den geſunkenen Muth des jungen Mannes zu erheben. Wußte er doch, daß ein Weſen, das Theuerſte, was für ihn auf der Erde lebte, ihn nicht verkannte. Der Schluß jener Zeilen erhob ſein Herz zur alten Freudigkeit, er bot dem guten Boten die Hand, dankte ihm herzlich und fragte, wie er zu dieſen Zeilen gekommen ſey.

„Dacht' ich's doch," antwortete dieſer, daß das Blättchen keinen böſen Zauberſpruch enthalten müſſe; denn das Fräulein lächelte ſo gar freundlich, als ſie es mir in die rauhe Hand drückte. Es war vergangenen Mittwoch, als ich nach Blaubeuren kam, wo unſer Kriegsvolk ſtand. Es iſt dort in der Kloſterkirche ein prächtiger Hochaltar, worauf die Geſchichte meines Patrons, des Täufers Johannes vorgeſtellt iſt. Vor ſieben Jahren, als ich in großer Noth und einem ſchmählichen Ende nahe war, gelobte ich alle Jahre um dieſe Zeit eine Wallfarth dahin. So hielt ich es alle Jahre ſeit der Zeit, da mich der Heilige durch ein Wunder von Henkers

Hand errettet hat. Wenn ich nun mein Gebet verrichtet hatte, ging ich allemal zum Herrn Abt, um ihm ein Paar ſchöne Gänſe oder ein Lamm zu bringen, oder was er ſonſt gerade gerne hat. — Aber ich mache Euch lange Weile mit meinem Geſchwätz, Junker?"

„Nein, nein, erzähle nur weiter!" antwortete Georg, „komm, ſetze Dich zu mir auf jene Bank."

„Das würde ſich ſchön ſchicken!" entgegnete der Bote, „wenn ein Bauer an des Junkers Seite ſitzen wollte, den der Oberfeldhauptmann vor aller Augen ſo oft gegrüßt hat; erlaubt mir, daß ich mich vor Euch hinſtelle."

Georg ließ ſich auf einem Steinſitz am Wege nieder, der Bauer aber fuhr, auf ſeine Axt geſtützt, in ſeiner Erzählung fort: „Ich hatte diesmal bei den unruhigen Zeiten wenig Luſt zur Wallfarth, aber „gebrochener Eid thut Gott leid," heißt es, und ſo mußte ich mein Gelübde vollbringen. Wie ich vom Gebet aufſtand, um dem Abt zu bringen, was recht iſt, ſagte mir einer der Pfaffen, daß ich diesmal nicht zu ſeiner Ehrwürden könne, weil viele Herren und Ritter dort zu Beſuch ſeyen. Ich beſtand aber doch darauf, denn der Abt iſt ein leutſeliger Herr und hätte mir's nicht verziehen, wenn ich ihn nicht heimgeſucht hätte. Wenn Ihr je ins Kloſter hinaus kommt, ſo vergeſſet nicht nach der Treppe zu ſchauen, die vom Hochaltar zum Dorment führt. Sie geht durch die dicke Mauer, welche die Kirche ans Kloſter ſchließt, und iſt lang und ſchmal. Dort war es, wo mir das Fräulein begegnet iſt. Es kommt mir nämlich ein feines Weibsbild mit Brevier und Roſenkranz die Treppe herab entgegen; ich drücke mich an die Wand, um ſie vorbei zu laſſen,

ſie aber bleibt ſtehen und ſpricht: „Ei, Hans, woher des Wegs?“

„Woher kennt Euch denn das Fräulein?“ unterbrach ihn Georg.

„Meine Schweſter iſt ihre Amme und“ —

„Wie, die alte Roſe iſt Eure Schweſter?“ rief der junge Mann.

„Habt Ihr ſie auch gekannt?“ ſagte der Bote; „ei, ſeh' doch einer! aber daß ich weiter ſage: ich hatte eine große Freude, ſie wieder zu ſehen, denn ich beſuchte meine Schweſter häufig in Lichtenſtein und habe das Fräulein gekannt, als man ſie noch in ihres Vaters Schwertkuppel gehen lehrte. Aber ich hätte ſie kaum wieder erkannt, ſo groß war ſie geworden, und die rothen Wangen ſind auch weg wie der Schnee am erſten Mai. Ich weiß nicht, wie es ging, aber mich dauerte ihr Anblick in der Seele, und ich mußte fragen, was ihr fehle, und ob ich ihr nicht etwas helfen könne? Sie beſann ſich eine Weile und ſagte dann: ja, wenn Du verſchwiegen wäreſt, Hans, könnteſt Du mir wohl einen großen Dienſt leiſten!“ Ich ſagte zu, und ſie beſtellte mich bis nach der Veſper.“

„Aber wie kommt ſie nur in das Kloſter?“ fragte Georg, „ſonſt darf ja doch kein Weiberſchuh über die Schwelle.“

„Der Abt iſt mit ihrem Vater befreundet, und da ſo viel Volk in Blaubeuren liegt, ſo iſt ſie dort beſſer aufgehoben als im Städtchen, wo es toll genug zugeht. Nach der Veſper, als alles ſtill war, kam ſie ganz leiſe in den Kreuzgang. Ich ſprach ihr Muth zu, wie es eben

unſer eins verſteht, da gab ſie mir dies Blättchen und bat mich, Euch aufzuſuchen."

„Ich danke Dir herzlich, guter Hans," ſagte der Jüngling. Aber hat ſie Dir ſonſt nichts an mich aufgetragen?"

„Ja," antwortete der Bote, „mündlich hat ſie mir noch etwas aufgetragen; Ihr ſollt Euch hüten, man habe etwas mit Euch vor."

„Mit mir?" rief Georg, „das haſt Du nicht recht gehört; wer und was ſoll man mit mir vorhaben?"

„Da fragt Ihr mich zuviel," entgegnete jener, „aber wenn ich es ſagen darf, ſo glaube ich, die Bündiſchen. Das Fräulein ſetzte noch hinzu, ihr Vater habe davon geſprochen, und hat nicht der Frondsberg Euch heute zugewinkt und Euch geehrt wie des Kaiſers Sohn, daß ſich jedermann darob verwunderte? Glaubt nur, es hat allemal etwas zu bedeuten, wenn ſolch ein Herr ſo freundlich iſt."

Georg war überraſcht von den richtigen Bemerkungen des ſchlichten Bauers; er entſann ſich auch, daß Mariens Vater tief in die Geheimniſſe der Bundesoberſten eingedrungen ſey und vielleicht etwas erfahren habe, was ſich zunächſt auf ihn beziehe. Aber er mochte ſinnen wie er wollte, ſo konnte er doch nichts finden, was zu dieſer geheimnißvollen Warnung Mariens gepaßt hätte. Mit Mühe riß er ſich aus dieſem Gewebe von Vermuthungen, indem er den Boten fragte, wie er ihn ſo ſchnell gefunden habe?

„Dies wäre ohne Frondsberg ſo bald nicht geſchehen," antwortete er; „ich ſollte Euch bei Herrn Dieterich

von Kraft aufſuchen. Wie ich aber die Straße herein-ging, da ſah man viel Volk auf den Wieſen. Ich dachte, eine halbe Stunde mache nichts aus, und ſtellte mich auch hin, um das Fußvolk zu betrachten. Wahrlich, der Frondsberg hat es weit gebracht! — Nun da war mir's, als hörte ich nahe bei mir Euren Namen nennen, ich ſah mich um, es waren drei alte Männer, die ſprachen von Euch und deuteten auf Euch hin; ich aber merkte mir Eure Geſtalt und folgte Euren Schritten, und weil ich meiner Sache doch nicht ganz gewiß war, ſo gab ich Euch das Räthſel von Sturm und Licht auf."

„Das haſt Du klug gemacht," ſagte Georg lächelnd; „aber komm in mein Haus, daß man Dir etwas zu eſſen reiche; wann kehrſt Du wieder heim?"

Hans bedachte ſich eine Weile, endlich aber ſagte er, indem ein ſchlaues Lächeln um ſeinen Mund zog: „Nichts für ungut, Junker, aber ich habe dem Fräulein verſprechen müſſen, nicht eher von Euch zu weichen, als bis Ihr dem bündiſchen Heer Valet geſagt habt."

„Und dann?" fragte Georg.

„Und dann gehe ich ſtracks nach Lichtenſtein und bringe ihr die gute Nachricht von Euch; wie wird ſie ſich ſehnen! alle Tage ſteht ſie wohl im Gärtchen auf dem Felſen und ſieht ins Thal hinab, ob der alte Hans noch nicht kommt!"

„Die Freude ſoll ihr bald werden," antwortete Georg, „vielleicht reite ich ſchon morgen, und dann ſchreibe ich vorher noch ein Brieflein."

„Aber greifet es doch klug an," ſagte der Bote, „das Pergament darf nicht breiter ſeyn, als jenes, das

ich brachte. Denn ich muß es wieder im Kniegürtel verſtecken. Man weiß nicht, was einem in ſo unruhiger Zeit begegnen kann, und dort ſucht es niemand."

„Es ſey ſo," antwortete Georg, indem er aufſtand. „Für jetzt lebe wohl; um Mittag komme zu Herrn von Kraft, nicht weit vom Münſter. Gib Dich für meinen Landsmann aus Franken aus, denn die Ulmer ſind den Würtembergern nicht grün."

„Sorgt nicht, Ihr ſollt zufrieden ſeyn," rief Hans dem Scheidenden zu. Er ſah dem ſchlanken Jüngling nach und geſtand ſich, daß das holde Pflegkind ſeiner Schweſter keine üble Wahl getroffen habe, wenn auch die roſigen Wangen des Kindes bei der erſten Liebe der Jungfrau etwas von ihren blühenden Farben verloren hatten.

IX.

Was unter dieſer Sonne kann es geben,
Das ich nicht hinzuopfern eilen will,
Wenn Sie es wünſchen? — Fliehen Sie!

Schiller.

Georg war es anfangs bange, wie ſich ſein neuer Bekannter in dem Kraftiſchen Hauſe benehmen werde. Er fürchtete nicht ohne Grund, jener möchte ſich durch ſeine Mundart, durch unbedachte Aeußerungen verrathen, was ihm höchſt unangenehm geweſen wäre; denn, je feſter er bei ſich beſchloſſen hatte, das Bundesheer in den nächſten Tagen zu verlaſſen, um ſo weniger wollte er in Verdacht gerathen, in Verbindung mit Würtemberg zu

ſtehen. Konnte und durfte er ja doch im ſchlimmen Falle, wenn der Bote entdeckt wurde, wenn er bekannte, an ihn geſchickt worden zu ſeyn, die Geliebte nicht verrathen. Er wollte umkehren und den Mann aufſuchen, ihn bitten, ſich ſo bald als möglich zu entfernen, aber als er bedachte, daß dieſer ſchon längſt von dem Platz ihrer Unterredung ſich entfernt haben müſſe, daß er indeß zu Kraft kommen könne, ſchien es ihm gerathener, dahin vorauszueilen, um jenem dort die nöthigen Winke zu geben und ihn vor Unvorſichtigkeit zu warnen.

Und doch, wenn er ſich das kühne Auge, die kluge, verſchlagene Miene des Mannes ins Gedächtniß rief, glaubte er hoffen zu dürfen, daß Marie, obgleich ihr keine große Wahl übrig blieb, keinem unſicheren Mann dieſe Botſchaft anvertraut habe.

Und wirklich traute er ſeinem Auge, ſeinem Ohr kaum, als ihm um Mittag ein Landsmann aus Franken gemeldet und ſein Liebesbote hereingeführt ward. Welche Gewalt mußte dieſer Menſch über ſich haben! Es war derſelbe, und doch ſchien er ein ganz anderer. Er ging gebückt, die Arme hingen ſchlaff an dem Körper herab, ſelten ſchlug er die Augen auf, ſein Geſicht hatte einen Ausdruck von Blödigkeit, der Georg ein unwillkürliches Lächeln abnöthigte. Und als er dann zu ſprechen anfing, als er ihn in fränkiſcher Mundart begrüßte, und mit der geläufigen Zunge eines gebornen Franken dem Herrn von Kraft auf ſeine mancherlei Fragen antwortete, da kam er in Verſuchung, an übernatürliche Dinge zu glauben, die Märchen ſeiner Kindheit ſtiegen in ſeinem Gedächtniſſe auf, wo ein freundlicher Zauberer oder eine

huldreiche Fee in allerlei Geſtalten dem Dienſt zweier Liebenden ſich widmet und ſie glücklich mitten durch das feindſelige Schickſal hindurchführt.

Der Zauber war zwar bald gelöst, als er mit dem Boten auf ſeinem Zimmer allein war, und ihn der gute Schwabe von ſeiner Perſönlichkeit verſicherte; aber doch konnte er ihm ſeine Bewunderung nicht verſagen über die Rolle, die er ſo gut geſpielt.

„Glaubt deßhalb nicht minder an meine Ehrlichkeit," antwortete der Bauer, „man wird oft genöthigt von Jugend auf durch ſolche Künſte ſich fortzuhelfen, ſie ſchaden keinem und thun doch dem gut, der ſie kann."

Georg verſicherte, ihm nicht minder zu trauen als vorher, der Bote aber bat dringend, er möchte doch jetzt auch auf ſeine Abreiſe denken, er möchte bedenken, wie ſehr ſich das Fränlein nach dieſer Nachricht ſehne, daß er nicht früher heimkehren dürfe, als bis er dieſe Gewißheit bringen könne.

Georg antwortete ihm, daß er nur noch den Abmarſch des Bundesheeres abwarten wolle, um in ſeine Heimath zurückzukehren.

„O, da braucht Ihr nicht mehr lange zu warten," antwortete der Bote; „wenn ſie morgen nicht aufbrechen, ſo iſt es übermorgen, denn das Land iſt offen bis ins Herz hinein. Ich darf Euch trauen, Junker, darum ſag' ich Euch dies."

„Iſt es denn wahr, daß die Schweizer abgezogen ſind?" fragte Georg, „und daß der Herzog keine Feldſchlacht mehr liefern kann?"

Der Bote warf einen lauernden Blick im Zimmer umher, öffnete behutſam die Thüre, und als er ſah, daß kein Lauſcher in der Nähe ſey, begann er:

„Herr! ich war bei einem Auftritt, den ich nie vergeſſe, und wenn ich neunzig Jahre alt werde! Schon unterwegs waren mir auf der Alb große Schaaren der heimziehenden Schweizer begegnet; ihre Räthe und Landammänner hatten ſie heimgerufen; bei Blaubeuren ſtanden aber noch über achttauſend Mann, jedoch lauter gute Würtemberger und nichts andres drunter.

„Und der Herzog," unterbrach ihn Georg, „wo war denn dieſer?"

„Der Herzog hatte in Kirchheim zum letztenmal mit den Schweizern unterhandelt, aber ſie zogen ab, weil er ſie nicht bezahlen konnte.[16] Da kam er gen Blaubeuren, wo ſich ſein Landvolk gelagert hatte. Geſtern Morgen wurde durch Trommelſchlag bekannt gemacht, daß ſich bis neun Uhr alles Volk auf den Kloſterwieſen einſtellen ſolle. Es waren viele Männer, die dort verſammelt waren, aber jeder dachte ein und daſſelbe. Seht, Junker! der Herzog Ulerich iſt ein geſtrenger Herr und weiß den Bauer nicht für ſich zu gewinnen. Die Steuern ſind hart, der Jagdfrevel iſt ſcharf und grauſam, am Hof aber wird verpraßt, was man uns genommen hat. Aber wenn ein ſolcher Herr im Unglück iſt, da iſt es gleich ein anderes Ding. Jetzt fiel uns Allen nur ein, daß er ein tapferer Mann und unſer unglücklicher Herzog ſey, dem man das Land mit Gewalt entreißen wollte. Es ging ein Gemurmel unter uns, der Herzog wolle eine Schlacht liefern, und jeder drückte das Schwert feſter in der Hand,

grimmig ſchüttelten ſie ihre Speere und riefen den Bündlern Verwünſchungen zu. Da kam der Herzog. —"

„Du ſahſt den Herzog, Du kennſt ihn?" rief Georg neugierig. „O ſprich, wie ſieht er aus?"

„Ob ich ihn kenne?" ſagte der Bote mit ſonderbarem Lächeln, „wahrhaftig, ich ſah ihn, als es ihm nicht wohl war, mich zu ſehen; der Herr iſt noch ein junger Mann, wenn es viel iſt, iſt er zweiunddreißig Jahr. Er iſt ſtattlich und kräftig, und man ſieht ihm an, daß er die Waffen zu führen weiß. Augen hat er wie Feuer, und es lebt keiner, der ihm lange hineinſchaute. — Der Herzog trat in den Kreis, den das bewaffnete Volk geſchloſſen hatte, und es war Todtenſtille unter den vielen Menſchen. Mit vernehmlicher Stimme ſprach er, daß er ſich, alſo verlaſſen, nimmer zu helfen wüßte.[17] Diejenigen, worauf er gehofft, ſeyen ihm benommen, ſeinen Feinden ſey er ein Spott; denn ohne die Schweizer könne er keine Schlacht wagen. Da trat ein alter, eisgrauer Mann hervor, der ſprach: „Herr Herzog! habt Ihr unſern Arm ſchon verſucht, daß Ihr die Hoffnung aufgebt? ſchaut, dieſe Alle wollen für Euch bluten; ich habe Euch auch meine vier Buben mitgebracht, hat jeder einen Spieß und ein Meſſer, und ſo ſind hier viele Tauſend; ſeyd Ihr des Landes ſo müde, daß Ihr uns verſchmäht?" Da brach dem Ulerich das Herz; er wiſchte ſich Thränen aus dem Auge und bot dem Alten ſeine Hand. „Ich zweifle nicht an Eurem Muth," ſprach er mit lauter Stimme. „Aber wir ſind unſerer zu wenig, ſo daß wir nur ſterben können, aber nicht ſiegen. Geht nach Haus, Ihr guten Leute, und bleibet mir treu. Ich muß mein

Land verlaſſen und im bittern Elend ſeyn. Aber mit Gottes Hülfe hoffe ich auch wieder herein zu kommen.“ So ſprach der Herzog, unſere Leute aber weinten und knirſchten mit den Zähnen und zogen ab in Trauer und Unmuth.“[18]

„Und der Herzog?“ fragte Georg.

„Von Blaubeuren iſt er weggeritten, wohin weiß man nicht. In den Schlöſſern aber liegt die Ritterſchaft, ſie zu vertheidigen, bis der Herzog vielleicht andere Hülfe bekommt.“ —

Der alte Johann unterbrach hier den Boten und meldete, daß der Junker auf zwei Uhr in den Kriegsrath beſchieden ſey, der in Frondsbergs Quartier gehalten werde; Georg war nicht wenig erſtaunt über dieſe Nachricht; was konnte man von ihm im Kriegsrath wollen? Sollte Frondsberg ſchon ein Mittel gefunden haben, ihn zu empfehlen?

„Nehmt Euch in Acht, Junker,“ ſprach der Bote, als der alte Johann das Gemach verlaſſen hatte, „und bedenkt das Verſprechen, das Ihr dem Fräulein gegeben; vor Allem erinnert Euch, was ſie Euch ſagen ließ: Ihr ſollt Euch hüten, weil man etwas mit Euch vorhabe. Mir aber erlaubt, als Euer Diener in dieſem Haus zu bleiben; ich kann Euer Pferd beſorgen und bin zu jedem Dienſt erbötig.“

Georg nahm das Anerbieten des treuen Mannes mit Dank an, und Hans trat auch ſogleich in ſeinen Dienſt, denn er band ſeinem jungen Herrn das Schwert um und ſetzte ihm das Barrett zurecht. Er bat ihn noch unter der Thüre, ſeines Schwures und jener Warnung eingedenk zu ſeyn.

Dem unbegreiflichen Ruf in den Kriegsrath und der sonderbar zutreffenden Warnung Mariens nachsinnend, ging Georg dem bezeichneten Hause zu; man wies ihn dort eine breite Wendeltreppe hinan, wo er in dem ersten Zimmer rechts die Kriegsobersten versammelt finden sollte. Aber der Eingang in dieses Heiligthum ward ihm nicht so bald verstattet; ein alter bärtiger Kriegsmann fragte, als er die Thüre öffnen wollte, nach seinem Begehr, und gab ihm den schlechten Trost, es könne höchstens noch eine halbe Stunde dauern, bis er vorgelassen werde; zugleich ergriff er die Hand des jungen Mannes und führte ihn einen schmalen Gang hindurch, nach einem kleinen Gemach, wo er sich einstweilen gedulden sollte.

Wer je in besorgter Erwartung einsam und allein auf der Marterbank eines Vorzimmers saß, der kennt die Qual, die Georg in jener Stunde auszustehen hatte. Das ungeduldige Herz pocht der Entscheidung entgegen, alle Nerven sind gespannt, das Auge möchte die Thüre durchbohren, das Ohr schärft sich, wenn in der Ferne eine Thüre knarrt, Schritte über den Hausgang rauschen oder undeutliche Stimmen im anstoßenden Zimmer lauter werden. Aber die Thüren haben umsonst getönt, die Schritte, immer näher und näher kommend, gehen vorüber, der ungleiche Ton der Stimmen sinkt zum Geflüster herab. Die Bretter des Fußbodens und die Fenster des Nachbarhauses sind bald gezählt, und schon wieder zeigt der helle Ton der Glocke eine umsonst verlebte halbe Stunde an. Das Ohr begleitet alle Glocken und Uhren der Stadt, bemerkt ihre hohen und tiefen Töne — auch

ſie haben ausgeſchlagen. Man ſteht auf, man macht einen Gang durch das enge Gemach, horch! da geht wieder eine Thüre, gewichtige Schritte kommen den Gang herauf, die Klinke der Thüre bewegt ſich nach ſo langer Zeit wieder.

„Georg von Frondsberg läßt Euch ſeinen Gruß vermelden,“ ſprach der alte Kriegsmann, der nach ſo langer Zeit wieder zu Georg kam, „es könne vielleicht noch eine Weile dauern; doch ſey dies ungewiß, darum ſollet Ihr hier bleiben. Er ſchickt Euch hier einen Krug Wein zum Veſpern.“

Der Diener ſetzte den Wein auf den breiten Fenſterſims des Zimmers, denn ein Tiſch war nicht vorhanden, und verließ das Gemach.

Georg ſah ihm ſtaunend nach; er hätte dies nicht für möglich gehalten; über eine Stunde war ſchon verſchwunden, und noch nicht? Er griff zu dem Wein, er war nicht übel; aber wie konnte ihm in ſeiner traurigen Einſamkeit das Glas munden?

Es iſt ein gewöhnlicher Fehler junger Leute in Georgs Jahren, daß ſie ſich für wichtiger halten als es ihre Stellung in der Welt eigentlich mit ſich bringt. Der gereiftere Mann wird eine Beeinträchtigung ſeiner Würde eher verſchmerzen oder wenigſtens ſein Mißfallen zurückhalten, während der Jüngling, empfindlicher über den Punkt der Ehre, leichter und ſchneller aufbraust. Kein Wunder daher, daß Georg, als er nach zwei tödtlich langen Stunden in den Kriegsrath abgeholt wurde, nicht in der beſten Laune war. Er folgte ſchweigend dem ergrauten Führer, der ihn hieher geleitet hatte, den langen Gang hin.

An der Thüre wandte ſich jener um und ſagte freundlich: „Verſchmäht den Rath eines alten Mannes nicht, Junker, und legt die trotzige, finſtere Miene ab; es thut nicht gut bei den geſtrengen Herren da drinnen.“

Georg war in dem Augenblick zu wenig Herr über ſich, als daß er den wohlgemeinten Rath hätte befolgen können; er dankte ihm durch einen Händedruck, ergriff dann raſch die gewaltige eiſerne Thürklinke, und die ſchwere eichene Zimmerthüre drehte ſich ächzend auf.

Um einen großen, ſchwerfälligen Tiſch ſaßen acht ältliche Männer, die den Kriegsrath des Bundes bildeten. Einige davon kannte Georg. Jörg Truchſes, Freiherr von Waldburg, nahm als Oberſt-Feldlieutenant den oberſten Platz an dem Tiſche ein, zu beiden Seiten von ihm ſaßen Frondsberg und Franz von Sickingen, von den Uebrigen kannte er keinen, als den alten Ludwig von Hutten; aber die Chronik hat uns ihre Namen treulich aufbewahrt, es ſaßen dort noch Chriſtoph Graf zu Ortenberg, Alban von Cloſen, Chriſtoph von Frauenberg und Diepolt von Stein, bejahrte, im Heere angeſehene Männer.

Georg war an der Thüre ſtehen geblieben, Frondsberg aber winkte ihm freundlich näher zu kommen. Er trat bis an den Tiſch und überſchaute nun mit dem freien kühnen Blick, der ihm ſo eigen war, die Verſammlung. Aber auch er wurde von den Verſammelten beobachtet, und es ſchien, als fänden ſie Gefallen an dem ſchönen, hochgewachſenen Jüngling, denn mancher Blick ruhte mit Wohlwollen auf ihm, einige nickten ihm ſogar freundlich zu.

Der Truchſes von Waldburg hob endlich an: Georg von Sturmfeder, wir haben uns ſagen laſſen, r ſeyet auf der Hochſchule in Tübingen geweſen; iſt n alſo?"

„Ja, Herr Ritter," antwortete Georg.

„Seyd Ihr in der Gegend von Tübingen genau kannt?" fuhr jener fort.

Georg erröthete bei dieſer Frage; er dachte an die liebte, die ja nur wenige Stunden von jener Stadt fernt, auf ihrem Lichtenſtein war; doch er faßte ſich ld und ſagte: „Ich kam zwar nicht viel auf die Jagd, ch habe ich ſonſt die Gegend wenig durchſtreift, doch ſie mir im Allgemeinen bekannt."

„Wir haben beſchloſſen," fuhr Truchſes fort, „einen eren Mann in jene Gegend zu ſchicken, auszukund= aften, was der Herzog von Würtemberg bei unſerem zug thun wird. Es ſoll auch über die Befeſtigung des chloſſes Tübingen, über die Stimmung des Landvolks jener Gegend genaue Nachricht eingezogen werden; n ſolcher Mann kann dem Würtemberger durch Klug= it und Liſt mehr Abbruch thun, als hundert Reiter, ld wir haben — Euch dazu auserſehen."

„Mich?" rief Georg voll Schrecken.

„Euch, Georg von Sturmfeder; zwar gehört Uebung ld Erfahrung zu einem ſolchen Geſchäft, aber was Euch ran abgeht, möge Euer Kopf erſetzen."

Man ſah dem Jüngling an, daß er einen heftigen ampf mit ſich kämpfte. Sein Geſicht war bleich, ſein uge ſtarr, ſeine Lippen feſt zuſammengeklemmt. Die Warnung Mariens war ihm jetzt auf einmal klar; aber

wie feſt er auch bei ſich beſchloß, den Antrag auszuſchlagen, wie erwünſcht beinahe dieſe Gelegenheit erſchien, um dem Bunde zu entſagen, ſo kam ihm die Entſcheidung doch zu überraſchend, er ſcheute ſich, vor den berühmten Männern ſeinen Entſchluß auszuſprechen.

Der Truchſes rückte ungeduldig auf ſeinem Stuhl hin und her, als der junge Mann ſo lange mit ſeiner Antwort zögerte: „Nun! wird's bald? warum beſinnt Ihr Euch ſo lange?“ rief er ihm zu.

„Verſchonet mich mit dieſem Auftrage,“ ſagte Georg nicht ohne Zagen; „ich kann, ich darf nicht.“

Die alten Männer ſahen ſich erſtaunt an, als trauten ſie ihren Ohren nicht. „Ihr dürft nicht? Ihr könnt nicht?“ wiederholte Truchſes langſam, und eine dunkle Röthe, der Verbote ſeines aufſteigenden Zornes, lagerte ſich auf ſeine Stirne und um ſeine Augen.

Georg ſah, daß er ſich in ſeinen Ausdrücken übereilt habe; er ſammelte ſich und ſprach mit freierem Muthe: „Ich habe Euch meine Dienſte angeboten, um ehrlich zu fechten, nicht aber um mich in Feindesland zu ſchleichen und hinterrücks nach ſeinen Gedanken zu ſpähen. Es iſt wahr, ich bin jung und unerfahren, aber ſo viel weiß ich doch, um mir von meinen Schritten Rechenſchaft geben zu können; und wer von Euch, der Vater eines Sohnes iſt, möchte ihm zu ſeiner erſten Waffenthat rathen, den Kundſchafter zu machen?“

Der Truchſes zog die dunkeln, buſchigen Augenbraunen zuſammen und ſchoß einen durchdringenden Blick auf den Jüngling, der ſo kühn war, anderer Meinung zu ſeyn als er. „Was fällt Euch ein, Junker!“

rief er, „Eure Reden helfen Euch jetzt zu nichts, es handelt ſich nicht darum, ob es ſich mit Eurem kindiſchen Gewiſſen verträgt, was wir Euch auftragen; es handelt ſich um Gehorſam, wir wollen es, und Ihr müßt!“

„Und ich will nicht!“ entgegnete ihm Georg mit feſter Stimme. Er fühlte, daß mit dem Zorn über Waldburgs beleidigenden Ton ſein Muth von Minute zu Minute wachſe, er wünſchte ſogar, der Truchſes möchte noch weiter in ſeinen Reden fortfahren, denn jetzt glaubte er ſich jeder Entſcheidung gewachſen.

„Ja freilich, freilich!“ lachte Waldburg in bitterm Grimm, „das Ding hat Gefahr, ſo allein in Feindesland herumzureiten. Ha! ha! da kommen die Junker von Habenichts und Binnichts und bieten mit großen Worten und erhabenen Geſichtern ihren Kopf und ihren tapfern Arm an, und wenn es drauf und dran kommt, wenn man etwas von ihnen haben will, ſo fehlt es an Herz. Doch Art läßt nicht von Art, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm — und wo nichts iſt, da hat der Kaiſer das Recht verloren.“

„Wenn dies eine Beleidigung für meinen Vater ſeyn ſoll,“ antwortete Georg erbittert, „ſo ſitzen hier Leute, die ihm bezeugen können, daß er in ihrem Gedächtniſſe als ein Tapferer lebt. Ihr müßt viel gethan haben in der Welt, daß Ihr Euch herausnehmt, auf andere ſo tief herabzuſehen!“

„Soll ein ſolcher Milchbart mir vorſchreiben, was ich reden ſoll?“ unterbrach ihn Waldburg, „was braucht es da das lange Schwatzen; ich will wiſſen, Junkerlein,

ob Ihr morgen Euer Pferd ſatteln und Euch nach unſern Befehlen richten wollt oder nicht?"

„Herr Truchſes," antwortete Georg mit mehr Ruhe als er ſich ſelbſt zugetraut hatte, „Ihr habt durch Eure ſcharfen Reden nichts gezeigt, als daß Ihr wenig wißt, wie man mit einem Edelmann, der dem Bunde ſeine Dienſte anbot, wie man mit dem Sohn eines tapfern Vaters ſprechen müſſe. Ihr habt aber als Oberſter dieſes Rathes im Namen des Bundes zu mir geſprochen und mich ſo tief beleidigt, als ob ich Euer ärgſter Feind wäre; darum kann ich nichts thun, als, wie Ihr ſelbſt befehlt, mein Roß ſatteln, aber gewiß nicht zu Eurem Dienſt. Es iſt mir nicht länger Ehre, dieſen Fahnen zu folgen, nein, ich ſage mich los und ledig von Euch für immer; gehabt Euch wohl!"

Der junge Mann hatte mit Nachdruck und Feſtigkeit geſprochen, und wandte ſich, zu gehen.

„Georg," rief Frondsberg, indem er aufſprang, „Sohn meines Freundes! — "

„Nicht ſo raſch, Junker!" riefen die Uebrigen und warfen mißbilligende Blicke auf Waldburg; aber Georg war, ohne ſich umzuſehen, aus dem Gemach geſchritten, die eiſerne Klinke ſchlug klirrend ins Schloß und die gewaltigen Flügel der eichenen Pforte lagerten ſich zwiſchen ihn und den wohlmeinenden Nachruf der beſſer geſinnten Männer; ſie ſchieden Georg von Sturmfeder auf ewig von dem ſchwäbiſchen Bunde.

X.

O wenn die Nacht des Grames dich umſchlinget,
Mit ſchwerem Leid dein wundes Herz oft ringet,
Wenn nur der Stern, der nach der Sonne ſtehet,
Der Liebe Stern in dir nicht untergehet.

P. Conz.

Georg fühlte ſich leichter, als er auf ſeinem Zimmer über das Vorgefallene nachdachte. Jetzt war ja entſchieden, was zu entſcheiden er ſo lange gezögert hatte, entſchieden auf eine Weiſe, wie er ſie beſſer nicht hätte wünſchen können. So hatte er jetzt einen guten Grund, das Heer ſogleich zu verlaſſen, und der Oberſt-Feldlieutenant mußte die Schuld ſich ſelbſt beimeſſen.

Wie ſchnell hatte ſich doch alles in den vier Tagen gewendet; wie verſchieden waren die Geſinnungen, mit denen er in dieſe Stadt einzog, von denen, die ihn aus ihren Mauern hinaustrieben! Damals, als der Donner der Geſchütze, der feierliche Klang aller Glocken, die lockenden Töne der Trompeten ihn begrüßten, wie ſchlug da ſein Herz dem Kampf entgegen, um Marien zu verdienen! Und als er das erſte Mal vor jenen Frondsberg geführt wurde, wie erhebend war der Gedanke, unter den Augen dieſes Mannes zu ſtreiten, aus ſeinem Munde ſich Ruhm zu erwerben! — Und wie erkaltete bald darauf ſein Eifer, als der Bund in ſeinen Augen jenen Glanz verlor, mit welchem ihn ſeine jugendliche Phantaſie umgeben hatte; wie ſchämte er ſich, ſein Schwert für die zu ziehen, die nur von Eigennutz und Habgier getrieben, das ſchöne Land ſich zur Beute auserſehen hatten! Wie ſchrecklich war ihm der

Gedanke, Marie und die Ihrigen auf der feindlichen Seite zu wiſſen, treuergeben dem unglücklichen Fürſten, den auch er aus ſeinen Grenzen jagen helfen ſollte? Um eine ſolche Sache ſollte er jenes theure Herz brechen, das unter jedem Wechſel treu für ihn ſchlug? „Nein! du haſt es wohl mit mir gemeint,“ ſprach er, indem ſein Auge dem Strahl der Abendſonne, der durch die runden Scheiben hereinfiel, hinauf zu dem blauen Himmel folgte; „du haſt es wohl mit mir gemeint; was jedem andern, der heute an meiner Stelle ſtand, zum Verderben geweſen wäre, haſt du für mich zum Heil gelenkt!“ Jene Heiterkeit, die, ſeit er wußte, wie furchtbar ſich das Geſchick zwiſchen ihn und die Geliebte ſtellte, einem trüben Ernſt gewichen war, kehrte wieder auf ſeine Stirne, um ſeinen Mund zurück; er ſang ſich ein frohes Lied, wie in ſeinen frohesten Augenblicken. —

Erſtaunt betrachtete ihn der eintretende Herr von Kraft. „Nun, das iſt doch ſonderbar,“ ſagte er; „ich eile nach Haus, um meinen Gaſt in ſeinem gerechten Schmerz zu tröſten, und finde ihn ſo fröhlich wie nie; wie reime ich das zuſammen?“

„Habt Ihr noch nie gehört, Herr Dieterich,“ entgegnete Georg, der für gerathener hielt, ſeine Fröhlichkeit zu verbergen, „habt Ihr nie gehört, daß man auch aus Zorn lachen und im Schmerz ſingen kann?“

„Gehört hab' ich es ſchon, aber geſehen nie bis zu dieſem Augenblick,“ antwortete Kraft.

„Nun, und Ihr habt alſo auch ſchon von der verdrießlichen Geſchichte gehört?“ fragte Georg, „man erzählt es ſich gewiß ſchon auf allen Straßen?“

„O nein," antwortete der Rathsſchreiber, „man weiß nirgends etwas davon, man hätte ja zugleich Eure geheime Sendung nach Würtemberg damit ausposaunen müſſen. Nein, ich habe, Gott ſey Dank, ſo meine eigenen Quellen, und erfahre manches noch in der Stunde, wo es gethan oder geſprochen wurde. Aber nehmt mir's nicht übel, Ihr habt da einen dummen Streich gemacht!"

„So," antwortete Georg lächelnd, „und warum denn?"

„Bot ſich Euch nicht die ſchönſte Gelegenheit, Euch auszuzeichnen? Wem wären die Bundesoberſten mehr Dank ſchuldig, als —"

„Sagt es nur heraus," unterbrach ihn Georg, — „als dem Kundſchafter in des Feindes Rücken. Es iſt nur ſchade, daß mein Vater und die Ehre meines Namens mich vor und nicht hinter den Feind beſtimmt haben, es ſey denn, daß er vor mir fliehe."

„Dies ſind Bedenklichkeiten, die ich nicht bei Euch geſucht hätte; wahrlich, wenn ich ſo bekannt in jener Gegend wäre, wie ihr, man hätte es mir nicht zweimal ſagen dürfen."

„Ihr habt hier zu Land vielleicht andere Grundſätze über dieſen Punkt," ſagte Georg nicht ohne Spott, „als wir in unſerem Franken; das hätte Truchſes von Waldburg bedenken und einen Ulmer ſchicken ſollen."

„Ihr bringt mich da eben recht noch auf etwas anderes; der Oberſt-Feldlieutenant! wie habt Ihr ihn Euch ſo zum Feinde machen mögen? denn daß dieſer Euch das Geſchehene in ſeinem Leben nicht verzeiht, dürft Ihr gewiß ſeyn."

„Das iſt mein geringſter Kummer!“ antwortete Georg, „aber eines thut mir weh, daß ich den Uebermüthigen, der ſchon meinem Vater Böſes gethan, wo er konnte, nicht vor meine Klinge ſtellen und ihm zeigen kann, daß der Arm nicht ſo ganz zu verachten iſt, den er heute von ſich geſtoßen hat.“

„Um Gottes willen,“ fiel Kraft ein, „ſprecht nicht ſo laut, er könnte es hören; überhaupt müßt Ihr Euch ſehr zuſammen nehmen, wenn Ihr ferner im Heere unter ihm dienen wollt.“

„Ich will den Herrn Truchſes von meinem verhaßten Anblick bald befreien; ſo Gott will, habe ich die Sonne zum letzten Mal in Ulm untergehen ſehen.

„So wäre es wahr,“ fragte Herr von Kraft mit Staunen, „was man noch dazu ſetzte und was ich nicht glauben konnte: Georg von Sturmfeder will wegen dieſer Kleinigkeit unſere gute Sache verlaſſen?“

„Verletzung der Ehre iſt nirgends eine Kleinigkeit,“ antwortete Georg ernſt, „am wenigſten bei einem Stand wie der unſrige; was aber Eure gute Sache betrifft, ſo habe ich nachgerade eingeſehen, daß ich weder für eine gute Sache noch für eine gute Meinung, ſondern für ein paar große Herren und für ein paar Mauern voll Spießbürger mich ſchlagen ſollte.“

Der unangenehme Eindruck, den beſonders die letzten Worte auf den Rathsſchreiber machten, entging ihm nicht, er fuhr daher, indem er ſeine Hand ergriff und drückte, ruhiger fort: „Nehmt mir meine ſcharfen Worte nicht übel, mein freundlicher Wirth! weiß Gott, ich habe Euch nicht damit beleidigen wollen; aber aus Eurem

eigenen Munde habe ich die Geſinnungen und Zwecke der verſchiedenen Parteien in dieſem Heere erfahren; ſchreibt es Euch ſelbſt zu, wenn ich meinen eignen Weg einſchlage, da Ihr mir die Binde von den Augen genommen habt."

„Ihr habt ſo Unrecht gerade nicht, guter Junker! es wird bunt hergehen, wenn die Herren erſt das ſchöne Land da drüben unter ſich theilen. Aber da habe ich gedacht, es gehe ja in einem hin, Ihr könntet Euch auch Euer Scherflein dabei verdienen. Man ſagt, Ihr dürft es mir aber nicht übel nehmen, Euer Haus ſey etwas herabgekommen, da meinte ich — "

„Nichts davon!" fiel Georg raſch ein, gerührt von der Gutmüthigkeit ſeines Gaſtfreundes; „das Haus meiner Väter zerfällt, unſere Thore hängen auf gebrochenen Angeln, auf der Zugbrücke wächst Moos und auf dem hohen Wartthurm hauſen Eulen. In fünfzig Jahren ſteht vielleicht noch ein Thurm oder ein Mäuerchen und erinnert den Wanderer, daß hier einſt ein ritterliches Geſchlecht hauste. Aber wenn auch die morſchen Mauern über mir zuſammenſtürzen und den letzten meines Stammes unter ihren Trümmern begraben, niemand ſoll von mir ſagen: ich habe für ungerechtes Gut das Schwert meines Vaters gezogen."

„Jeder nach ſeiner Weiſe;" antwortete Dieterich, „es klingt dies alles recht ſchön, aber ich für meinen Theil würde mir ſchon etwas gefallen laſſen, um mein Haus anſtändig und wohnlich wieder herzuſtellen. — Möget Ihr übrigens Euern Entſchluß ändern oder nicht, auf jeden Fall hoffe ich, werdet Ihr es Euch noch einige Tage bei mir gefallen laſſen."

„Ich erkenne Eure Güte,“ antwortete Georg, „aber Ihr ſeht, daß ich unter den gegenwärtigen Umſtänden nichts mehr in dieſer Stadt zu thun habe. Ich gedenke mit Anbruch des Morgens zu reiten.“

„Nun, und kann man Euch Grüße mitgeben?“ ſagte der Rathsſchreiber mit überaus ſchlauem Lächeln; „Ihr reitet doch den nächſten Weg nach Lichtenſtein?“

Der junge Mann erröthete bis in die Stirne hinauf. Es war zwiſchen ihm und ſeinem Gaſtfreund ſeit Mariens Abreiſe dieſer Gegenſtand noch nicht zur Sprache gekommen, um ſo mehr überraſchte ihn jetzt die ſchlaue Frage ſeines Gaſtfreundes. „Ich ſehe,“ ſagte er, „daß Ihr mich noch immer falſch verſtehet. Ihr glaubet, ich habe dem Bunde nur deßwegen den Rücken zugewandt, um mich an die Feinde anzuſchließen? Wie mögt Ihr nur ſo ſchlimm von mir denken!“

„Ach, geht mir doch!“ entgegnete der kluge Rathsſchreiber, „niemand anders als mein reizendes Bäschen hat Euch von uns abwendig gemacht. Ihr hättet wohl zu allem, was der Bund gethan, ein Auge zugedrückt, wenn der alte Lichtenſtein auch mitgemacht hätte; nun er auf der andern Seite ſteht, glaubt Ihr auch ſchnell umſatteln zu müſſen!“

Georg mochte ſich vertheidigen wie er wollte, der Rathsſchreiber war zu feſt von ſeiner eigenen Klugheit überzeugt, als daß er ſich dieſe Meinung hätte ausreden laſſen. Er fand dieſen Schritt auch ganz natürlich und ſah nichts böſes oder unehrliches darin. Mit einem herzlichen Gruß an die Baſe in Lichtenſtein verließ er das Zimmer ſeines Gaſtes. Doch auf der Schwelle

wandte er ſich noch einmal um. „Faſt hätte ich das Wichtigſte vergeſſen,“ ſagte er; „ich begegnete Georg von Frondsberg auf der Straße; er läßt euch bitten, heute Abend noch zu ihm in ſein Haus zu kommen.“

Georg hatte ſich zwar ſelbſt vorgeſtellt, daß ihn Frondsberg nicht ohne Abſchied werde ziehen laſſen, und doch war ihm bange vor dem Anblick dieſes Mannes, der es ſo gut mit ihm gemeint und deſſen freundliche Plane er ſo ſchnell durchkreuzt hatte. Er ſchnallte unter den Gedanken an dieſen ſchweren Gang ſein Schwert um und wollte eben ſeinen Mantel zurecht legen, als ein ſonderbares Geräuſch von der Treppe her ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Schwere Tritte vieler Menſchen näherten ſich ſeiner Thüre, er glaubte Schwerter und Hellebarden auf dem Eſtrich ſeines Vorſaals klirren zu hören. Er machte ſchnell einige Schritte gegen die Thüre, um ſich von dem Grund ſeiner Vermuthung zu überzeugen.

Aber noch ehe er die Thüre erreicht hatte, ging dieſe auf; das matte Licht einiger Kerzen ließ ihn mehrere bewaffnete Kriegsknechte ſehen, die ſeine Thüre umſtellt hatten. Jener alte Kriegsmann, der ihn heute vor dem Kriegsrath empfangen hatte, trat aus ihrer Mitte hervor.

„Georg von Sturmfeder!“ ſprach er zu dem Jüngling, der mit Staunen zurücktrat, „ich nehme Euch auf Befehl eines hohen Bundesrathes gefangen.“

„Mich? gefangen?“ rief Georg mit Schrecken. „Warum? weſſen beſchuldigt man mich denn?“

„Das iſt nicht meine Sache,“ antwortete der Alte mürriſch, „doch wird man Euch vermuthlich nicht lange

in Ungewißheit laſſen. Jetzt aber ſeyd ſo gut und reicht mir Euer Schwert und folget mir auf das Rathhaus."

„Wie? Euch ſoll ich mein Schwert geben?" entgegnete der junge Mann mit dem Zorn beleidigten Stolzes; „wer ſeyd Ihr, daß Ihr mir meine Waffen abfordern könnet? da muß der Rath ganz andere Leute ſchicken als Euch, ſo viel verſtehe ich auch von Eurem Handwerk!"

„Um Gottes Willen, gebt doch nach!" rief der Rathsſchreiber, der ſich bleich und verſtört an ſeine Seite gedrängt hatte; „gebt nach! Widerſtand kann Euch wenig nützen; Ihr habt es mit dem Truchſes zu thun," flüſterte er heimlicher; „das iſt ein böſer Feind, bringt ihn nicht noch ärger gegen Euch auf."

Der alte Kriegsmann unterbrach die Einflüſterungen des Rathsſchreibers. „Es iſt wahrſcheinlich das erſte Mal, Junker," ſagte er, „daß Ihr in Haft genommen werdet, deßwegen verzeihe ich Euch gern die unziemlichen Worte gegen einen Mann, der oft in einem Zelt mit Eurem Vater ſchlief. Euer Schwert mögt Ihr immerhin behalten; ich kenne dieſen Griff und dieſe Scheide und habe den Stahl, den ſie verſchließt, manchen rühmlichen Kampf ausfechten ſehen. Es iſt löblich, daß Ihr viel darauf haltet und es nicht in jede Hand kommen laſſen möget. Aber aufs Rathhaus müßt Ihr mit, denn es wäre thöricht, wenn Ihr der Gewalt Trotz bieten wolltet."

Der Jüngling, dem Alles wie ein Traum erſchien, ergab ſich ſchweigend in ſein Schickſal; er trug dem Rathſchreiber heimlich auf, zu Frondsberg zu gehen und

dieſen von ſeiner Gefangenſchaft zu unterrichten. Er wickelte ſich tiefer in ſeinen Mantel, um auf der Straße bei dieſem unangenehmen Gang nicht erkannt zu werden, und folgte dem ergrauten Führer und ſeinen Landsknechten.

XI.

Die Eiſenthür geht auf, des Kerkers ſchwarze Wand
Erhellt ein blaſſer Schein, er höret jemand gehen
Und ſtemmt ſich auf, und ſieht —

Wieland.

Der Trupp, den Gefangenen in der Mitte, bewegte ſich ſchweigend dem Rathhaus zu. Nur eine einzige Fackel leuchtete ihnen voran, und Georg dankte dem Himmel, daß ſie nur ſparſame Helle verbreitete; denn er glaubte, alle Menſchen, die ihm begegneten, müßten es ihm anſehen, daß er ins Gefängniß geführt werde. Nächſt dieſem beſchäftigte ihn unterwegs vorzüglich ein Gedanke: es war das erſte Mal in ſeinem Leben, daß er in ein Gefängniß geführt wurde, er dachte daher nicht ohne Grauen an einen feuchten, unreinlichen Kerker; das Burgverließ in ſeinem alten Schloſſe, das er als Knabe einmal beſucht hatte, kam ihm immer vor das Auge; er war einigemal im Begriff, ſeinen Führer darüber zu befragen, doch drängte der Gedanke, man möchte es für kindiſche Furcht anſehen, ſeine Frage immer wieder zurück.

Nicht wenig war er daher überraſcht, als man ihn in ein geräumiges, ſchönes Zimmer führte, das zwar nicht ſehr wohnlich ausſah, denn es enthielt nur eine

leere Bettſtelle und einen ungeheuern Kamin, aber in Vergleichung mit den Bildern ſeiner Phantaſie eher einem Prunkgemach als einem Gefängniß glich. Der alte Kriegsmann wünſchte dem Gefangenen gute Nacht und zog ſich mit ſeinen Knechten zurück; ein kleiner, hagerer, ältlicher Mann trat ein; der große Schlüſſelbund, welcher an ſeiner Seite hing und jeden ſeiner Schritte wie mit Kettengeraſſel bezeichnete, gab ihn als den Rathhausdiener oder Schließer kund. Er legte ſchweigend einige große Scheite Holz ins Kamin, und bald loderte ein behagliches Feuer auf, das dem jungen Mann in der kalten Märznacht ſehr zu Statten kam. Auf die Bretter der breiten, leeren Bettſtelle breitete der Schließer eine große, wollene Decke, und das erſte Wort, das Georg aus ſeinem Munde hörte, war die freundliche Einladung an den Gefangenen, ſichs bequem zu machen. Die harten Bretchen, nur mit einer dünnen Decke überlegt, mochten nun freilich nicht ſehr einladend ausſehen, doch lobte Georg die Bemühungen des Alten und ſein Gefängniß.

„Das iſt halt die Ritterhaft;“ belehrte ihn der Schließer, „die für den gemeinen Mann iſt unter der Erde und nicht ſo ſchön, doch dafür deſto beſuchter.“

„Hier war wohl ſeit langer Zeit niemand?“ fragte Georg, indem er das öde Gemach muſterte.

„Der letzte war vor ſieben Jahren ein Herr von Berger, er iſt in jenem Bett verſchieden; Gott ſey ſeiner armen Seele gnädig! Es ſchien ihm aber hier zu gefallen, denn er iſt ſchon in mancher Mitternacht aus ſeinem Grab herauf geſtiegen, um ſein altes Zimmer zu beſuchen.“

„Wie?“ ſagte Georg lächelnd, „hieher ſoll er ſich nach ſeinem Tode noch bemüht haben?“

Der Schließer warf einen ſcheuen Blick in die Ecken des Zimmers, die von dem unruhigen Flackern des Kaminfeuers kaum erhellt, ſich bald vor-, bald zurückzudrängen ſchienen; er legte das Holz zurecht und brummte: „man ſpricht ſo mancherlei.“

„Und auf jener Decke iſt er verſchieden?“ rief Georg, den bei allem jugendlichen Muth doch ein unwillkürlicher Schauder überlief.

„Ja, Herr!“ flüſterte der Schließer leiſe, „dort auf jener Decke iſt er abgefahren; Gott gebe, daß es nicht tiefer als ins Fegfeuer ging! Wir nennen deßwegen die Decke nur das Leichentuch, das Zimmer aber heißt des Ritters Todtenkammer!“ Mit leiſen Schritten, als fürchte er, durch jeden Laut den Todten zu erwecken, ſchlich er aus dem Gemach, deſto vernehmlicher rauſchten außen ſeine Schlüſſel in dem Thürſchloß, als feierten ſie ſeinen Triumph, einem gräulichen Spuk entflohen zu ſeyn.

„Alſo auf dem Leichentuch in des Ritters Todtenkammer!“ dachte Georg und fühlte, wie ſein Herz lauter pochte. Man hatte zwar damals das menſchliche Gemüth noch nicht wie in unſern Tagen durch eigene Geſpenſter- und Schauerbücher für das Grauenhafte empfänglich gemacht; doch hatten Ammen und alte Knechte hinlänglich dafür geſorgt, den Geiſt des Junkers Georg mit dieſem reichlich wuchernden Unkraut anzupflanzen.

Er war daher unſchlüſſig, ob er ſich auf das Leichentuch legen ſollte oder nicht? Aber er ſah keinen

Stuhl, keine Bank in der ganzen Todtenkammer, der Boden, mit Backsteinen zierlich ausgelegt, war noch kälter als das kalte, feuchte Leichentuch; er begann sich dieser Untersuchungen, dieses Zögerns zu schämen, und bald nahm ihn das gastliche Lager des Verstorbenen auf.

Auch das härteste Lager ist weich für den, der mit gutem Gewissen zur Ruhe geht. Georg hatte sein Nachtgebet gesprochen und war bald entschlummert. Aber aus dem Leichentuch stiegen wunderliche Träume auf und lagerten sich bange über den jungen Mann; er sah deutlich, wie der alte Schließer zu dem Schlüsselloch hereinguckte und sich segnete, daß er auf der andern Seite der Thüre stehe, denn in der Todtenkammer begann es recht unheimlich zu werden. Es fing an, wunderlich umher zu rauschen, auf den Backsteinen schlurften alte Sohlen in häßlichen Tönen; Georg glaubte zu träumen, er ermannte sich, er horchte, er horchte wieder, aber es war keine Täuschung; schwere Tritte tönten im Gemach. Jetzt wurde das Feuer heller angeschürt; der ungewisse Schein der Flamme spielte um eine große, dunkle Gestalt; sie bewegte sich, der Weg vom Kamin zum Bette war gar nicht weit. Die Schritte kommen näher, das Leichentuch wird angefaßt und geschüttelt; Georg, von unabwendbarer Furcht befallen, drückt die Augen zu, aber als die Decke gerade neben seinem Haupte gefaßt wurde, als eine kalte, schwere Hand sich auf seine Stirne legte, da riß er sich los aus seiner Angst, er sprang auf und maß mit ungewissen Blicken jene dunkle Gestalt, die jetzt dicht vor ihm stand; hell flackerten die Flammen

im Kamine, ſie beleuchteten die wohlbekannten Züge Georgs von Frondsberg.

„Ihr ſeyd es, Herr Feldhauptmann?“ rief Georg, indem er freier athmete und ſeinen Mantel zurecht legte, um den Ritter nach Würde zu empfangen.

„Bleibt, bleibt,“ ſagte jener und drückte ihn ſanft auf ſein Lager nieder; ich ſetze mich zu Euch auf das Bett und wir plaudern noch ein Halbſtündchen, denn es iſt auf allen Glocken erſt neun Uhr, und in Ulm ſchläft noch niemand, als dieſer Sprudelkopf, dem man zur Abkühlung heute Nacht recht hart gebettet hat.“ Er faßte Georgs Hand, und ſetzte ſich zu ſeinen Füßen auf das Bett.

„O, wie kann ich dieſe milde Nachſicht verdienen!“ ſprach Georg, „ſtehe ich nicht in Euren Augen als ein Undankbarer da, der Euer Wohlwollen zurückſtößt, und was Ihr gütig für ihn angeſponnen, mit rauher Hand zerreißt?“

„Nein, mein junger Freund!“ antwortete der freundliche Mann, „Du ſtehſt vor meinen Augen als der ächte Sohn deines Vaters; gerade ſo ſchnell fertig mit Lob und Tadel, mit Entſchluß und Rede war er; daß er ein Ehrenmann dabei war, weiß ich wohl, aber ich weiß auch, wie unglücklich ihn ſein ſchnelles Aufbrauſen, ſein Trotz, den er für Feſtigkeit ausgab, machten.“

„Aber ſagt ſelbſt, edler Herr!“ entgegnete Georg, „konnte ich heute anders handeln? Hatte mich nicht der Truchſes aufs Aeußerſte gebracht?“

„Du konnteſt anders handeln, wenn Du die Weiſe und Art dieſes Mannes beachteteſt, welche ſich Dir

letzthin ſchon kund gab. Auch hätteſt Du denken können, daß Leute genug da waren, die Dir kein Unrecht geſchehen ließen. Du aber ſchütteteſt das Kind mit dem Bade aus, und liefſt weg.“

„Das Alter ſoll kälter machen,“ erwiederte der junge Mann, „aber in der Jugend hat man heißes Blut; ich kann alles ertragen, Härte und Strenge, wenn ſie gerecht ſind und meine Ehre nicht kränken. Aber kalter Spott, Hohn über das Unglück meines Hauſes kann mich zum wüthenden Wolf machen. Wie kann ein ſo hoher Mann nur Freude daran haben, einen ſo zu quälen?“

„Auf dieſe Art äußert ſich immer ſein Zorn,“ belehrte ihn Frondsberg; je kälter und ſchärfer er aber von außen iſt, deſto heißer kocht in ihm die Wuth. Er war es, der auf den Gedanken kam, Dich nach Tübingen zu ſenden, theils weil er ſonſt keinen wußte, theils auch, um das Unrecht, das er Dir angethan, wieder gut zu machen. Denn in ſeinem Sinne war dieſe Sendung höchſt ehrenvoll. Du aber haſt ihn durch Deine Weigerung gekränkt und vor dem Kriegsrath beſchämt.“

„Wie?“ rief Georg, „der Truchſes hat mich vorgeſchlagen? So kam alſo jene Sendung nicht von Euch?“

„Nein,“ gab ihm der Feldhauptmann mit geheimnißvollem Lächeln zur Antwort; „nein! ich habe ihm ſogar mit aller Mühe abgerathen, Dich zu ſenden; aber es half nichts, denn die wahren Gründe konnte ich ihm doch nicht ſagen. Ich wußte, ehe Du eintratſt, daß Du Dich weigern würdeſt, dies Amt anzunehmen. — Nun,

reiße doch die Augen nicht ſo auf, als wollteſt Du mir durch das lederne Koller ins Herz hinein ſchauen. Ich weiß allerlei Geſchichten von meinem jungen Trotzkopf da!"

Georg ſchlug verwirrt die Augen nieder. „So kamen Euch die Gründe nicht genügend vor, die ich angab?" ſagte er; was wollt ihr denn ſo Geheimnißvolles von mir wiſſen?"

„Geheimnißvoll? nun ſo gar geheimnißvoll iſt es gerade nicht; denn merke für die Zukunft: wenn man nicht verrathen ſeyn will, ſo muß man weder bei Abendtänzen ſich geberden, wie einer, der vom Sankt Veitstanz befallen iſt, noch Nachmittags um drei Uhr zu ſchönen Mädchen gehen. Ja, mein Sohn, ich weiß allerlei," ſetzte er hinzu, indem er lächelnd mit dem Finger drohte, „ich weiß auch, daß dieſes ungeſtüme Herz gut würtembergiſch iſt."

Georg erröthete, und vermochte den lauernden Blick des Ritters nicht auszuhalten. „Würtembergiſch?" entgegnete er, nachdem er ſich mit Mühe gefaßt hatte, „da thut Ihr mir unrecht; nicht mit Euch zu Feld ziehen zu wollen, heißt noch nicht, ſich an den Feind anſchließen; gewiß, ich ſchwöre Euch — "

„Schwöre nicht!" fiel ihm Frondsberg raſch ins Wort, „ein Eid iſt ein leichtes Wort, aber es iſt doch eine drückend ſchwere Kette, die man bricht oder von der man zerbrochen wird. Was Du thun wirſt, das wird ſo ſeyn, daß es ſich mit Deiner Ehre verträgt. Nur Eines mußt Du dem Bunde an Eidesſtatt geloben, und dann erſt wirſt Du Deiner Haft entlaſſen: in den nächſten vierzehn Tagen nicht gegen uns zu kämpfen."

„So legt Ihr mir alſo dennoch falſche Geſinnungen unter?“ ſprach Georg bewegt; „das hätte ich nicht gedacht! und wie unnöthig iſt dieſer Schwur! Für wen und mit wem ſollte ich denn auf jener Seite kämpfen? Die Schweizer ſind abgezogen, das Landvolk hat ſich zerſtreut, die Ritterſchaft liegt in den Feſtungen und wird ſich hüten, den nächſten beſten, der vom Bundesheer herüberläuft, in ihre Mauern aufzunehmen, der Herzog ſelbſt iſt entflohen — “

„Entflohen!“ rief Frondsberg aus, „entflohen? das weiß man noch nicht ſo gewiß: warum hätte der Truchſes denn die Reiter ausgeſchickt?“ ſetzte er hinzu; „und überhaupt, wo haſt Du dieſe Nachrichten alle her? Haſt Du den Kriegsrath belauſcht? oder ſollte es wahr ſeyn, was einige behaupten wollen, daß Du verdächtige Verbindungen mit Würtemberg unterhälſt?“

„Wer wagt dies zu behaupten?“ rief Georg erblaſſend.

Frondsbergs durchdringende Augen ruhten prüfend auf den Zügen des jungen Mannes. „Höre, Du biſt mir zu jung und ehrlich zu einem Bubenſtücke,“ ſagte er, „und wenn Du etwas der Art im Schilde führteſt, hätteſt Du Dich wohl nicht vom Bunde losgeſagt, ſondern auch ferner Würtembergs Spion gemacht.“

„Wie? ſpricht man ſo von mir?“ unterbrach ihn Georg; „wenn Ihr nur ein Fünkchen Liebe zu mir habt, ſo nennt mir den ſchlechten Kerl, der ſo von mir ſpricht!“

„Nur nicht gleich wieder ſo aufbrauſend!“ entgegnete Frondsberg und drückte die Hand des jungen Mannes; „Du kannſt denken, daß, wenn ein ſolches Wort öffentlich

geſprochen würde oder ich an dieſe Einflüſterungen glaubte, Georg von Frondsberg nicht zu Dir käme. Aber etwas muß denn doch an der Sache ſeyn. Zu dem alten Lichtenſtein kam öfters ein ſchlichter Bauersmann in die Stadt; er fiel nicht auf zu einer Zeit, wo ſo vielerlei Menſchen hier ſind. Aber man gab uns geheime Winke, daß dieſer Bauer ein verſchlagener Mann und ein geheimer Botſchafter aus Würtemberg ſey. Der Lichtenſteiner zog ab, und der Bauer und ſein geheimnißvolles Treiben war vergeſſen. Dieſen Morgen hat er ſich wieder gezeigt. Er ſoll vor der Stadt lange Zeit mit Dir geſprochen haben, auch wurde er in Deinem Haus geſehen. Wie verhält ſich nun die Sache?"

„Georg hatte ihm mit wachſendem Staunen zugehört. „So wahr ein Gott über mir iſt, ſagte er, als Frondsberg geendet hatte, ich bin unſchuldig. Heute früh kam ein Bauer zu mir und — "

„Nun warum verſtummſt Du auf einmal?" fragte Frondsberg, Du glühſt ja über und über, was iſt es denn mit dieſem Boten?"

„Ach! ich ſchäme mich, es auszuſprechen, und dennoch habt Ihr ja ſchon alles errathen; er brachte mir ein paar Worte von — meinem Liebchen!" Der junge Mann öffnete bei dieſen Worten ſein Wamms und zog einen Streifen Pergament hervor, den er dort verborgen hatte. „Seht, dies iſt alles, was er brachte," ſagte er, indem er es Frondsberg bot.

„Das iſt alſo alles?" lachte dieſer, nachdem er geleſen hatte, „armer Junge! und Du kennſt alſo dieſen Mann nicht näher? Du weißt nicht, wer er iſt."

„Nein, er iſt auch weiter nichts, als unſer Liebesbote, dafür wollte ich ſtehen!“

„Ein ſchöner Liebesbote, der nebenher unſere Sachen auskundſchaften ſoll; weißt Du denn nicht, daß es der gefährlichſte Mann iſt, es iſt der Pfeifer von Hardt.“

„Der Pfeifer von Hardt?“ fragte Georg, „zum erſten Mal höre ich dieſen Namen; und was iſt es denn, wenn er der Pfeifer von Hardt iſt?“

„Das weiß niemand recht; er war beim Aufſtand des armen Conrad einer der ſchrecklichſten Aufrührer, nachher wurde er begnadigt, ſeit der Zeit führt er ein unſtätes Leben und iſt jetzt ein Kundſchafter des Herzogs von Würtemberg.“

„Und hat man ihn aufgefangen?“ forſchte Georg weiter, denn unwillkürlich nahm er wärmeren Antheil an ſeinem neuen Diener.

„Nein, das gerade iſt das Unbegreifliche; man machte uns ſo ſtill als möglich die Anzeige, daß er ſich wieder in Ulm ſehen laſſe; in Eurem Stall ſoll er zuletzt geweſen ſeyn, und als wir ihn ganz in geheim aufheben wollten, war er über alle Berge. Nun, ich glaube Deinem Wort und Deinen ehrlichen Augen, daß er in keinen andern Angelegenheiten zu Dir kam. — Du kannſt Dich übrigens darauf verlaſſen, daß er, wenn es derſelbe iſt, den ich meine, nicht allein Deinetwegen ſich nach Ulm wagte. Und ſollteſt Du je wieder mit ihm zuſammentreffen, ſo nimm Dich in Acht, ſolchem Geſindel iſt nicht zu trauen. Doch der Wächter ruft zehn Uhr. Lege Dich noch einmal aufs Ohr und verträume Deine Gefangenſchaft. Vorher aber gieb mir Dein Wort

wegen der vierzehn Tage, und das ſage ich Dir, wenn Du Ulm verläßt, ohne dem alten Frondsberg Lebewohl zu ſagen — "

„Ich komme, ich komme!" rief Georg, gerührt von der Wehmuth des verehrten Mannes, die jener umſonſt unter einer lächelnden Miene zu verbergen ſuchte. Er gab ihm Handtreue, wie es der Kriegsrath verlangte, der Ritter aber verließ mit langſamen Schritten die Todtenkammer.

XII.

Nur einmal noch laß leuchten
Mir Deiner Augen Strahl,
Laß hören Deine Stimme
Nur noch ein einzig Mal!

E. Grüneiſen.

Die Mittagsſonne des folgenden Tages ſendete drückende Strahlen auf einen Reiter, welcher über den Theil der ſchwäbiſchen Alb, der gegen Franken ausläuft, hinzog. Er war jung, mehr ſchlank als feſt gebaut, und ritt ein hochgewachſenes Pferd von dunkelbrauner Farbe; er war wohl bewaffnet mit Bruſtharniſch, Dolch und Schwert; einige andere Stücke ſeiner Armatur, als der Helm und die aus Eiſenblech getriebenen Arm- und Beinſchienen, waren am Sattel befeſtigt. Die hellblau und weiß geſtreifte Feldbinde, die von der rechten Schulter ſich über die Bruſt zog, ließ errathen, daß der junge Mann von Adel war, denn dieſe Auszeichnung war damals ein Vorrecht höherer Stände.

Er war auf einem Berggipfel angekommen, welcher eine weite Ausſicht ins Thal hinab gewährte. Er hielt ſein ſchnaubendes Roß an, wandte es zur Seite und genoß nun den ſchönen Anblick, der ſich vor ſeinem Auge ausbreitete. Vor ihm eine weite Ebene, von waldigen Höhen begrenzt, durchſtrömt von den grünen Wellen der Donau; zu ſeiner Rechten die Hügelkette der würtembergiſchen Alb, zu ſeiner Linken in weiter, weiter Ferne die Schneekuppen der Tyroler Alpen. In freundlichem Blau ſpannte der Himmel ſeinen Bogen über dieſe Scene, und ſeine ſanften lichten Farben contraſtirten ſonderbar mit den ſchwärzlichen Mauern Ulms, das am Fuße des Berges lag, mit ſeinem dunkelgrauen, ungeheuern Münſterthurm. Die dumpfen Glocken dieſer alten Kirche begannen in dieſem Augenblick den Mittag einzuläuten; ihre Töne zogen in langen, beruhigenden Akkorden über die weite Ebene, bis ſie ſich an den fernen Bergen brachen und zitternd in das Blau der Lüfte verſchwebten, als wollten ſie auf ihrer melodiſchen Leiter die Wünſche der Menſchen zum Himmel tragen.

„So begleitet ihr alſo den Scheidenden, wie ihr ſeinen Eintritt begrüßt habt!“ rief der junge Reiter, „mit denſelben Tönen, mit denſelben feierlichen Akkorden ſprechet ihr zu ihm, wenn er kommt und geht; wie anders, wie ſo ganz anders deutete ich eure ehernen Stimmen, als mein Ohr euch zum erſten Mal lauſchte. Da vernahm ich in euch verwandte Töne, es klang mir wie ein Ruf zur Geliebten! Und jetzt, da ich ſcheide, ohne Ausſicht, ohne Freude, jetzt ruft ihr mir dieſelben Töne entgegen? Die Geburt meiner ſeligen Hoffnung

habt ihr eingeläutet, von euch tönt jetzt das Grabgeläute meiner Hoffnung. Das Bild des Lebens!" setzte er wehmüthig hinzu, indem er nach einem langen Abschiedsblick auf dieses Thal, auf diese Mauern, sein Pferd wandte. „Das Bild des Lebens! Um Wiege und Sarg schweben sie in gleichen Tönen, und die Glocken meiner Hauskapelle haben an jenem fröhlichen Tage, wo man mich zur Taufe trug, mir eben so getönt, wie sie mir tönen werden, wenn man den letzten Sturmfeder zu Grabe trägt!"

Das Gebirge wurde jetzt steiler, und Georg, denn als diesen haben unsere Leser den jungen Reiter schon längst erkannt, Georg ließ sein Pferd langsam hinschreiten, indem er seinen Gedanken nachhing. Es war der Weg nach seiner Heimath, und die Vergleichungen, die er zwischen dieser Heimkehr und dem fröhlichen Auszug anstellte, mochten nicht dazu beitragen, seine düsteren Gefühle aufzuhellen. Der gestrige Tag, der schnelle Wechsel heftiger Empfindungen, seine Verhaftung, zuletzt noch heute der Abschied von Männern, die ihm wohlwollten, hatte ihn heftig angegriffen.

Wie treuherzig und gutmüthig hatte Dieterich von Kraft, sein zierlicher Gastfreund, seine Abreise bedauert; wie gleich war sich dieser gute Mensch in seinem Wohlwollen gegen ihn geblieben, von ersten Becher an, den er mit ihm im Rathhaussaale geleert, bis zum Abschiedstrunk, den er seinem Gast noch auf das Pferd kredenzte; und wie hatte er ihm gelohnt? Beschäftigt mit sich selbst, hatte er ihn wenig geachtet, übersehen. Wie hatte er dem biedern Breitenstein, wie dem Helden Frondsberg,

der ihn vor den Augen eines Heeres wie ſeinen Liebling ausgezeichnet hatte, wie hatte er ihnen vergolten? Wahrlich, es iſt für ein edles Gemüth kein Gedanke drückender, als der, für undankbar zu gelten bei Männern, in deren Augen wir geachtet ſeyn möchten.

Er hatte unter dieſen trüben Gedanken eine gute Strecke auf dem Gebirgsrücken zurückgelegt. Die Strahlen der Märzſonne wurden immer drückender, die Pfade rauher, und er beſchloß, unter dem Schatten einer Fichte ſich und ſeinem Pferde Mittagsruhe zu gönnen. Er ſtieg ab, ſchnallte den Sattelgurt leichter und ließ das ermüdete Thier die ſparſam hervorkeimenden Gräſer aufſuchen. Er ſelbſt ſtreckte ſich unter der Eiche nieder, und ſo gerne er ſich dem Schlafe überlaſſen hätte, wozu nach dem ermüdenden Ritte ihn der kühle Schatten einlud, ſo hielt ihn doch die Beſorgniß, in ſo unruhigen Zeiten in einem Lande, das ſo nahe dem Schauplatz des Krieges lag, um ſein Roß und vielleicht gar um ſeine Waffen zu kommen, einige Zeit wach, bis er in jenen Zuſtand verſank, wo die Seele zwiſchen Wachen und Schlafen umſonſt mit dem Körper kämpft, der ungeſtüm ſeine Rechte fordert.

Er mochte wohl ein Stündchen geſchlummert haben, als ihn das Wiehern ſeines Pferdes aufſchreckte; er ſah ſich um und gewahrte einen Mann, der, ihm den Rücken kehrend, ſich mit dem Thier beſchäftigte. Sein erſter Gedanke war, daß man ſeine Unachtſamkeit benützen und das Pferd entführen wolle; er ſprang auf, zog ſein Schwert und war in drei Sprüngen dort. „Halt! was haſt du da mit dem Pferd zu ſchaffen!“ rief er, indem

ſeine Hand etwas unſanft auf die Schulter des
annes legte.

„Habt Ihr mich denn ſchon wieder aus Eurem
ienſt entlaſſen, Junker?“ antwortete dieſer und wandte
ch zu ihm; an den liſtigen, kühnen Augen, an dem
chelnden Mund erkannte Georg ſogleich den Boten, den
m Marie geſandt hatte; er war noch unſchlüſſig, wie er
ch gegen ihn benehmen ſollte, denn Frondsbergs War-
ng ſchreckte ihn ab, Mariens Zuverſicht empfahl ihn,
ch der Bauer fuhr fort, indem er ihm eine gute Hand
ll Heu vorzeigte: „Ich konnte mir wohl denken, daß
ir keinen Futterſack mitnehmen werdet; auf den Ber-
n da oben ſieht es noch ſchlecht aus mit dem Gras,
habe ich denn Eurem Braunen einen Arm voll Heu
tgebracht; es hat ihm trefflich behagt.“ So ſprach
r Bauer und fuhr ganz gelaſſen fort, dem Pferd das
tter hinzureichen.

„Und woher kommſt du denn?“ fragte Georg, nach-
m er ſich ein wenig von ſeinem Erſtaunen erholt hatte.

„Nun, Ihr ſeyd ja ſo ſchnell von Ulm weggerit-
t, daß ich Euch nicht gleich folgen konnte,“ antwor-
e jener.

„Lüge nicht!“ unterbrach ihn der junge Mann;
nſt kann ich dir fürder nicht vertrauen. Du kommſt
t nicht aus jener Stadt her.“

„Nun, Ihr werdet mich doch nicht ſchelten, daß ich
ch etwas früher auf den Weg machte als Ihr?“ ſagte
r Bauer und wandte ſich ab; doch entging Georg
ht, daß jenes liſtige Lächeln wieder über ſein Ge-
t zog.

„Laß mein Pferd jetzt ſtehen,“ rief Georg ungeduldig, „und komm mit mir unter die Fichte dort; da ſetze Dich hin und ſprich, aber ohne auszuweichen, warum haſt Du geſtern Abend ſo plötzlich die Stadt verlaſſen?“

„An den Ulmern lag es nicht,“ entgegnete jener; ſie wollten mich ſogar einladen, länger bei ihnen zu bleiben, und wollten mir freie Koſt und Wohnung geben.“

„Ja, ins tiefſte Verließ wollten ſie Dich ſtecken, wo weder Sonne noch Mond hinſcheint, und wohin die Kundſchafter und Späher gehören.“

„Mit Verlaub, Junker,“ erwiederte der Bote, „da wäre ich, wiewohl ein paar Stockwerke tiefer, in dieſelbe Behauſung gekommen, wie Ihr.“

„Hund von einem Aufpaſſer!“ rief der Junker ungeduldig, indem Zorn ſeine Wangen röthete; „willſt Du meines Vaters Sohn in eine Reihe ſtellen mit dem Pfeifer von Hardt?“

„Was ſprecht Ihr da?“ fuhr der Mann an ſeiner Seite mit wilder Miene auf; „was nennt Ihr für einen Namen? kennt Ihr den Pfeifer von Hardt?“ Er hatte vielleicht unwillkürlich bei dieſen Worten die Art, die neben ihm lag, in ſeine nervigte Rechte gefaßt. Seine gedrungene feſte Geſtalt, ſeine breite Bruſt gaben ihm, trotz ſeiner nicht anſehnlichen Größe, doch das Anſehen eines nicht zu verachtenden Kämpfers; ſein wildrollendes Auge, ſein eingepreßter Mund möchten manchen einzelnen Mann außer Faſſung gebracht haben.

Der Jüngling aber ſprang muthig auf, er warf ſein langes Haar zurück, und ein Blick voll Stolz und Hoheit begegnete dem finſtern Auge jenes Mannes; er

legte ſeine Hand an den Griff ſeines Schwertes und ſagte ruhig und feſt: „Was fällt Dir ein, Dich ſo vor mich hinzuſtellen und mit dieſer Stirne mich zu fragen? Du biſt, wenn ich nicht irre, der, den ich nannte, Du biſt dieſer Meuter und Anführer von aufrühreriſchen Hunden; pack dich fort, auf der Stelle, oder ich will dir zeigen, wie man mit ſolchem Geſindel ſpricht!“

Der Bauer ſchien mit ſeinem Zorn zu ringen; er hieb die Art mit einem kräftigen Schwung in den Baum und ſtand nun ohne Waffe vor dem zürnenden jungen Mann. „Erlaubet,“ ſagte er, „daß ich Euch für ein andermal warne, Euren Gegner, und ſey er auch nur ein geringer Bauersmann wie ich, nicht zwiſchen Euch und Eurem Braunen ſtehen zu laſſen; denn wenn ich Euren Befehl, mich fortzupacken, hätte aufs ſchnellſte befolgen wollen, wäre er mir trefflich zu Statten kommen.“

Ein Blick dahin überzeugte Georg, daß der Bauer wahr geſprochen habe; erröthend über dieſe Unvorſichtigkeit, die beweiſen konnte, wie wenig er noch Erfahrung im Kriege beſitze, ließ er ſeine Hand von dem Griff ſeines Schwertes ſinken und ſetzte ſich, ohne etwas zu erwiedern, auf die Erde nieder. Der Bauer folgte, jedoch in ehrerbietiger Entfernung, ſeinem Beiſpiel und ſprach: „Ihr habt ganz recht, daß Ihr mir grollt, Herr von Sturmfeder, aber wenn Ihr wüßtet, wie weh mir jener Name thut, würdet Ihr vielleicht meine ſchnelle Hitze verzeihen! Ja, ich bin der, den man ſo nennt, aber es iſt mir ein Greuel, mich alſo rufen zu hören; meine Freunde nennen mich Hans, aber meinen Feinden gefällt jener Name, weil ich ihn haſſe?

„Was hat dir dieſer unſchuldige Name gethan?“ fragte Georg; „warum nennt man dich ſo? warum willſt du dich nicht ſo nennen laſſen?“

„Warum man mich ſo nennt?“ antwortete jener; „ich bin aus einem Dorf, das heißt Hardt und liegt im Unterland, nicht weit von Nürtingen; meinem Gewerbe nach bin ich ein Spielmann und muſicire auf Märkten und Kirchweihen, wenn die ledigen Burſche und die jungen Mägdlein tanzen wollen. Deßwegen nannte man mich den Pfeifer von Hardt. Aber dieſer Name hat ſich mit Unthat und Blut befleckt in einer böſen Zeit, drum hab' ich ihn abgethan und kann ihn nimmer leiden.“

Georg maß ihn mit einem durchdringenden Blick, indem er ſagte: „Ich weiß wohl, in welcher böſen Zeit: als ihr Bauern gegen euern Herzog rebellirt habt, da warſt du einer von den ärgſten. Iſts nicht alſo?“

„Ihr ſeyd wohl bekannt mit dem Schickſal eines unglücklichen Mannes,“ ſagte der Bauer, finſter zu Boden blickend; „Ihr müßt aber nicht glauben, daß ich noch derſelbe bin. Der Heilige hat mich gerettet und meinen Sinn geändert, und ich darf ſagen, daß ich jetzt ein ehrlicher Mann bin.“

„O, erzähle mir,“ unterbrach ihn der Jüngling, „wie ging es zu in jenem Aufruhr? wie wurdeſt du gerettet? wie kommts, daß du jetzt dem Herzog dienſt?“

„Das alles will ich auf ein andermal verſparen,“ entgegnete jener; „denn ich hoffe nicht, zum letzten Mal an Eurer Seite zu ſeyn; erlaubt mir dafür, daß ich auch Euch etwas frage: wo ſoll Euch denn dieſer Weg hinführen? da geht nicht die Straße nach Lichtenſtein!“

„Ich gehe auch nicht nach Lichtenstein," antwortete Georg niedergeschlagen; „mein Weg führt nach Franken zu dem alten Oheim; das kannst du dem Fräulein vermelden, wenn du nach Lichtenstein kommst."

„Und was wollt Ihr beim Oheim? Jagen? das könnt Ihr anderswo eben so gut; Langeweile haben? die kauft Ihr aller Orten wohlfeil; kurz und gut, Junker," setzte er gutmüthig lächelnd hinzu, „ich rathe Euch, wendet Euer Roß und reitet so ein paar Tage mit mir in Würtemberg umher; der Krieg ist ja so gut als beendigt; man kann ganz ungehindert reisen."

„Ich habe dem Bund mein Wort gegeben, in vierzehn Tagen nicht gegen ihn zu fechten; wie kann ich also nach Würtemberg gehen?"

„Heißt denn das gegen ihn fechten, wenn Ihr ruhig Eure Straße ziehet? So also, vierzehn Tage lang? In vierzehn Tagen glauben sie den Krieg vollendet? Wird noch mancher nach vierzehn Tagen den Kopf verstoßen an den Mauern von Tübingen. Kommt mit, es ist ja nicht gegen Euren Eid!"

„Und was soll ich in Würtemberg?" rief Georg schmerzlich, „soll ich recht in der Nähe sehen, wie meine Kriegsgesellen bei Eroberung der Vesten sich Ruhm erwerben? Soll ich den Bundesfahnen, denen ich auf ewig Lebewohl gesagt und den Rücken gekehrt, noch einmal begegnen? Nein, nach Franken will ich ziehen, in meine Heimath!" sagte er düster, indem er die umwölkte Stirn in die Hand stützte, „in meine alten Mauern will ich mich begraben und träumen, wie ich hätte glücklich seyn können!"

„Das iſt ein ſchöner Entſchluß für einen jungen Mann von Eurem Schrot und Korn! Habt Ihr denn in Würtemberg gar nichts zu thun, als des armen Herzogs Burgen zu ſtürmen? Nun, reitet immerhin,“ fuhr er fort, indem er den Jüngling mit liſtigem Lächeln anblickte, „verſucht einmal, ob der Lichtenſtein nicht mit Sturm genommen werden könne?“

Der junge Mann erröthete bis in die Stirne hinauf; „wie magſt du nur jetzt deinen Scherz treiben?“ ſagte er, halb in Unmuth, halb lächelnd, „wie magſt du mit meinem Unglück ſpaſſen?“

„Fällt mir nicht ein, Scherz mit meinem gnädigen Junker zu treiben,“ antwortete ſein Gefährte; es iſt mein voller Ernſt, daß ich Euch bereden möchte, dorthin zu ziehen.“

„Und was dort thun?“

„Nun, den alten Herrn für Euch gewinnen und die Thränen des bleichen Fräuleins zu ſtillen, das wegen Euch Tag und Nacht weint!“

„Und wie ſoll ich auf den Lichtenſtein kommen? der Vater kennt mich nicht, wie ſoll ich mit ihm bekannt werden?“

„Seyd Ihr der erſte Rittersmann, der nach Sitte der Väter eine freie Zehrung in einem Schloß fordert? Laſſet nur mich dafür ſorgen, ſo ſollt Ihr bald auf den Lichtenſtein kommen!“

Der Jüngling ſann lange Zeit nach, er erwog alle Gründe für und wider, er bedachte, ob es nicht gegen ſeine Ehre ſey, ſtatt vom Schauplatz des Krieges ſich zu entfernen, in eine Gegend zu reiſen, wohin ſich der

Krieg nothwendig ziehen mußte. Doch als er bedachte, wie mild die Bundesoberſten ſelbſt ſeinen Abfall angeſehen hatten, wie ſie ſogar im Fall ſeines völligen Uebertrittes zum Feinde nur vierzehn Tage Friſt angeſetzt hatten, als ihm Mariens trauernde Miene, ihre ſtille Sehnſucht auf ihrem einſamen Lichtenſtein vorſchwebte, da neigte ſich die Schale nach Würtemberg.

„Noch ein Mal will ich ſie ſehen, nur noch ein Mal ſie ſprechen," dachte er. — „Nun wohlan!" rief er endlich, „wenn du mir verſprichſt, daß nie davon die Rede ſeyn ſoll, mich an die Würtemberger anzuſchließen; daß ich nicht als Anhänger Eures Herzogs, ſondern als Gaſt in Lichtenſtein behandelt werde, wenn du dies verſprichſt, ſo will ich folgen."

„Für mich kann ich dies wohl verſprechen," antwortete der Bauer, „aber wie kann ich etwas geloben für den Ritter von Lichtenſtein?"

„Ich weiß, wie du mit ihm ſteheſt, und daß du oft zu ihm nach Ulm kamſt, und er ſein Vertrauen in dich ſetzt; ſo gut du ihm geheime Botſchaft aller Art bringen konnteſt, ſo gut kannſt du ihm auch dies beibringen."

Der Pfeifer von Hardt ſah den jungen Mann lange ſtaunend an. „Woher wißt Ihr dies?" rief er, „doch — die, welche mich verfolgten, können auch dies geſagt haben. Nun gut, ich verſpreche Euch, daß Ihr überall ſo angeſehen ſeyn ſollt, wie Ihr wollt; beſteiget Euer Roß; ich will Euch führen, und Ihr ſollt willkommen ſeyn auf Lichtenſtein!"

XIII.

Da ſpricht der arme Hirte: deß mag noch werden Rath;
Ich weiß geheime Wege, die noch kein Menſch betrat.
Kein Menſch mag ſie erſteigen, nur Geißen klettern dort,
Wollt Ihr ſogleich mir folgen, ich bring' Euch ſicher fort.

L. Uhland.

Von jenem Bergrücken, wo Georg den Entſchluß gefaßt hatte, ſeinem geheimnißvollen Führer zu folgen, gab es zwei Wege in die Gegend von Reutlingen, wo Mariens Bergſchloß, der Lichtenſtein, lag. Der eine war die offene Heerſtraße, welche von Ulm nach Tübingen führt. Sie führte durch das ſchöne Blauthal, bis man bei Blaubeuren wieder an den Fuß der Alb kommt, von da quer über dieſes Gebirge, vorbei an der Veſte Hohen-Urach, gegen St. Johann und Pfullingen hin. Dieſer Weg war ſonſt für Reiſende, die Pferde, Sänften oder Wagen mit ſich führten, der bequemere. In jenen Tagen aber, wo Georg mit dem Pfeifer von Hardt über das Gebirge zog, war es nicht rathſam, ihn zu wählen. Die Bundestruppen hatten ſchon Blaubeuren beſetzt, ihre Poſten dehnten ſich über die ganze Straße bis gegen Urach hin, und verfuhren gegen jeden, der nicht zum Heere gehörte oder zu ihnen ſich bekannte, mit großer Strenge und Erbitterung. Georg hatte ſeine Gründe, dieſe Straße nicht zu wählen, und ſein Führer war zu ſehr auf ſeine eigene Sicherheit bedacht, als daß er dem jungen Mann von dieſem Entſchluß abgerathen hätte.

Der andere Weg, eigentlich ein Fußpfad, und nur den Bewohnern des Landes genauer bekannt,

berührte auf einer Strecke von beinahe zwölf Stunden nur einige einzeln ſtehende Höfe, zog ſich durch dichte Wälder und Gebirgsſchluchten, und hatte, wenn er auch hie und da, um die Landſtraßen zu vermeiden, einen Bogen machte und für Pferde ermüdend und oft beinahe unzugänglich war, doch den großen Vortheil der Sicherheit.

Dieſen Pfad wählte der Bauer von Hardt und der Junker willigte mit Freuden ein, weil er hoffen durfte, hier auf keine Bündiſchen zu ſtoßen. Sie zogen raſch fürbaß, der Bauer war immer an Georgs Seite; wenn die Stellen ſchwierig wurden, führte er ſorgſam ſein Pferd, und bewies überhaupt ſo viele Aufmerkſamkeit und Sorgfalt für Reiter und Roß, daß in Georgs Seele jene Warnungen Frondsbergs vor dieſem Manne immer mehr an Gewicht verloren und er nur einen treuen Diener in ihm ſah.

Georg unterhielt ſich gerne mit ihm; er urtheilte über manche Dinge, die ſonſt außer dem Kreiſe des Landmanns liegen, klug und ſcharfſinnig, und mit einem ſo ſchlagenden Witz, daß er dem ſonſt ernſten jungen Mann, den ſeine zweifelhafte Lage oft trübe ſtimmte, unwillkürlich ein Lächeln abnöthigte. Von jeder Burg, die in der Ferne aus den Wäldern auftauchte, wußte er eine Sage zu erzählen, und die Klarheit und Lebendigkeit, mit welcher er vortrug, bewies, daß er bei manchem Hochzeitsſchmaus, bei manchem Kirchweihtanz neben ſeinem Amt als Spielmann auch das eines Erzählers übernommen haben müſſe. Nur ſo oft Georg auf ſein eigenes Leben, beſonders auf jene

Periode kommen wollte, wo der Pfeifer von Hardt eine bedeutende Rolle in dem Aufruhr des armen Conrad geſpielt hatte, brach er düſter ab, oder wußte mit mehr Geläufigkeit, als man dem ſchlichten Manne zugetraut hätte, das Geſpräch auf andere Gegenſtände zu bringen.

So waren ſie ohne Aufenthalt fortgereist; Hans wußte immer voraus, wann wieder ein Gehöfte kam, wo ſie Erfriſchung für ſich und gutes Futter für das Pferd finden würden. Ueberall war er bekannt, überall wurde er freundlich, wiewohl, wie es Georg ſchien, meiſtens mit Staunen aufgenommen. Er flüſterte dann gewöhnlich ein Viertelſtündchen mit dem Hausvater, während die Hausfrau dem jungen Ritter emſig und freundlich mit Brod, Butter und unvermiſchtem Aepfelwein aufwartete, und die „Büebla“ und „Mädla“ den hohen, ſchlanken Gaſt, ſeine ſchönen Kleider, ſeine glänzende Schärpe, die wallenden Federn ſeines Barretts bewunderten. War dann das kleine Mahl verzehrt, hatte Georgs Pferd wieder Kräfte geſammelt, ſo begleitete das ganze Haus den Scheidenden bis an die Thüre, und der junge Reiter konnte zu ſeiner Beſchämung niemals die Gaſtfreundſchaft der guten Leute belohnen; mit abwehrenden Blicken auf den Pfeifer von Hardt weigerten ſie ſich ſtandhaft, ſeine kleinen Gaben anzunehmen. Auch dieſes Räthſel löste ihm ſein Begleiter nicht; denn ſeine Antwort: „wenn die Leute nach Hardt kommen, kehren ſie auch wieder bei mir ein,“ ſchien nur eine ausweichende zu ſeyn.

Die Nacht brachten ſie ebenfalls in einem dieſer zerſtreuten Höfe zu, wo die Hausfrau ihrem vornehmen

faſt mit nicht geringerer Bereitwilligkeit auf der Ofenbank ein Bett zurecht machte, als ſie ihm zu Ehren ein paar Tauben geopfert und einen dick geſchmälzten Haberbrei aufgetragen hatte.

Den folgenden Tag ſetzten ſie ihre Reiſe auf dieſelbe Art fort, nur kam es Georg vor, als ob ſein Führer mit noch mehr Vorſicht als geſtern zu Werke gehe; denn er ließ, wenn ſie ſich einem Hof nahten, den Reiter wohl fünfhundert Schritte davon Halt machen, nahte ſich behutſam den Gebäuden, und erſt, nachdem er Alles ſorgfältig ausgeſpähet hatte, winkte er dem Junker, zu folgen. Georg befragte ihn umſonſt, ob es in dieſer Gegend gefährlicher ſey, ob die Bundestruppen ſchon in der Nähe ſeyen? er ſagte nichts beſtimmtes darüber.

Gegen Mittag, als die Gegend lichter wurde und der Weg ſich mehr gegen das ebene Land herabzuziehen ſchien, ſchien die Reiſe gefährlicher zu werden; denn der Spielmann von Hardt ſchien ſich von jetzt an gar nicht mehr den Wohnungen nähern zu wollen, ſondern hatte ſich in einem Hof mit einem Sack verſehen, der Futter für das Pferd und hinlängliche Lebensmittel für ſie beide enthielt; es ſchien, als ob er meiſt noch einſamere Pfade als bisher aufſuche; auch glaubte Georg zu bemerken, daß ſie nicht mehr dieſelbe Richtung verfolgten, wie früher, ſondern ſehr ſtark zur Rechten ablenkten.

Am Rand eines ſchattigen Buchenwäldchens, wo eine klare Quelle und friſcher Raſen zur Ruhe einlud, machten ſie Halt; Georg ſtieg ab, und ſein Führer zog aus ſeinem Sack ein gutes Mittagsmahl. Nachdem er das Pferd verſehen hatte, ſetzte er ſich zu den Füßen

des jungen Ritters und begann mit großem Appetit zuzugreifen.

Georg hatte ſeinen Hunger geſtillt und betrachtete jetzt mit aufmerkſamem Auge die Gegend. Es war ein ſchönes, breites Thal, in welches ſie hinab ſahen. Ein kleines Flüßchen eilte ſchnell durchhin, die Felder, wovon es begrenzt war, ſchienen gut und fleißig angepflanzt, eine freundliche Burg erhob ſich auf einem Hügel am andern Ende des Thales, die ganze Gegend war freundlicher als der Gebirgsrücken, über welchen ſie gezogen waren.

„Es ſcheint, wir haben die Alb verlaſſen," ſagte der junge Mann, indem er ſich zu ſeinem Gefährten wandte; „dieſes Thal, jene Hügel ſehen bei weitem freundlicher aus als der Felſenboden und die öden Weideplätze, die wir durchzogen. Selbſt die Luft weht hier milder und wärmer als oben, wo uns die Winde oft ſo hart anfaßten."

„Ihr habt recht gerathen, Junker," ſagte Hans, indem er die Reſte ihrer Mahlzeit ſorgfältig in den Sack legte; „dieſe Thäler gehören zum Unterland, und jenes Flüßchen, das Ihr ſehet, ſtrömt in den Neckar."

„Wie kommt es aber, daß wir ſo weit vom Weg ablenken?" fragte Georg, „es kam mir ſchon oben im Gebirge vor, als haben wir die alte Richtung verlaſſen, aber du wollteſt nie darauf hören. Dieſer Weg muß, ſo viel ich die Lage von Lichtenſtein kenne, viel zu weit rechts führen.

„Nun, ich will es Euch jetzt ſagen," antwortete der Bauer, „ich wollte Euch auf der Alb nicht unnöthig bange

machen, jetzt aber ſind wir, ſo Gott will, in Sicherheit; denn im ſchlimmſten Fall ſind wir keine vier Stunden mehr von Hardt, wo ſie uns nichts mehr anhaben ſollen.“

„In Sicherheit?“ unterbrach ihn Georg verwundert, „wer ſoll uns etwas anhaben?“

„Ei, die Bündiſchen,“ erwiederte der Spielmann; „ſie ſtreifen auf der Alb, und oft waren ihre Reiter keine tauſend Schritte mehr von uns; mir für meinen Theil wäre es nicht lieb geweſen, in ihre Hände zu fallen, denn ſie ſind mir, wie Ihr wohl wiſſet, gar nicht grün; und auch Euch wäre es vielleicht nicht ganz recht, gefangen vor den Herrn Truchſeß geführt zu werden.“

„Gott ſoll mich bewahren!“ rief der Junker; „vor den Truchſeß? lieber laſſe ich mich auf der Stelle todt ſchlagen. Was wollen ſie denn aber hier? Es iſt ja hier in der Nähe keine Veſte von Würtemberg, und du ſagteſt mir ja doch, ſie können ungehindert durchs Land ziehen; wornach ſtreifen ſie denn?“

„Seht, Junker! es gibt überall ſchlechte Leute; was ein rechter Würtemberger iſt, der läßt ſich eher die Haut abziehen, als daß er den Herzog verräth, nach welchem die Bündler jetzt ein Treibjagen halten. * Aber der Truchſeß ſoll unter der Hand einen ganzen Haufen Gold dem verſprochen haben, der ihn fängt; er hat ſeine Reiter ausgeſchickt, dieſe ſtreifen jetzt überall, und die Leute ſagen, es gäbe einige unter den Bauern, die ſich vom Gold blenden laſſen und den Spürhunden alle Schluchten und Schlupfwinkel zeigen.“[19]

---

* Vergl. hinten Anmerk. 21.

„Nach dem Herzog ſollen ſie ſtreifen? Der iſt ja aus dem Lande geflohen, oder, wie andere ſagen, in Tübingen auf ſeinem feſten Schloſſe, wo ihn vierzig Ritter beſchützen.“

„Ja, die vierzig Edlen ſind dort,“ antwortete der Bauer mit ſchlauer Miene; „auch des Herzogs Söhnlein, der Chriſtoph, iſt dort, das hat ſeine Richtigkeit; ob aber der Herzog ſelbſt dort iſt, weiß niemand recht. Im Vertrauen geſagt, wie ich ihn kenne, ſchließt er ſich nur zur höchſten Noth in eine Veſte ein; er iſt ein kühner, unruhiger Herr, und es iſt ihm wohler in den Wäldern und Bergen, wenn es auch Gefahr hat.“

„Den Herzog alſo ſuchen ſie? alſo müßte er hier in der Nähe ſeyn?“

„Wo er iſt, weiß ich nicht,“ erwiederte der Pfeifer von Hardt, „und ich wollte wetten, dies weiß niemand als Gott; aber wo er ſeyn wird, weiß ich,“ ſetzte er hinzu, und es ſchien Georg, als ob ein Strahl von Begeiſterung aus dem Auge dieſes Mannes breche; „wo er ſeyn wird, wenn die Noth am höchſten iſt, wo ſeine Getreuen ſich zu ihm finden werden, wo manche treue Bruſt zur Mauer werden wird, um den Herrn in der Noth gegen dieſe Bündler zu ſchützen. Denn iſt er auch ein ſtrenger Herr, ſo iſt er doch ein Würtemberger, und ſeine ſchwere Hand iſt uns lieber, als die gleißenden Worte des Baiern und des Oeſterreichers.“

„Und wenn ſie den unglücklichen Fürſten erkennen, wenn ſie auf ihn ſtoßen? hat er nicht ſeine Geſtalt verhüllt und unkenntlich gemacht? Du haſt mir einmal ſein Geſicht beſchrieben, und ich glaube ihn beinahe vor mir

zu ſehen, beſonders ſein gebietendes, glänzendes Auge. Aber wie iſt ſeine Geſtalt?“

„Er mag kaum acht Jahre älter ſeyn als Ihr,“ entgegnete jener; „er iſt nicht ſo groß als Ihr, aber in vielem Euch ähnlich an Geſtalt; beſonders wenn Ihr zu Pferd ſaßet und ich hinter Euch ging, da gemahnte es mich oft und ich dachte: ſo, gerade ſo ſah der Herzog aus in den Tagen ſeiner Herrlichkeit.“

Georg war aufgeſtanden, um nach ſeinem Pferd zu ſehen; die Worte des Bauern hatten ihn um ſeine Sicherheit beſorgt gemacht, und er ſah jetzt erſt ein, wie thöricht er gehandelt, in dieſem Kriegsſtrudel ſich durch ein occupirtes Land ſtehlen zu wollen. Es wäre ihm höchſt unangenehm geweſen, in dieſem Augenblicke gefangen zu werden; zwar konnte er nach ſeinem Eide reiſen, wohin er wollte, wenn er nur in den nächſten vierzehn Tagen keinen thätlichen Antheil an dem Kampfe gegen den Bund nahm; aber er fühlte, welch nachtheiliges Licht es dennoch auf ihn werfen müßte, in dieſer Gegend, ſo weit von dem Weg nach ſeiner Heimath, aufgegriffen zu werden, und dazu noch in Geſellſchaft eines Mannes, der den Bundesoberſten ſehr verdächtig, ſogar gefährlich geſchienen hatte. Umzukehren war keine Möglichkeit, denn es ließ ſich beinahe mit Gewißheit annehmen, daß die Bundestruppen bereits die ganze Breite der Alb eingenommen hatten; das ſicherſte ſchien, ſich zu beeilen, über die äußerſten Poſten des Heeres hinaus zu kommen; man hatte dann die Gefahr im Rücken, vor und neben ſich aber freie Bahn.

Das ſonſt ſo muntere Thier, das ſeinen Herrn über dieſe Gefahren hinaus tragen ſollte, hing die Ohren;

die große Eile und die ermüdenden, ſteinigten Fußpfade hatten ſeine Kraft geſchwächt; zu ſeinem großen Verdruß bemerkte Georg ſogar, daß es auf den linken Vorderfuß nicht gerne auftrete, was nach einem achtſtündigen Weg über ſcharfe, eckige Felſen nicht zu verwundern war. Der Bauer bemerkte die Verlegenheit des Junkers; er unterſuchte das Thier und rieth, es noch einige Stunden ſtehen zu laſſen, gab aber zugleich den Troſt, er ſey der Gegend ſo kundig, daß ſie eine große Strecke in der Nacht zurücklegen könnten.

XIV.

Es ziehen vom Schwabenbunde
Die Jäger durchs Gefild,
Sie ſpüren in die Runde
Nach einem Fürſtenwild.

G. Schwab.

Der junge Mann ergab ſich in ſein Schickſal und ſuchte Zerſtreuung in der lieblichen Ausſicht, die ſich noch bei weitem herrlicher ſeinen Augen öffnete, als ihn der Bauer etwa fünfzig Schritte höher geführt hatte. Sie ſtanden auf einer Felſenecke, die einen ſchönen Ausläufer der ſchwäbiſchen Alb begrenzte. Ein ungeheures Panorama breitete ſich vor den erſtaunten Blicken Georgs aus, ſo überraſchend, von ſo lieblichem Schmelz der Farben, von ſo erhabener Schönheit, daß ſeine Blicke eine geraume Zeit wie entzückt daran hingen. Und wirklich, wer je mit reinem Sinn für Schönheiten der Natur, ohne himmelhohe Alpen, ohne Thäler wie das Rheingau zu ſuchen, die ſchwäbiſche Alb beſtiegen hat, der wird die

Erinnerung eines ſolchen Anblickes zu den lieblichſten zählen.

Man denke ſich eine Kette von Gebirgen, die von der weiteſten Entfernung, dem Auge kaum erreichbar, durch alle Farben einer herrlichen Beleuchtung, von ſanftem Grau, durch alle Nüancen von Blau, am Horizont ſich hinzieht, bis das dunkle Grün der näher liegenden Berge mit ſeinem ſanften Schmelz die Kette ſchließt. Auf dieſen Gipfeln eines langen Gebirgsrücken erkennt das Auge Schlöſſer und Burgen ohne Zahl, die wie Wächter auf dieſe Höhen ſich lagern und über das Land hinſchauen. Jetzt ſind ihre Thürme zerfallen, ihre ſtattlichen Thore ſind gebrochen, den tiefen Burggraben füllen Trümmer und Moos, und die Hallen, in welchen ſonſt laute Freude erſcholl, ſind verſtummt; aber damals, als Georg auf dem Felſen von Beuren ſtand, ragten ihrer viele noch feſt und herrlich; ſie breiteten ſich wie eine undurchbrochene Schaar gewaltiger Männer zwiſchen den Heldengeſtalten von Staufen und Hohenzollern aus.

„Ein herrliches Land, dieſes Würtemberg!“ rief Georg, indem ſein Auge von Hügel zu Hügel ſchweifte; „wie kühn, wie erhaben dieſe Gipfel und Bergwände, dieſe Felſen und ihre Burgen! Und wenn ich mich dorthin wende gegen die Thäler des Neckars, wie lieblich jene ſanften Hügel, jene Berge mit Obſt und Wein beſetzt, jene fruchtbaren Thäler mit ſchönen Bächen und Flüſſen, dazu ein milder Himmel und ein guter, kräftiger Schlag von Menſchen!“

„Ja,“ fiel der Bauer ein, „es iſt ein ſchönes Land; doch hier oben will es noch nicht viel ſagen, aber was

ſo unter Stuttgart iſt, das wahre Unterland, Herr! da iſt es eine Freude, im Sommer oder Herbſt am Neckar hinab zu wandeln; wie da die Felder ſo ſchön und reich ſtehen, wie der Weinſtock ſo dicht und grün die Berge überzieht, und wie Nachen und Flöße den Neckar hinauf und hinabfahren, wie die Leute ſo fröhlich an der Arbeit ſind und die ſchönen Mädchen ſingen wie die jungen Lerchen!"

„Wohl ſind jene Thäler an der Rems und dem Neckar ſchöner," entgegnete Georg, „aber auch dieſes Thal zu unſern Füßen, auch dieſe Höhen um uns her haben eigenen, ſtillen Reiz; wie heißen jene Burgen auf den Hügeln? ſprich, wie heißen jene fernen Berge?"

Der Bauer überblickte ſinnend die Gegend und zeigte auf die hinterſte Bergwand, die dem Auge kaum noch ſichtbar aus den Nebeln ragte. „Dort hinten, zwiſchen Morgen und Mittag iſt der Roßberg; in gleicher Richtung herwärts, jene vielen Felſenzacken ſind die Höhen von Urach. Dort, mehr gegen Abend, iſt Achalm, nicht weit davon, doch könnt Ihr ihn hier nicht ſehen, liegt der Felſen von Lichtenſtein."

„Dort alſo," ſagte Georg ſtille vor ſich hin, und ſein Auge tauchte tief in die Nebel des Abends, „dort, wo jenes Wölkchen in der Abendröthe ſchwebt, dort ſchlägt ein treues Herz für mich; jetzt auch ſteht ſie vielleicht auf der Zinne ihres Felſens und ſieht herüber in dieſe Welt von Bergen, vielleicht nach dieſem Felſen hin. O, daß die Abendlüfte dir meine Grüße brächten und jene roſigen Wolken dir meine Nähe verkündeten!"

„Weiter hin, Ihr ſehet doch jene ſcharfe Ecke, das iſt die Teck; unſere Herzoge nennen ſich Herzoge von Teck,

es iſt eine gute, feſte Burg; wendet Eure Blicke hier zur Rechten, jener hohe, ſteile Berg war einſt die Wohnung berühmter Kaiſer, es iſt Hohenſtaufen."

„Aber wie heißt jene Burg, die hier zunächſt aus der Tiefe emporſteigt?" fragte der junge Mann; „ſieh nur, wie ſich die Sonne an ihren hellen weißen Wänden ſpiegelt, wie ihre Zinnen in goldenen Duft zu tauchen ſcheinen, wie ihre Thürme in röthlichem Lichte erglänzen."

„Das iſt Neuffen, Herr! auch eine ſtarke Veſte, die dem Bunde zu ſchaffen machen wird."

Die Sonne des kurzen, ſchönen Märztages begann während dieſes Zwiegeſprächs der Wanderer hinab zu ſinken. Die Schatten des Abends rollten dunkle Schleier über das Gebirge und verhüllten dem Auge die ferneren Gipfel und Höhen. Der Mond kam bleich herauf und überſchaute ſein nächtliches Gebiet. Nur die hohen Mauern und Thürme von Neuffen röthete die Sonne noch mit ihren letzten Strahlen, als ſey dieſer Felſen ihr Liebling, von welchem ſie ungern ſcheide. Sie ſank, auch dieſe Mauern hüllten ſich in Dunkel, und durch die Wälder zog die Nachtluft, geheimnißvolle Grüße flüſternd, dem heller ſtrahlenden Mond entgegen.

„Jetzt iſt die wahre Tageszeit für Diebe und für flüchtige Reiſende, wie wir," ſagte der Bauer, indem er des Junkers Pferd aufzäumte; „ſey es noch um eine Stunde, ſo iſt die Nacht kohlſchwarz, und dann ſoll uns, bis die Sonne wieder aufgeht, kein bündiſcher Reiter ausſpüren!"

„Glaubſt du, es habe Gefahr?" ſagte Georg, indem er ſeine Hand nach dem Helm ausſtreckte und das

dünne Barrett abnahm. „Meinſt du nicht, wir ſollten uns beſſer wappnen?“

„Laßt hängen, Junker!“ rief der Bauer lachend, „ſolch eine Sturmhaube iſt an ſich ſchon kalt und gibt in einer friſchen Nacht nicht ſehr warm; laßt immer Euer Barrett ſitzen; in dieſer Gegend ſuchen ſie den Herzog nicht, und ſollten ſie kommen, wir zwei fürchten ihrer viere nicht.“

Der junge Mann ließ zögernd ſeinen ſchönen Helm am Sattelknopf hängen, er ſchämte ſich, weniger Muth zu zeigen als ſein Begleiter, der unberitten, nur durch eine dünne lederne Mütze geſchützt und mit einer einfachen Art ſchlecht bewaffnet war. Er ſchwang ſich auf. Sein Führer ergriff die Zügel des Roſſes und ſchritt voran den Berg hinab.

„Du meinſt alſo,“ fragte Georg nach einer Weile, „bis hieher werden ſich die bündiſchen Reiter nicht wagen?“

„Es iſt nicht wohl möglich,“ antwortete der Pfeifer, „Neuffen iſt ein ſtarkes Schloß und hat gute Beſatzung; ſie werden es zwar in kurzer Zeit mit Heeresmacht belagern, aber Geſindel, wie die Handvoll Reiter des Truchſeß, wagt ſich doch nicht in die Nähe der feindlichen Burg.“

„Schau! wie hell und ſchön der Mond ſcheint,“ rief der Jüngling, der noch immer erfüllt von dem Anblick auf dem Berge, die wunderlichen Schatten der Wälder und Höhen, die hellglänzenden Felſen betrachtete; „ſieh, wie die Fenſter von Neuffen im Mondlicht ſchimmern!“

„Es wäre mir lieber, er ſchiene heute Nacht nicht,“ entgegnete ſein Führer, indem er ſich zuweilen beſorgt

umſah; dunkle Nacht wäre beſſer für uns, der Mond hat ſchon manchen braven Mann verrathen. Doch jetzt ſteht er gerade über dem Reiſſenſtein, wo der Rieſe gewohnt hat; es kann nicht mehr lange dauern, ſo iſt er hinunter.“

„Was ſchwatzſt du da von einem Rieſen, der auf dem Reiſſenſtein gewohnt hat?“

„Ja, dort hat vor langer Zeit ein Rieſe gewohnt,[20] das hat ſeine Richtigkeit; dort über dem Berg, gerade wo jetzt der Mond ſteht, liegt ein Schloß, das heißt der Reiſſenſtein; es gehört jetzt den Helfenſteinern; es liegt auf jähen Felſen, weit oben in der Luft, und hat keine Nachbarſchaft, als die Wolken, und bei Nacht den Mond. Gerade über der Burg, auf einem Berge, worauf jetzt der Heimenſtein ſteht, liegt eine Höhle, und darinnen wohnte vor Alters ein Rieſe. Er hatte ungeheuer viel Gold, und hätte herrlich und in Freuden leben können, wenn es noch mehr Rieſen und Rieſinnen außer ihm gegeben hätte. Da fiel es ihm ein, er wolle ſich ein Schloß bauen, wie es die Ritter haben auf der Alb. Der Felſen gegenüber ſchien ihm gerade recht dazu.

„Er ſelbſt aber war ein ſchlechter Baumeiſter; er grub mit den Nägeln haushohe Felſen aus der Alb und ſtellte ſie auf einander, aber ſie fielen immer wieder ein und wollten kein geſchicktes Schloß geben. Da legte er ſich auf den Beurener Felſen und ſchrie ins Thal hinab nach Handwerkern; Zimmerleute, Maurer, Steinmetze, Schloſſer, alles ſolle kommen und ihm helfen, er wolle gut bezahlen.

„Man hörte ſein Geſchrei im ganzen Schwabenland, vom Kocher hinauf bis zum Bodenſee, vom Neckar bis

an die Donau, und überall her kamen die Meiſter und Geſellen, um dem Rieſen das Schloß zu bauen. — Reitet aus dem Mondſchein, Junker, hieher in den Schatten, Euer Harniſch glänzt wie Silber und könnte leicht den Spürhunden in die Augen glänzen!

„Nun, um wieder auf den Rieſen zu kommen, ſo war es luſtig anzuſehen, wie er vor ſeiner Höhle im Sonnenſchein ſaß und über dem Thal drüben auf dem hohen Felſen ſein Schloß bauen ſah; die Meiſter und Geſellen waren flink an der Arbeit und bauten, wie er ihnen über das Thal hinüber zuſchrie; ſie hatten allerlei fröhlichen Schwank und Kurzweil mit ihm, weil er von der Bauerei nichts verſtand. Endlich war der Bau fertig, und der Rieſe zog ein und ſchaute aus dem höchſten Fenſter aufs Thal hinab, wo die Meiſter und Geſellen verſammelt waren, und fragte ſie, ob ihm das Schloß gut anſtehe, wenn er ſo zum Fenſter herausſchaue. Als er ſich aber umſah, ergrimmte er, denn die Meiſter hatten geſchworen, es ſey Alles fertig, aber an dem oberſten Fenſter, wo er herausſah, fehlte noch ein Nagel.

„Die Schloſſermeiſter entſchuldigten ſich und ſagten: es habe ſich keiner getraut, vor's Fenſter hinaus in die Luft zu ſitzen und den Nagel einzuſchlagen. Der Rieſe aber wollte nichts davon hören, ſondern zahlte den Lohn nicht aus, bis der Nagel eingeſchlagen ſey.

„Da zogen ſie alle wieder in die Burg, die wildeſten Burſche vermaßen ſich hoch und theuer, es ſey ihnen ein Geringes, den Nagel einzuſchlagen; wenn ſie aber an das oberſte Fenſter kamen und hinausſchauten in die

Luft und hinab in das Thal, das ſo tief unter ihnen lag, und ringsum nichts als Felſen, da ſchüttelten ſie den Kopf und zogen beſchämt ab. Da boten die Meiſter zehnfachen Lohn, wer den Nagel einſchlage, und es fand ſich lange keiner.

„Nun war ein flinker Schloſſergeſelle dabei, der hatte die Tochter ſeines Meiſters lieb, und ſie ihn auch, aber der Vater war ein harter Mann und wollte ſie ihm nicht zum Weib geben, weil er arm war. Der faßte ſich ein Herz und dachte, er könne hier ſeinen Schatz verdienen oder ſterben; denn das Leben war ihm entleidet ohne ſie; er trat vor den Meiſter, ihren Vater, und ſprach: gebt Ihr mir Eure Tochter, wenn ich den Nagel einſchlage? der aber gedachte ſeiner auf dieſe Art los zu werden, wenn er auf die Felſen hinabſtürze und den Hals breche, und ſagte ja.

„Der flinke Schloſſergeſelle nahm den Nagel und ſeinen Hammer, ſprach ein frommes Gebet, und ſchickte ſich an, zum Fenſter hinaus zu ſteigen und den Nagel einzuſchlagen für ſein Mädchen. Da erhob ſich ein Freudengeſchrei unter den Bauleuten, daß der Rieſe vom Schlaf aufwachte und fragte, was es gebe. Und als er hörte, daß ſich einer gefunden habe, der den Nagel einſchlagen wolle, kam er, betrachtete den jungen Schloſſer lange, und ſagte: „Du biſt ein braver Kerl und haſt mehr Herz als das Lumpengeſindel da; komm, ich will dir helfen.“ Da nahm er ihn beim Genick, daß es allen durch Mark und Bein ging, hob ihn zum Fenſter hinaus in die Luft und ſagte: „Jetzt hau drauf zu! ich laſſe dich nicht fallen.“

„Und der Knecht ſchlug den Nagel in den Stein, daß er feſt ſaß; der Rieſe aber küßte und ſtreichelte ihn, daß er beinahe ums Leben kam, führte ihn zum Schloſſermeiſter und ſprach: „Dieſem gibſt du dein Töchterlein.“ Dann ging er hinüber in ſeine Höhle, langte einen Geldſack heraus, und zahlte jeden aus bei Heller und Pfenning. Endlich kam er auch an den flinken Schloſſergeſellen; zu dieſem ſagte er: „Jetzt gehe heim, du herzhafter Burſche, hole deines Meiſters Töchterlein und ziehe ein in dieſe Burg, denn ſie iſt dein.“

„Deß freuten ſich alle; der Schloſſer ging heim, und — “

„Horch! hörteſt du nicht das Wiehern von Roſſen?“ rief Georg, dem es in der Schlucht, die ſie durchzogen, ganz unheimlich wurde. Der Mond ſchien noch hell, die Schatten der Eichen bewegten ſich, es rauſchte im Gebüſch, und oft wollte es ihm bedünken, als ſehe er dunkle Geſtalten im Wald neben ſich hergehen.

Der Pfeifer von Hardt blieb ſtehen, ungeduldig, daß ihn der Junker nicht bis zum Ende erzählen laſſe: „Es kam mir vorhin auch ſo vor, aber es war der Wind, der in den Eichen ächzt, und der Schuhu rief im Gebüſch. Wären wir nur das Wieſenthal noch hinüber, da iſt es ſo offen und hell wie bei Tag; jenſeits fängt wieder der Wald an, da iſt es dann dunkel und hat keine Noth mehr. Gebt Eurem Braunen die Sporen und reitet Trab über das Thal hin, ich laufe neben Euch her.“

„Warum denn jetzt auf einmal Trab?“ fragte der junge Mann, „meinſt du, es habe Gefahr? Geſtehe

nur, nicht wahr, du haſt ſie auch geſehen die Geſtalten im Wald, die neben uns her ſchlichen? Glaubſt du, es ſind Bündiſche?"

„Nun ja," flüſterte der Bauer, indem er ſich umſah, „mir war es auch, als ob uns jemand nachſchleiche; drum ſputet Euch, daß wir aus dem verdammten Hohlweg hinauskommen, und dann im Trab über das Thal hinüber, weiterhin hat es keine Gefahr."

Georg machte ſein Schwert locker in der Scheide, und nahm die Zügel ſeines Roſſes kräftiger in die Fauſt. Schweigend zogen ſie die Schlucht hinab, beleuchtet von ſo hellem Mondſchein, daß der junge Mann jeden Zug ſeines Gefährten erkennen konnte und deutlich ſah, daß er ſeine Art auf die Schulter nahm und ein Meſſer, das er im Wamms verborgen hatte, heraus zog und in den Gürtel ſteckte.

Sie wollten eben am Ausgang des Hohlweges in das Thal einbiegen, da rief eine Stimme im Gebüſch: „Das iſt der Pfeifer von Hardt, drauf Geſellen, der dort auf dem Roß muß der Rechte ſeyn."

„Fliehet, Junker, fliehet!" rief ſein treuer Führer und ſtellte ſich mit ſeiner Art zum Kampf bereit; doch Georg zog ſein Schwert, und in demſelben Augenblick ſah er ſich von fünf Männern angefallen, während ſein Gefährte ſchon mit drei andern im Handgemenge war.

Der enge Hohlweg hinderte ihn, ſich ſeiner Vortheile zu bedienen und zur Seite auszuweichen. Einer packte die Zügel ſeines Roſſes, doch in demſelben Augenblick traf ihn Georgs Klinge auf die Stirne, daß er ohne Laut niederſank; doch die andern, wüthend gemacht

durch den Fall ihres Genoſſen, drangen noch ſtärker auf ihn ein und riefen ihm zu, ſich zu ergeben; aber Georg, obgleich er ſchon am Arm und Fuß aus mehreren Wunden blutete, antwortete nur durch Schwerthiebe.

„Lebendig oder todt,“ rief einer der Kämpfenden, „wenn der Herr Herzog nicht anders will, ſo mag er's haben.“ Er rief's, und in demſelben Augenblick ſank Georg von Sturmfeder, von einem ſchweren Hieb über den Kopf getroffen, nieder. In tödtlicher Ermattung ſchloß er die Augen, er fühlte ſich aufgehoben und weggetragen, und hörte nur das grimmige Lachen ſeiner Mörder, die über ihren Fang zu triumphiren ſchienen.

Nach einer kleinen Weile ließ man ihn auf den Boden nieder, ein Reiter ſprengte heran, ſaß ab und trat zu denen, die ihn getragen hatten. Georg raffte ſeine letzte Kraft zuſammen, um die Augen noch einmal zu öffnen. Er ſah ein unbekanntes Geſicht, das ſich über ihn beugte. „Was habt ihr gemacht?“ hörte er rufen, „dieſer iſt es nicht, ihr habt den Falſchen getroffen. Macht, daß ihr fortkommt, die von Neuffen ſind uns auf den Ferſen.“ Matt zum Tode ſchloß Georg ſein Auge, nur ſein Ohr vernahm wilde Stimmen und das Geräuſch von Streitenden, doch auch dieſes zog ſich ferne; feuchte Kälte drang aus dem Boden des Wieſenthales und machte ſeine Glieder erſtarren, aber ein ſüßer Schlummer ſenkte ſich auf den Verwundeten herab, und mit dem letzten Gedanken an die Geliebte entſchwanden ſeine Sinne.

XV.

Von vieler Burgen Walle
Des Bundes Fahnen wehn,
Die Städte huld'gen alle,
Kein Schloß mag widerſtehn,
Nur Tübingen, die Veſte,
Verſpricht noch Wehr und Trutz.

G. Schwab.

Der ſchwäbiſche Bund war mit Macht in Würtemberg eingedrungen, von Tag zu Tag gewann er an Boden, von Woche zu Woche wurden ſeine Heere furchtbarer. Zuerſt war nach langer, muthiger Gegenwehr der Höllenſtein, das feſte Schloß von Heidenheim, gefallen. Ein tapferer Mann, Stephan von Lichow, hatte dort befehligt; aber mit ſeinen paar Feldſchlangen, mit einer Handvoll Knechte konnte er den Tauſenden des Bundes und der Kriegskunſt eines Frondsberg nicht widerſtehen. Bald nachher fiel Göppingen. Nicht minder tapfer, als der von Lichow, hatte ſich Philipp von Rechberg gewehrt, hatte ſogar für ſich und ſeine Knechte freien Abzug erfochten; aber das Schickſal des Landes vermochte er nicht abzuwenden. Teck, damals noch eine ſtarke, feſte Burg, fiel durch Unvorſichtigkeit der Beſatzung; am muthigſten hielt ſich Möckmühl; es ſchloß einen Mann in ſeinen Mauern ein, der ſich allein mit zwanzig der Belagerer geſchlagen hätte; ſein eiſerner Wille war oft nicht minder ſchwer als ſeine eiſerne Hand auf ihnen gelegen. Auch dieſe Mauern wurden gebrochen und Götz von Berlichingen fiel in des Bundes Hand. Auch Schorndorf konnte den Kanonen Georgs

von Frondsberg nicht widerſtehen; es war die feſteſte Stadt geweſen; mit ihr fiel das Unterland.[21]

So war nun ganz Würtemberg bis herauf gegen Kirchheim in der Bündiſchen Gewalt, und der Baiern Herzog brach mit ſeinem Lager auf, um mit Ernſt an Stuttgart zu gehen. Da kamen ihm Geſandte entgegen nach Denkendorf, die um Gnade flehten. Sie durften zwar nicht wagen, vor dem erbitterten Feind ihren Herzog zu entſchuldigen, aber ſie gaben zu bedenken, daß ja er, die Urſache des Krieges, nicht mehr unter ihnen ſey, daß man nur gegen ſeinen unſchuldigen Knaben, den Prinzen Chriſtoph, und gegen das Land Krieg führe. Aber vor der ehernen Stirne Wilhelms von Baiern, vor den habgierigen Blicken der Bundesglieder fanden dieſe Bitten keine Gnade. Ulerich habe dieſe Strafe verdient, gab man zur Antwort, das Land habe ihn unterſtützt, alſo mit gefangen, mit gehangen — auch Stuttgart mußte ſeine Thore öffnen.

Aber noch war der Sieg nichts weniger als vollſtändig; der größte Theil des Oberlandes hielt noch zu dem Herzog, und es ſchien nicht, als ob er ſich auf den erſten Aufruf ergeben wollte. Dieſes höher gelegene Gebirgsland wurde von zwei feſten Plätzen, Urach und Tübingen, beherrſcht; ſo lange dieſe ſich hielten, wollten auch die Lande umher nicht abfallen. In Urach hielt es die Bürgerſchaft mit dem Bunde, die Beſatzung mit dem Herzog. Es kam zum Handgemenge, worin der tapfere Kommandant erſtochen wurde; die Stadt ergab ſich den Bündiſchen.

Und ſo war in der Mitte des April nur Tübingen noch übrig; doch dieſes hatte der Herzog ſtark befeſtigt,

ort waren ſeine Kinder und die Schätze ſeines Hauſes; em Kern des Adels, vierzig wackern, kampfgeübten ittern, und zweihundert der tapferſten Landeskinder ar das Schloß anvertraut. Dieſe Veſte war ſtark, it Kriegsvorräthen wohl verſehen, an ihr hingen tzt die Blicke der Würtemberger; denn aus dieſen auern war ihnen ſo manches Schöne und Herrliche rvorgegangen, von dieſen Mauern aus konnte das nd wieder dem angeſtammten Fürſten erobert wer= n, wenn es ſich ſo lange hielt, bis er Entſatz her= ibrachte. Und dorthin wandten ſich jetzt die Bün= ſchen mit aller Macht. Ihrer Gewappneten Schritte nten durch den Schönbuch, die Thäler des Neckars terten unter dem Hufſchlag ihrer Roſſe; auf den ildern zeigten tiefe Spuren, wohin die ſchweren Feld= langen, Falkonen und Bombarden, die Kugel= und ulverwagen, der ganze furchtbare Apparat einer langen elagerung gezogen war.

Dieſe Fortſchritte des Krieges hatte Georg von turmfeder nicht geſehen. Ein tiefer, aber ſüßer Schlum= er hielt wie ein mächtiger Zauber ſeine Sinne viele ge lang gefangen; es war ihm in dieſem Zuſtand hl zu Muth, wie einem Kinde, das an dem Buſen ner Mutter ſchläft, nur hin und wieder die Augen ein nig öffnet, um in eine Welt zu blicken, die es noch ht kennt, um ſie dann wieder auf lange zu verſchließen. chöne, beruhigende Träume aus beſſeren Tagen gau= ten um ſein Lager, ein mildes, ſeliges Lächeln zog oft er ſein bleiches Geſicht und tröſtete die, welche mit nger Erwartung ſeiner pflegten.

Wir wagen es, den Leſer in die niedere Hütte zu führen, die ihn gaſtfreundlich aufgenommen hatte, und zwar am Morgen des neunten Tages, nachdem er verwundet worden war.

Die Morgenſonne dieſes Tages brach ſich in farbigen Strahlen an den runden Scheiben eines kleinen Fenſters und erhellte das größere Gemach eines dürftigen Bauernhauſes. Das Geräthe, womit es ausgeſtattet war, zeugte zwar von Armuth, aber von Reinlichkeit und Sinn für Ordnung. Ein großer, eichener Tiſch ſtand in einer Ecke des Zimmers, auf zwei Seiten von einer hölzernen Bank umgeben. Ein geſchnitzter, mit hellen Farben bemalter Schrein mochte den Sonntagsſtaat der Bewohner, oder ſchöne ſelbſtgeſponnene Leinwand enthalten; das dunkle Getäfel der Wände trug ringsum ein Bret, worauf blanke Kannen, Becher und Platten von Zinn, irdenes Geſchirr, mit ſinnreichen Reimen bemalt, und allerlei muſikaliſche Inſtrumente eines längſt verfloſſenen Jahrhunderts, als: Zimbeln, Schalmaien und eine Cither aufgeſtellt waren. Um den großen Kachelofen, der weit vorſprang, waren reinliche Linnen zum Trocknen aufgehängt, und ſie verdeckten beinahe dem Auge eine große Bettſtelle, mit Gardinen von großgeblümtem Gewebe, die im hinterſten Theil der Stube aufgeſtellt war.

An dieſem Bette ſaß ein ſchönes, liebliches Kind von etwa ſechzehn bis ſiebenzehn Jahren. Sie war in jene maleriſche Bauerntracht gekleidet, die ſich theilweiſe bis auf unſere Tage in Schwaben erhalten hat. Ihr gelbes Haar war unbedeckt und fiel in zwei langen, mit

bunten Bändern durchflochtenen Zöpfen über den Rücken hinab. Die Sonne hatte ihr freundliches rundes Geſichtchen etwas gebräunt, doch nicht ſo ſehr, daß es das ſchöne jugendliche Roth auf der Wange verdunkelt hätte; ein munteres blaues Auge blickte unter den langen Wimpern hervor; weiße faltenreiche Aermel bedeckten bis an die Hand den ſchönen Arm, ein rothes Mieder, mit ſilbernen Ketten geſchnürt, mit blendend weißen zierlich genähten Linnen umgeben, ſchloß eng um den Leib, ein kurzes ſchwarzes Röckchen fiel kaum bis über die Knie herunter; dieſe ſchmucken Sachen, und dazu noch ein blanke Schürze und ſchneeweiße Zwickelſtrümpfe mit ſchönen Kniebändern, wollten beinahe zu ſtattlich ausſehen zu dem dürftigen Gemach, beſonders da es Werktag war.

Die Kleine ſpann emſig feine glänzende Fäden aus ihrer Kunkel, zuweilen lüftete ſie die Gardinen des Bettes und warf einen verſtohlenen Blick hinein. Doch ſchnell, als wäre ſie auf böſen Wegen erfunden worden, ſchlug ſie die Vorhänge wieder zu und ſtrich die Falten glatt, als ſollte niemand merken, daß ſie gelauſcht habe.

Die Thüre ging auf und eine runde ältliche Frau, in derſelben Tracht wie das Mädchen, aber ärmlicher gekleidet, trat ein. Sie trug eine dampfende Schüſſel Suppe zum Frühſtück auf und ſtellte Teller auf dem Tiſche zurecht. Indem fiel ihr Blick auf das ſchöne Kind am Bette, ſie ſtaunte ſie an, und wenig hätte gefehlt, ſo ließ ſie den Krug mit gutem Apfelwein fallen, den ſie eben in der Hand hielt.

„Was fällt der aber um Gottes willa ei', Bärbele," ſagte ſie, indem ſie den Krug niederſetzte und zu dem Mädchen trat, „was fällt der ei', daß de am Wertich da nuia rautha Rock zum Spinna anziehſt? und au 's nui Mieder hot ſe an, und, ei daß di! — au a ſilberne Kette? und en friſcha Schurz, und Strümpf no ſo nir nir dier nir aus em Kaſta reißa? Wer wird dann en ſolcha Hochmuth treiba? du dummes Ding, du! Weißt du net, daß mer arme Leut ſind? und daß du es Kind voma onglückliche Mann biſt? —"

Die Tochter hatte geduldig die ereiferte Frau ausreden laſſen; ſie ſchlug zwar die Augen nieder, aber ein ſchelmiſches Lächeln, das über ihr Geſicht flog, zeigte, daß die Strafpredigt nicht ſehr tief gehe. „Ei, ſo laſſet uich doch b'richta," antwortete ſie, „was ſchadets dann dem Rock, wenn i ihn au amol ama chriſtlicha Wertich anhan? an der ſilberna Kette wird au nir verderbt, und da Schurz kann i jo wieder wäſcha!"

„So? als wemma et immer gnuag z'wäſcha und z'putza hätt? So ſag mer no, was iſt denn in de g'fahra, daß de ſo ſtrählſt und ſchöa machſt?"

„Ah was!" flüſterte das erröthende Schwabenkind, „wiſſet er dann net, daß heut der acht Tag iſt? hot et der Aetti g'ſait, der Junker werd' am heutiga Morga verwacha, wenn ſei Tränkle guete Wirking häb? und do hanne eba denkt —"

„Iſt's um dui Zeit?" entgegnete die Hausfrau freundlicher; „Da hoſt wärle reacht; wenn er verwacht und ſieht älles ſo ſchluttig und ſchlampig, ſe iſt et gnot und könnt Verdruß gä beim Aette. Ih ſieh au aus wie

Drach. Gang, Bärbele, hol mer mei ſchwaarz Wam=
s, mei rauths Miader und en friſcha Schurz."

„Aber Muater," gab die Kleine zu bedenken, „Er
ndt ich doch et do athau wölla? wenn der Junker jetzt
grad verwacha thät? ganget lieber uffe und theant
h droba an, i bleib derweil bei em."

„Da hoſt et au reacht, Mädle," murmelte die Alte,
ß ſelbſt das Frühſtück ſtehen und ging, um ſich in ihren
tz zu werfen. Die Tochter aber öffnete das Fenſter
r friſchen, erquickenden Morgenluft, ſie ſtreute Futter
f den breiten Simms, viele Tauben und Sperlinge
gen heran und verzehrten mit Gurren und Zwitſchern
: Frühſtück; die Finken in den Bäumen vor den Fen=
rn antworteten in einem vielſtimmigen Chorus, und
s ſchöne Mädchen ſah, von der Morgenſonne umſtrahlt,
helnd ihren kleinen Koſtgängern zu.

In dieſem Augenblick öffneten ſich die Gardinen
s Bettes, der Kopf eines ſchönen jungen Mannes ſah
:aus; wir kennen ihn, es iſt Georg.

Ein leichtes Roth, der erſte Bote wiederkehrender
:ſundheit, lag auf ſeinen Wangen; ſein Blick war wie=
r glänzend wie ſonſt; ſein Arm ſtemmte ſich kräftig auf
s Lager. Erſtaunt blickte er auf ſeine Umgebungen;
ſes Zimmer, dieſes Geräthe waren ihm fremd, er
bſt, ſeine ganze Lage kam ihm ungewohnt vor. Wer
tte ihm dieſe Binde um das Haupt gebunden? wer
tte ihn in dieſes Bett gelegt? Es war ihm, wie einem,
r mit fröhlichen Brüdern eine Nacht durchjubelt, die
eſinnung endlich verloren hat und auf einem fremden
ger aufwacht.

Lange ſah er dem Mädchen am Fenſter zu; dieſes Bild, das erſte, das ihm bei ſeinem Erwachen aus langem Schlafe entgegen trat, war ſo freundlich, daß er das Auge nicht davon abwenden konnte; endlich ſiegte die Neugierde, über das, was mit ihm vorgegangen war, gewiſſer zu werden; er machte ein Geräuſch, indem er die Gardinen des Bettes noch weiter zurückſchlug.

Das Mädchen am Fenſter ſchien zuſammen zu ſchrecken; ſie wandte ſich um, über ein ſchönes Geſicht flog ein brennendes Roth, freundliche blaue Augen ſtaunten ihn an; ein rother lächelnder Mund ſchien vergebens nach Worten zu ſuchen, den Kranken bei ſeiner Rückkehr ins Leben zu begrüßen. Sie faßte ſich und eilte mit kurzen Schrittchen an das Bette, doch machte ſie unterwegs mehre Mal Halt, als beſinne ſie ſich, ob er denn wirklich wieder aufgewacht ſey, ob es ſich auch ſchicke, daß ſie zu ihm trete, da er jetzt wieder lebe wie ein anderer Menſch.

Der junge Mann, nachdem er der Verlegenheit des ſchönen Kindes lächelnd zugeſehen hatte, brach zuerſt das Stillſchweigen.

„Sag mir, wo bin ich? wie kam ich hieher?“ fragte Georg, „wem gehört dieſes Haus, worin ich, mir ſcheint aus einem langen Schlaf erwacht bin?“

„Sind Er wieder ganz bei Ich?“ rief das Mädchen, indem ſie vor Freude die Hände zuſammenſchlug. „Ach, Herr Jeſes! wer hett' des denkt? Er gucket oin doch an wieder g'ſcheit an und et ſo duſelig, daß oims ällemol angſt und bang wora iſt.“

„Ich war alſo krank?“ forſchte Georg, der das Idiom des Mädchens nur zum Theil verſtand. „Ich lag einige Stunden ohne Bewußtſeyn?“

„Ei, wie ſchwätzet Er doch!“ kicherte das hübſche Schwabenkind, und nahm das Ende des langen Zopfbandes in den Mund, um das laute Lachen zu verbeißen; „a baar Stund ſaget Er? Heit Nacht wird's g'rad nei Tag, daß ſe Ich brocht hent.“

Der Jüngling ſtaunte ſie mit ernſten Blicken an. Neun Tage, ohne zu Marien zu kommen! Zu Marien? Mit dieſem himmliſchen Bilde kehrte wie mit einem Schlag ſeine Erinnerung wieder; er erinnerte ſich, daß er vom Bunde ſich losgeſagt habe; daß er ſich entſchloſſen habe, nach Lichtenſtein zu reiſen, daß er über die Alb auf geheimen Wegen gezogen ſey, daß — er und ſein Führer überfallen, vielleicht gefangen wurden; „gefangen?“ rief er ſchmerzlich, „ſage, Mädchen, bin ich gefangen?“

Dieſe hatte mit wachſender Angſt geſehen, wie ſich die klaren Blicke des jungen Ritters verfinſtert hatten, wie ſeine freundlichen Züge ernſt, beinahe wild wurden. Sie glaubte, er falle in jenen ſchrecklichen Zuſtand zurück, wo er, vom Wundfieber hart angefallen, einige Stunden lang geraſet hatte; und der ſchwermüthige Ton ſeiner Frage konnte ihre Furcht nicht mindern. Unſchlüſſig, ob ſie bleiben oder um Hülfe rufen ſollte, trat ſie einen Schritt zurück.

Der junge Mann glaubte in ihrem Schweigen, in ihrer Angſt die Beſtätigung ſeiner Frage zu leſen. „Gefangen, vielleicht auf lange, lange Zeit,“ dachte er, „vielleicht weit von ihr entfernt, ohne Hoffnung, ohne

Troſt, etwas von ihr zu wiſſen!“ Sein Körper war noch zu erſchöpft, als daß er der trauernden Seele widerſtanden hätte; eine Thräne ſtahl ſich aus dem geſenkten Auge.

Das Mädchen ſah dieſe Thräne, ihre Angſt löste ſich augenblicklich in Mitleiden auf, ſie trat näher, ſie ſetzte ſich an ſein Bett, ſie wagte es, die herabhängende Hand des Jünglings zu ergreifen. „Er müeſſet et greina,“ ſagte ſie; „Euer Gnada ſind jo jetzt wieder g'ſund, und — Er kennet jo jetzt bald wieder fortreita,“ ſetzte ſie wehmüthig hinzu.

„Fortreiten?“ fragte Georg, „alſo bin ich nicht gefangen?“

„G'fanga? noi, g'fanga ſend Er net; es hätt zwar a baarmol ſey kenne, wia dia vom ſchwäbiſcha Bund vorbeizoga ſend, aber mer hent Ich ällemol guet verſteckt; der Vater hot g'ſait, mer ſolla da Junker koin Menſcha ſeha lau.“

„Der Vater?“ rief der Jüngling, „wer iſt der gütige Mann? wo bin ich denn?“

„Ha, wo werdet Er ſey?“ antwortete Bärbele, „bei aus ſend Er in Hardt.“

„In Hardt?“ ein Blick auf die muſikaliſch ausſtaffirten Wände gab ihm Gewißheit, daß er Freiheit und Leben jenem Manne zu verdanken habe, der ihm wie ein Schutzgeiſt von Marien zugeſandt war. „Alſo in Hardt? und Dein Vater iſt der Pfeifer von Hardt? nicht wahr?“

„Er hot's et gern, wemmer em ſo ruaſt,“ antwortete das Mädchen, „er iſt freile ſei's Zoiches a Spielma, er hairts am gernſta wemmer Hans zua nem ſait.“

„Und wie kam ich denn hierher?“ fragte jener wieder.

„Ja wiſſet Er denn au gar koi Wörtle meh?“ lächelte das hübſche Kind und bediente ſich wieder des Zopfbandes. Sie erzählte, ihr Vater ſey ſchon ſeit einigen Wochen nicht zu Hauſe geweſen, da ſey er einesmals vor neun Tagen in der Nacht an das Haus gekommen und habe ſtark gepocht, bis ſie erwacht ſey. Sie habe ſeine Stimme erkannt und ſey hinabgeeilt, um ihm zu öffnen. Er ſey aber nicht allein geweſen, ſondern noch vier andere Männer bei ihm, die eine, mit einem Mantel verdeckte Tragbahre in die Stube niedergelaſſen haben. Der Vater habe den Mantel zurückgeſchlagen und ihr befohlen zu leuchten, ſie ſey aber heftig erſchrocken, denn ein blutender, beinahe todter Mann ſey auf der Bahre gelegen. Der Vater habe ihr befohlen, das Zimmer ſchnell zu wärmen, indeſſen habe man den Verwundeten, den ſie ſeinen Kleidern nach für einen vornehmen Herrn erkannt habe, auf das Bett gebracht; der Vater habe ihm ſeine Wunden mit Kräutern verbunden, habe ihm dann auch ſelbſt einen Trank bereitet, denn er verſtehe ſich trefflich auf die Arzneien für Thiere und Menſchen. Zwei Tage lang ſeyen ſie alle beſorgt geweſen, denn der Junker habe gerast und getobt; nach dem zweiten Tränklein aber ſey er ſtille geworden, der Vater habe geſagt, am achten Morgen werde er geſund und friſch erwachen, und wirklich ſey es auch ſo eingetroffen.

Der junge Mann hatte mit wachſendem Erſtaunen der Rede des Mädchens zugehört; er hatte ſie oft

unterbrechen müſſen, wenn er ihre zierlichen Ausdrücke nicht recht verſtand, oder wenn ſie in ihrer Rede abſchweifte, um die Kräuter zu beſchreiben, woraus der Pfeifer von Hardt ſeine Arzneien bereitet hatte.

„Und Dein Vater," fragte er ſie, „wo iſt er?"

„Was wiſſet mir, wo er iſt!" antwortete ſie ausweichend; doch als beſinne ſie ſich eines Beſſeren, ſetzte ſie hinzu: „Uich kammes jo ſaga, denn Ihr müeſſet guet Freund ſey mit em Vater; er iſt nach Lichtaſtoi."

„Nach Lichtenſtein?" rief Georg, indem ſich ſeine Wangen höher färbten; „und wann kommt er zurück?"

„Ja er ſott ſchau ſeit zwoi Tag do ſey, wie ner g'ſait hot. Wennem no nir g'ſcheha iſt; d'Leut ſaget, dia bündiſche Reiter baſſenem uff."

Nach Lichtenſtein — dorthin zog es ja auch ihn; er fühlte ſich kräftig genug, wieder einen Ritt zu wagen und die Verſäumniß der neun Tage einzuholen. Seine nächſte und wichtigſte Frage war daher nach ſeinem Roß; und als er hörte, daß es ſich ganz wohl befinde und im Kuhſtall ſeiner Ruhe pflege, war auch der letzte Kummer von ihm gewichen. Er dankte ſeiner holden Pflegerin für ſeine Wartung, und bat ſie um ſein Wamms und ſeinen Mantel. Sie hatte längſt alle Spuren von Blut und Schwerthieben aus den ſchönen Gewändern vertilgt; mit freundlicher Geſchäftigkeit nahm ſie die Habe des Junkers aus dem geſchnitzten und gemalten Schrein, wo ſie neben ihrem Sonntagsſchmuck geruht hatte, lächelnd breitete ſie Stück vor Stück vor ihm aus, und ſchien ſein Lob, daß ſie alles ſo ſchön gemacht habe, gerne zu hören. Dann enteilte ſie dem Gemach, um die frohe

Botſchaft, daß der Junker ganz geneſen ſey, der Mutter zu verkündigen.

Ob ſie der Mutter auch geſtanden, daß ſie ſchon ſeit einer halben Stunde mit dem ſchönen freundlichen Herrn geplaudert habe, wiſſen wir nicht; wir haben aber Urſache, daran zu zweifeln, denn jene ältliche, runde Frau hatte Erfahrung aus ihrer Jugend, und glaubte ihrem Töchterlein die Warnung nie genug wiederholen zu können: „Sie ſolle ſich wohl hüten, mit einem jungen Burſchen länger als ein Ave Maria lang zu ſprechen.“

XVI.

— Was kümmert's dich? Du fragſt
Nach Dingen, Mädchen, die dir nicht geziemen.
Schiller.

Als die runde Frau und Bärbele von der Bodenkammer herabſtiegen, war ihr erſter Gang, nicht in das Gemach, wo ihr Gaſt war, ſondern nach der Küche, und zwar aus zweierlei Gründen: einmal, weil jetzt dem Gaſt ein kräftiges Habermus gekocht werden mußte, und dann — von der Küche ging ein kleines Fenſter in die Stube, dorthin ſtellte ſich die Mutter, um die Mienen des Junkers zu rekognoſciren.

Bärbele ſtellte ſich auf die Zehen und ſchaute ihrer Mutter über die Schulter durchs Fenſterlein. Sie ſtaunte und ihr Herz pochte ſeit ſiebzehn Jahren zum erſtenmal recht ungeſtüm, denn ſo hübſch hatte ſie ſich doch den Junker nicht gedacht. Sie war zwar oft von ſeinem Anblick bis zu Thränen gerührt geweſen, wenn er mit

ſtarren Augen, ohne Bewußtſeyn, beinahe ohne Leben da lag; ſeine bleichen, noch im Kampf mit dem Tode ſo ſchönen Züge hatten ſie oft angezogen wie ein rührendes, erhabenes Bild den frommen Sinn einer Betenden anziehet; aber jetzt, ſie fühlte es, jetzt war es was ganz anderes. Die Augen waren wieder gefüllt von ſchönem, muthigem Feuer, es wollte dem Bärbele auf den Zehen bedünken, als habe ſie, ſo alt ſie geworden, noch gar keine ſolche geſehen. Das Haar lag nicht mehr in unordentlichen Strängen um die ſchöne Stirne; es fiel geordnet und reich auf den Nacken hinab.

Seine Wangen hatten ſich wieder geröthet, ſeine Lippen waren ſo friſch wie die Kirſchen an Petri und Paul; und wie ihn das ſeidengeſtickte Wamms gut kleidete, und der breite weiße Halskragen, den er über das Kleid heraus gelegt hatte. Aber das konnte das Mädchen nicht ergründen, warum er wohl immer auf eine aus weiß und blauer Seide geflochtene Schärpe niederſah, ſo feſt, ſo eifrig, als wären geheimnißvolle Zeichen eingewoben, die er zu entziffern bemüht ſey. Ja, es kam ihr ſogar vor, als drücke er die Feldbinde an das Herz, als führe er ſie an die Lippen voll Andacht und Inbrunſt, wie man Reliquien zu verehren pflegt.

Die runde Frau hatte indeſſen ihre Forſchungen durch das Fenſterlein vollendet. „'S iſt a Herr wie na Prinz,“ ſagte ſie, indem ſie das Habermus umrührte; „was er a Wammes a hot! dia Herra z'Stuagert kennets et ſchöner hau. Was duet er no mit dem Fetza, won er in der Hand hot? Er gukta jo ſchier ausenander! Es iſt ka ſey, a bisle Bluat na komma, daß ens verzirnt.“

„Noi ſell iſch et," entgegnete Bärbele, die jetzt bequemer das Zimmer überſehen konnte; „aber wiſſeter, Muater, wia mers fürkommt? er macht ſogar fuiriga Auga druf na; ſell iſt gewiß ebbes von ſeim Schatz."

Die runde Frau konnte ſich nicht enthalten, über die richtige Vermuthung ihres Kindes etwas weniges zu lächeln, doch ſchnell nahm ſie ihre mütterliche Würde wieder zuſammen, indem ſie entgegnete: „A, was woiſt du von Schätz! So na Kind wie du muaß gar a nix ſo denka. Gang jetzt weg vom Fenſterle dort, lang mir ſell Häfele her. Der Herr wird a fürnehms Freſſa g'wohnt ſey, i muaß am a bisle viel Schmalz in de Brei dauh."

Bärbele verließ etwas empfindlich das Fenſter; ſie wußte, daß ſie ihrer Mutter nicht widerſprechen dürfe, aber diesmal hatte dieſe offenbar Unrecht. Ging nicht das Mädchen ſchon ſeit einem Jahr in den Lichtkarz, wo von den Mädchen des Dorfes über Schätzchen und Liebe viel geſprochen und geſungen wurde? hatten nicht einige ihrer Geſpielinnen, die wenige Wochen älter waren als ſie, ſchon jede einen erklärten Schatz, und ſie allein ſollte nicht davon ſprechen, nicht einmal etwas davon wiſſen dürfen? Nein, es war recht unbillig von der runden Frau, ihrem Töchterlein, das, wenn ſie ſich auf die Zehen ſtellte, der Mutter über die Schultern ſehen konnte, ſolche Wiſſenſchaft geradehin zu verbieten. Aber wie es zu geſchehen pflegt, das Verbot reizt gewöhnlich zur Uebertretung, und Bärbele nahm ſich vor, nicht eher zu ruhen, als bis ſie wiſſe, warum der junge Ritter mit ſo gar „fuirigen Augen" auf ſeine Feldbinde hinſchaue.

Das Frühſtück des Junkers war indeſſen fertig geworden, es fehlte nichts mehr als ein Becher guten alten Weines; auch dieſer war bald herbeigebracht, denn der Pfeifer von Hardt war zwar ein geringer Mann, aber nicht ſo arm, daß er nicht für feierliche Gelegenheiten ein Fäßchen im Keller liegen hatte; das Mädchen trug den Wein und das Brod, und die runde Frau ging im vollen Sonntagsſtaat, die Schüſſel mit Habermus in beiden Fäuſten, ihrem holden Töchterlein voran in die Stube.

Es koſtete den jungen Mann nicht geringe Mühe, den vielen Kniren der Pfeifersfrau Einhalt zu thun; ſie hatte in ihrer Jugend einmal auf dem Schloß zu Neuffen gedient, und wußte, was Lebensart war; daher blieb ſie mit der rauchenden Schüſſel an ihrer eigenen Schwelle ſtehen, bis ihr der geſtrenge Junker ernſtlich befahl, vorzutreten. Die Tochter aber ſtand erröthend hinter der runden Frau, und ihr verſchämtes Geſicht ward nur auf Augenblicke ſichtbar, wenn die Mutter ſich recht tief vereinigte. Auch ſie machte die gehörige Anzahl Knixe, doch mochten ſie nicht ſo ungemein ehrerbietig ſeyn, denn ſie hatte ja ſchon ein halb Stündchen mit ihm geplaudert.

Das Mädchen deckte jetzt den Tiſch mit friſchen Linnen, ſetzte dem Junker das Habermus und den Wein an den Ehrenplatz in der Ecke der Bank unter dem Krucifix; dann ſteckte ſie einen zierlich geſchnitzten hölzernen Löffel in das Mus; er blieb aufrecht darin ſtehen, und es war dies ein gutes Zeichen, daß das Frühſtück delikat bereitet ſey. Als der Junker ſich niedergelaſſen hatte,

ſetzten ſich auch Mutter und Tochter an den Tiſch zu ihrem Suppennapf, doch in beſcheidener Entfernung und nicht ohne das Salzfaß zwiſchen ſich und ihren vornehmen Gaſt zu ſtellen. Denn ſo wollte es die Sitte in den guten alten Zeiten.

Georg hatte, während ſie das Frühmahl verzehrten, Muße genug, die beiden Frauen zu betrachten. Er geſtand ſich, daß die Hausehre des Pfeifers von Hardt eine ſtattliche Frau ſey, die vielleicht manchen weniger kühnen Mann als ſeinen Führer und Erretter unter die Stelzen ihrer gewichtigen Schuhe (Pantoffel hatte ſie wohl nicht) gebracht hätte. Auch das Kind des Spielmanns dünkte ihm eine liebliche Dirne, und ein ſo ſchöner Kopf, ſolche freundliche Augen hätten vielleicht in ſeinem Herzen einen nicht zu verachtenden Raum gewonnen, wäre es nicht von einem Bild ſchon ganz erfüllt geweſen, wäre nicht die Kluft ſo unendlich groß geweſen, welche Geburt und Verhältniſſe zwiſchen dem Erben des Namens Sturmfeder und der geringen Tochter des Pfeifers von Hardt befeſtigt hatte. Nichts deſto weniger ruhten ſeine Blicke mit Wohlgefallen auf ihren reinen unſchuldigen Zügen, und wäre die runde Frau nicht mit ihrer Suppe zu beſchäftigt geweſen, ſo wäre ihr wohl die Röthe nicht entgangen, die auf den Wangen ihres Kindes aufſtieg, wenn zufällig einer ihrer verſtohlenen Blicke dem Auge des jungen Mannes begegnete.

„Der Napf iſt leer, jetzt iſt es Zeit zu ſchwatzen.“ Dieſer richtige Spruch galt auch hier, ſobald das Tiſchtuch weggenommen war. Georg lagen vornehmlich zwei Dinge am Herzen: er mußte gewiß ſeyn, wann der

Pfeifer von Lichtenſtein zurückkommen würde, weil er nur ſeine Nachrichten über die Geliebte abwarten wollte, um dann ſogleich zu ihr zu eilen; und zweitens war es ihm ſehr wichtig, zu erfahren, wo das Heer des Bundes in dieſem Augenblicke ſtehe. Ueber das Erſtere konnte er keine weitere Auskunft erhalten, als was ihm das Mädchen früher ſchon geſagt hatte: der Vater ſey etwa ſeit ſechs Tagen abweſend, habe aber verſprochen, am fünften Abend wieder hier zu ſeyn, und ſie erwarten ihn daher ſtündlich. Die runde Frau vergoß Thränen, indem ſie dem Junker klagte, daß ihr Mann, ſeitdem dieſer Krieg begonnen, kaum einige Stunden zu Haus geweſen ſey; er ſey von früheren Zeiten her ſchon als ein unruhiger Mann berüchtigt, jetzt murmeln die Leute auch wieder allerlei über ihn, und gewiß bringe er ſeine Frau und ſein Kind durch ſein gefährliches Leben noch in Unglück und Jammer.

Georg ſuchte alle Troſtgründe hervor, um ihre Thränen zu ſtillen; es gelang ihm wenigſtens in ſo weit, daß ſie ihm ſeine Fragen nach dem Bundesheer beantwortete.

„Ach Herr,“ ſagte ſie, „des iſt a Graus und a Jomer; 's iſt grad, wie wenn der wild Jäger uf de Wolka reitet und mit ſeine g'ſpenſtige Hund übers Land wegzieht; 's ganz Unterland hent ſe ſchau, und jetzt goth's mit em hella Haufa ge Tibenga.“

„So ſind die Feſtungen alle ſchon in ihrer Hand?“ fragte Georg verwundert, „Höllenſtein, Schorndorf, Göppingen, Teck, Urach? Sind ſie alle ſchon eingenommen?“

„Aelles hent ſe; a Mann von Schorndorf hot's g'ſait, daß ſe de Höllaſtoi, Schorndorf und Göppinga hent. Aber von Teck und Aurich kane uich ganz gnau berichta, mer ſend jo koine drei, vier Stund davo.“ Sie erzählte nun, am dritten April ſey das Heer vor Teck gezogen; ſie haben einen Theil des Fußvolkes vor das eine Thor geſetzt und ſich mit der Beſatzung über die Uebergabe beſprochen. Da ſeyen alle Knechte zu dieſem Thor geeilt und haben zugehört, und indeſſen ſey das andere Thor von den Feinden beſtiegen worden.[22] Im Schloß Urach aber ſeyen vierhundert herzogliche Fußknechte geweſen; dieſe habe die Bürgerſchaft nicht in die Stadt laſſen wollen, als der Feind anrückte. Es ſey zum Gefecht zwiſchen ihnen gekommen, worin die Knechte auf den Markt gedrungen ſeyen, dort aber ſey der Vogt von einer Kugel getroffen und nachher mit Hellebarden niedergeſtoßen worden; die Stadt habe ſich dem Bunde ergeben. „Es iſt koi Wunder,“ ſchloß die runde Frau ihre Erzählung, „älle Burga und Schlöſſer nehmet ſe ei; denn ſe hent lange Feldſchlanga und Bombardier-Stuck, wo ſe Kugla draus ſchießet, graißer als mei Kopf, daß älla Maura zema brecha, und älla Tirn einfalla müeſſet.“

Georg konnte nach dieſem Bericht ahnen, daß eine Reiſe von Hardt nach Lichtenſtein nicht minder gefährlich ſeyn werde, als jener Ritt über die Alb, denn er mußte gerade die Linie zwiſchen Urach und Tübingen durchſchneiden. Doch war Urach ſchon ſeit mehreren Tagen von dem Heere verlaſſen; die Belagerung von Tübingen mußte nothwendig viele Mannſchaft erfordern,

und ſo konnte Georg dennoch hoffen, daß keine eigentlichen Poſten mehr den Strich Landes, den er zu durchreiſen hatte, beſetzt halten werden.

Mit Ungeduld erwartete er daher die Ankunft ſeines Führers. Seine Kopfwunde war geheilt; ſie war nicht tief geweſen, denn die Federn ſeines Barretts und ſein dichtes Haar hatten dem Hiebe, der nach ihm geführt worden war, ſeine Schärfe benommen; doch war der Schlag noch immer kräftig genug geweſen, um ihn auf ſo viele Tage des Bewußtſeyns zu berauben. Auch ſeine übrigen Wunden an Arm und Beinen waren geheilt, und die einzige körperliche Folge jener unglücklichen Nacht war eine Mattigkeit, die er dem Blutverluſt, dem langen Liegen und dem Wundfieber zuſchrieb; doch auch dieſe ſchwand von Stunde zu Stunde, denn ein friſcher Muth und ſehnſüchtige Gedanken in die Ferne verjagen gar bald ſolche ſchlimme Gäſte.

Es gehörte übrigens dieſer friſche Muth und ein wenig jugendliche Neugierde dazu, ihm die langſam hinſchleichenden Stunden erträglich zu machen; es gehörte die muntere Tochter des Pfeifers dazu, um ihn vergeſſen zu laſſen, wie unerträglich lange ihr Vater auf ſich warten laſſe. Er ſah hier, was er ſich ſchon lange zu ſehen gewünſcht hatte, eine ächte ſchwäbiſche Bauernwirthſchaft. Wie drollig kamen ihm ihre Sitten, ihre Sprache vor; ſein Franken, ſo nahe es an dieſes Würtemberg grenzte, hatte doch wieder einen anderen Schlag von Leuten; es deuchte ihm, ſeine Bauern ſeyen pfiffiger, verſchlagener, in manchen Dingen weniger roh als dieſe. Aber die gutmüthige Ehrlichkeit dieſer Leute, die aus ihren Augen

aus ihrer Sprache, aus ihrem ganzen Weſen hervorblitzte; ihre muntere, unverdroſſene Arbeitſamkeit; ihre Reinlichkeit, die ihrer Armuth ein ehrbares, ſogar ſchmukkes Anſehen gab, dies alles machte, daß er zu fühlen glaubte, es haben dieſe Leute als Menſchen mehr inneren Gehalt als die, welche er in ſeinen Gauen kennen gelernt hatte, wenn ſie auch in manchen Dingen nicht ſo viel Verſchlagenheit zeigten.

Bewundern mußte er auch die trauliche gutmüthige Geſchwätzigkeit des Mädchens. Die runde Frau mochte ſchmälen wie ſie wollte, mochte ſie noch ſo oft ermahnen, den hohen Stand des Ritters zu bedenken, ſie ließ es ſich nicht nehmen, ihren Gaſt zu unterhalten, beſonders da ſie ihren geheimen Plan, zu erforſchen, ob ſie in Hinſicht auf die Feldbinde beſſer gerathen habe, als die Mutter, noch nicht aufgegeben hatte. Sie hatte hierüber noch ihre ganz beſondern Gedanken: als nämlich der Junker ſo gar krank gelegen, war ſie in der Nacht noch lange aufgeblieben, um dem Vater Geſellſchaft zu leiſten, der am Bette des Verwundeten wachte. Doch bald ſchlief ſie über ihrer Arbeit ein; es mochte ungefähr zehn Uhr in der Nacht ſeyn, da ſie von einem Geräuſch im Zimmer aufgeſchreckt wurde. Sie ſah einen Mann mit dem Vater angelegentlich ſprechen; ſeine Züge entgingen ihr nicht, obgleich er ſich in eine große Kappe gehüllt hatte; ſie glaubte einen Diener des Ritters von Lichtenſtein, der ſchon oft auf geheimnißvolle Weiſe zu dem Pfeifer von Hardt gekommen war, und bei deſſen Anweſenheit ſie immer das Zimmer hatte verlaſſen müſſen, in ihm zu erkennen.

Neugierig, endlich einmal zu hören, was dieſer Mann bei dem Vater zu thun habe, ſchloß ſie ihre Augen wieder feſt zu, denn es war ihr wahrſcheinlich, daß ihr Vater ſie nur im Zimmer ließ, weil er ſie für feſt eingeſchlafen hielt. Der Mann erzählte von einem Fräulein, die über eine gewiſſe Nachricht untröſtlich ſey. Sie habe den fremden Mann gebeten und gefleht, nach Hardt zu gehen und Nachricht einzuziehen, ſie habe geſchworen, wenn er nicht gute Nachricht bringe, ihrem Vater alles zu ſagen und zur Pflege des Kranken ſelbſt zu kommen. Solches hatte der Lichtenſteiner heimlich geſprochen; der Vater hatte darauf das Fräulein beklagt, hatte dem Boten den ganzen Zuſtand des Kranken geſchildert und verſprochen, daß er, ſobald ſich der Kranke gebeſſert habe, ſelbſt kommen werde, um dem Fräulein dieſen Troſt zu bringen. Der Fremde Mann hatte ſodann dem Kranken ein Löckchen von ſeinen langen Haaren abgeſchnitten, es in ein Tuch geſchlagen und unter dem Wamms wohl verwahrt; darauf war er, vom Vater geführt, aus der Stube gegangen, und kurz nachher hörte ſie ihn bei Nacht und Nebel wieder wegreiten.

Dieſe Begebenheit hatten die vielerlei Geſchäfte der folgenden Tage bald wieder aus dem leichten jugendlichen Sinn der Tochter des Pfeifers von Hardt verdrängt; ſie erwachten aber jetzt aufs neue, aufgeregt durch das, was Bärbele durchs Küchenfenſter geſehen hatte. Sie wußte, daß der Ritter von Lichtenſtein eine Tochter habe, denn die Schweſter des Spielmanns war ja ihre Amme. Und dieſes Fräulein mußte es wohl ſeyn, die den Leichtenſteiner Knecht geſandt hatte, um ſich ſo

ıgelegentlich nach dem Kranken zu erkundigen, die ſo=
ır ſelbſt kommen wollte, um ihn zu pflegen.

Alle Sagen von liebenden Königstöchtern, von Rit=
rn, die krank in Gefangenſchaft gelegen und von holden
räulein errettet wurden, alles, was über dieſes Kapitel
mals in der traulichen Spinnſtube erzählt worden war,
- und es gab viele „grauſige" Geſchichten hierüber —
m ihr in das Gedächtniß. Sie wußte nun zwar nicht,
ie es mit der Minne ſo vornehmer Leute beſchaffen ſey,
›er ſie dachte, es werde dem hohen Fräulein wohl un=
fähr eben ſo um's Herz ſeyn, wie den Mädchen von
ardt, wenn ſie an einen ſchmucken Burſchen von Ober=
nſingen oder Köngen ihr Herz verſchenkt haben. Und
dieſer Hinſicht kam ihr das Verhältniß, dem ſie in
edanken nachſpürte, gar reizend vor, beſonders dachte
ſich den Schmerz des Fräuleins auf ihrer fernen,
hen Burg recht grauſam und rührend, wie ſie nicht
ſſe, ob ihr Schatz lebendig oder todt ſey, wie ſie nicht
ihm könne, um ihn zu ſehen und zu pflegen.

Sie wußte ein Lied, das man oft im Lichtkarz ſang;
hatte eine ſchöne Weiſe und kam ihr unwillkürlich
ch jetzt in den Sinn; es hieß:

Wenn i im Bett' lieg' und bi krank,
Wer führt mir mein Schätzle zum Tanz?
Und wenn i im Grab' lieg' und faule,
Wer kußt no ihr Honigmaule?

Thränen traten ihr in die ſonſt ſo fröhlichen Augen,
ı ſie bedachte, wie leicht der Junker ſeinem Liebchen
tte wegſterben können, und wie ſie dann ſo einſam und
ne Liebe geweſen wäre, und doch war ſie gewiß recht

ſchön und eines vornehmen reichen Ritters Kind. Doch iſt nicht der Junker noch viel ſchlimmer daran? dachte das gutherzige Schwabenkind weiter; dem Fräulein hatte ja der Vater jetzt Nachricht von ihm gebracht, aber er, er wußte ja ſeit vielen Tagen kein Wörtchen von ihr; denn früher wußte er nichts von ſich ſelbſt, und ſeit er wieder ganz bei Leben war, konnte er auch nichts wiſſen; darum hatte er wohl die Binde, die er gewiß von ihr hatte, ſo beweglich angeſchaut und ans Herz und den Mund gedrückt? Sie nahm ſich vor, ihm zu erzählen, was in jener Nacht vorgegangen ſey; vielleicht iſt es ihm doch ein Troſt, dachte ſie.

Georg hatte bemerkt, wie die fröhliche Miene des ſpinnenden Bärbele's nach und nach ernſter geworden war, wie ſie über etwas nachzuſinnen ſchien, ja er glaubte ſogar eine Thräne in ihrem Auge bemerkt zu haben. „Was haſt du, Mädchen?“ ſagte er, als die Mutter gerade das Zimmer verlaſſen hatte, „warum wirſt du auf einmal ſo ſtill und ernſt? und netzeſt ja ſogar deine Fäden mit Thränen?“

„Send denn Ihr ſo luſtig, Junker?“ fragte Bärbele und ſah ihm recht feſt ins Auge; „i han g'moint, es ſey vorig ebbes aus eure Auge g'rollt, was ſelle Binde dort g'netzt hot. Sell hent Er g'wiß vo Eurem Schäzle, und jetzt thuet Ichs loid, daß Er et bei er ſind?“

Sie mochte nahe ans Ziel getroffen haben, denn der junge Mann erröthete tief über ihre Frage. „Du haſt vielleicht recht,“ ſagte er lächelnd, „doch bin ich deßwegen nicht gar zu traurig, ich werde ſie bald wiederſehen.“

„Ach, was des für a Freud ſeyn wird in Lichtaſtoi!“ ntgegnete Bärbele mit einem ſchelmiſchen Seitenblick.

Georg erſtaunte; ſollte ihr der Vater von dem Ge=eimniß ſeiner Liebe etwas geſagt haben? „In Lichten=ein?“ fragte er ſie, „was weißt du von mir und ichtenſtein?

„Ach, i mags dem gnädigen Fräule wohl g'önna, aß ſie wieder a mol a Freud hot; mer hot mer gſait, ſe äb rechtſchaffa g'jomert, wie Er ſo krank gwe ſend.“

„Gejammert, ſagſt du?“ rief Georg, indem er uffſprang und zu ihr trat, „ſo wußte ſie um meine rankheit? O ſprich, was weißt du von Marie? kennſt u ſie? Was ſagte der Vater von ihr?“

„Der Vater hot koi ſterbes Wörtle zu mer g'ſait, nd i wißt au net, daß es a Fräule von Lichtaſtoi geit, enn et mei Bas ihr Amm wär. Aber Er müeſſet mers übel nemma, Junker, daſſe a bisle g'horcht hau; gucket s Ding iſt ſo ganga.“ Sie erzählte dem Junker, wie r hinter das Geheimniß gekommen ſey, und daß der ater, wahrſcheinlich um guten Troſt zu bringen, nach ichtenſtein gegangen ſey.

Georg wurde ſchmerzlich bewegt durch dieſe Nach=icht, er hatte bis jetzt geglaubt, Marie werde die Nach=icht ſeines Unfalls zugleich mit der tröſtlichen Kunde iner Geneſung erhalten; und jetzt mußte er erfahren, aß ſie mehrere bange Tage in Ungewißheit geſchwebt y; in der ſchrecklichen Ungewißheit, ob er nicht hier och entdeckt werde, ob er gerettet werde, ob ſie ihn je iederſehen würde; er kannte ihr treues Herz, und wie bhaft konnte er ſich ihren Kummer denken! Wahrlich,

ſein eigenes Unglück ſchien ihm gering und nicht zu beachten, wenn er ſich den Jammer des theuren Mädchens vorſtellte. Wie viel hatte ſie in Ulm gelitten, wie ſchmerzlich war ihr der Abſchied von ihm geworden; und kaum hatte ihr Herz wieder freier geathmet in dem Gedanken, daß er des Bundes Fahnen verlaſſen werde, kaum hatte ſie ein wenig heiterer in die Zukunft geſehen, ſo kam ihr die Schreckensbotſchaft von der tödtlichen Wunde. Und dieſes alles vor den Blicken des Vaters verſchließen, dieſen großen Schmerz allein tragen zu müſſen, ohne eine, auch nur eine Seele zu haben, bei welcher ſie weinen, bei welcher ſie Troſt ſuchen konnte. Jetzt fühlte er erſt, wie nothwendig es ſey, ſchnell nach Lichtenſtein zu eilen, und ſeine Ungeduld wurde zum Unmuth, daß jener ſonſt ſo kluge Mann gerade in dieſen koſtbaren Augenblicken ſo lange ausbleibe.

Das Mädchen mochte ſeine Gedanken errathen: „I ſieh wohl, Er möchtet gern von uns fort; wenn no der Vater do wär, denn alloi ſendt er da Weg nach Lichtaſtoi net; Er ſend koi Witaberger, des merke an der Sproch, und do kennet er leicht verirra. Wiſſeter was? i lauf em Vater entgege und mach, daß er bald kommt.“

„Du wollteſt ihm entgegen gehen?“ ſagte Georg, gerührt von der Gutmüthigkeit des Mädchens; „weißt du denn, ob er ſchon in der Nähe iſt? vielleicht iſt er noch ſtundenweit entfernt, und in einer Stunde wird es Nacht!“

„Und wär's ſo Nacht, daß mer da Weg mit de Händ greifa müeßt, und müeßt i laufa bis Lichtaſtoi, i wetts gern dauh, Er kommet jo no bälder zu —“

Erröthend ſchlug ſie die Augen nieder, denn trieb ſie auch ihr gutes Herz, ſich zum Liebesboten des Ritters anzubieten, ſo ſchämte ſie ſich doch, jenes zarte Verhältniß, das ihr heute ſo klar, wie noch nie zuvor einleuchtete, zu berühren.

„Und willſt du mir zu lieb gehen bis Lichtenſtein, ſo wäre es ja thöricht von mir, zurück zu bleiben und erſt deinen Vater zu erwarten. Ich ſattle geſchwind mein Roß und reite neben dir her, und du zeigſt mir den Weg, bis ich ihn nicht mehr verfehlen kann.“

Das Mädchen von Hardt ſchlug die Augen nieder und ſpielte mit dem langen Zopfband; „aber es wird ſo ſcho enera Stund Nacht,“ flüſterte ſie kaum hörbar.

„Ei, was ſchadet das? dann bin ich um den Hahnenſchrei in Lichtenſtein,“ antwortete Georg; „du wollteſt dich ja vorhin ſelbſt bei Nacht und Nebel auf den Weg machen.“

„Ja i wohl,“ entgegnete Bärbele ohne aufzuſehen, „aber Euch iſts g'wiß et g'ſund, wo ner erſt krank g'wä ſent, ſo in der kühla Nacht en Weg von ſechs Stund z'macha.“

Das kann ich nicht beachten!“ rief Georg, „und die Wunde iſt ja geheilt, ich bin geſund wie zuvor; nein! rüſte dich immer, gutes Kind, wir brechen ſogleich auf, ich gehe, mein Pferd zu ſatteln.“ Er nahm den Zaum von einem Nagel an der Wand, wo er aufgehängt war, und ſchritt zur Thüre.

„Herr! Euer Gnaden!“ rief ihm das Mädchen ängſtlich nach; „laſſet's lieber geh. Gucket, 's thuet ſe et, daß mer ſo ſelbander in der Nacht fortganget. D'Leut

in Hardt ſend ſo gar wunderlich und mer thät mer g'wiß ebbes ahänga, wenne — Wartet lieber bis morga früh, ſo wille uich meinetwega führa bis Pfullinga.“

Der Junker ehrte die Gründe des guten Mädchens und hing ſchweigend den Zaum wieder an die Wand. Es möchte ihm freilich lieber geweſen ſeyn, wenn die Leute von Hardt weniger geneigt waren, Böſes zu denken; doch es war hier nichts zu thun, als ſich ſchweigend in ſein Schickſal zu ergeben. Er beſchloß daher, dieſen Abend und die folgende Nacht noch auf den Pfeifer zu warten; käme er nicht, ſo wollte er mit dem früheſten Morgen zu Pferd ſeyn und unter Leitung ſeiner ſchönen Tochter nach Lichtenſtein aufbrechen.

XV.

Die linden Lüfte ſind erwacht,
Sie ſäuſeln und wehen Tag und Nacht,
Sie ſchaffen an allen Enden.
O friſcher Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, ſey nicht bang!
Nun muß ſich Alles, Alles wenden.

L. Uhland.

Aber der Pfeifer von Hardt kehrte auch in dieſer Nacht nicht nach Haus zurück, und Georg, der ſeine Sehnſucht nach der Geliebten nicht mehr länger zügeln konnte, ſattelte, als der Morgen graute, ſein Pferd. Die runde Frau hatte nach einigen harten Kämpfen ihrem Töchterlein erlaubt, daß ſie den Junker geleiten dürfe. Sie wußte zwar, daß ein ſo unerhörtes Ereigniß

viele Abende zur Unterhaltung in den Spinnſtuben von Hardt dienen werde und ſah es deßwegen nicht ganz gerne. Wenn ſie aber bedachte, wie viel ihrem Eheherrn an dem jungen Ritter gelegen ſeyn müſſe, weil er ihn in ſein Haus aufgenommen und wie einen Sohn gepflegt hatte, ſo glaubte ſie doch, dieſen letzten Dienſt ihrem Gaſt nicht abſchlagen zu dürfen; doch machte ſie die Bedingung, daß Bärbele vorausgehen und ihn eine Viertelſtunde hinwärts an einem Markſtein erwarten müſſe.

Georg nahm gerührt Abſchied von der ſtattlichen runden Frau, die ihm zu Ehren heute noch einmal in ihrem Sonntagsſtaat prangte; er hatte in den geſchnitzten Schrank einen Goldgulden gelegt, ein wichtiges Geſchenk für die damalige Zeit und eine bedeutende Summe für die Reiſekaſſe Georgs von Sturmfeder. Der Pfeifer von Hardt ſoll übrigens nie etwas von dieſem Depoſitum erfahren haben; ſey es nun, daß die gute runde Frau den Goldgulden nicht gefunden hat, oder daß ſie ihrem Eheherrn nichts davon berichtete, aus Angſt, er möchte den Junker durch die Rückgabe des Geſchenkes beleidigen. Nur ſo viel iſt gewiß, daß die Frau des Spielmanns kurze Zeit nach dieſem Vorfall mit einem nagelneuen Rock in der Kirche erſchien, zur Verwunderung aller Weiber in der Gegend, und daß ihre Tochter Bärbele ein ſchönes Mieder von feinem Tuch mit Goldborten auf der nächſten Kirchweih trug, das man früher nie an ihr geſehen. Auch ſoll ſie jedesmal erröthet ſeyn, wenn die Mädchen das neue Mieder befühlten und lobten. Welch großen Staat

konnte man in den guten Zeiten um einen Goldgulden machen!

Georg fand ſeine Führerin auf dem bezeichneten Markſtein ſitzend. Sie ſprang auf, als er heran kam, und ging mit raſchen Schritten neben ihm her. Das Mädchen kam ihm heute noch viel hübſcher vor als geſtern. Ihre Wangen hatte der friſche Aprilmorgen mit hohem Roth bedeckt und ihre Augen glänzten freundlich. Ihre Tracht eignete ſich ganz gut zu einem weiten Marſch, denn das kurze Röckchen hinderte den Fuß nicht, flink auszuſchreiten. Sie hatte ein Körbchen an den Arm gehängt, als wolle ſie zu Markt in die Stadt gehen. Sie trug aber weder Gemüß noch Früchte darin, was ſie wohl ſonſt in die Stadt zu bringen pflegte, ſondern ein Regentuch, mit dem ſie ſich gegen die wechſelnden Launen eines Apriltages verſehen hatte. Der Junker dachte bei ſich, als ſie ſo ſchmuck und rüſtig neben ihm hinging, daß das Mädchen wohl einmal eine gute tüchtige Hausfrau zu werden verſpreche, und pries den jungen Burſchen glücklich, der einſt das Kleinod des Spielmannes von Hardt für ſich gewinnen werde.

Sie hatte unſtreitig viel von dem lebhaften Geiſte ihres Vaters geerbt. Denn, wie jener bei der Reiſe über die Alb ſeinem vornehmen Gefährten durch Erzählungen und Hindeutungen auf die Gegend den Weg zu verkürzen bemüht geweſen war, ſo wußte auch ſie, ſo oft das Geſpräch zu ſtocken begann, entweder auf einen ſchönen Punkt in den Thälern und Bergen umher aufmerkſam zu machen, oder ſie theilte ihm unaufgefordert

eine und die andere Sage mit, die ſich an ein Schloß, an ein Thal oder einen Bach knüpften.

Sie wählte meiſtens Nebenwege, und führte den Reiter höchſtens zwei bis dreimal durch Dörfer; von zwei zu zwei Stunden aber machten ſie Halt. Endlich nach drei ſolchen Stationen ſah man in der Entfernung von einer kleinen halben Stunde ein Städtchen liegen; der Weg ſchied ſich hier und ein Fußpfad führte links ab in ein Dorf. An dieſem Scheidepunkte blieb das Mädchen ſtehen und ſagte: „Was Er dort ſehet, iſt Pfullinga, von dort kann Ich jedes Kind da Weg nach Lichtaſtoi zeiga.“

„Wie? du willſt mich ſchon verlaſſen?“ fragte Georg, der ſich an die munteren, ſinnigen Reden ſeiner Begleiterin ſo gewöhnt hatte, daß ihn der Abſchied überraſchte; „warum gehſt du nicht wenigſtens mit mir bis Pfullingen? Dort kannſt du in der Herberge etwas eſſen und trinken; du willſt doch nicht geradezu nach Haus laufen?“

Das Mädchen ſuchte freundlich auszuſehen und zu ſcherzen, doch konnte ſie einen ſchmerzlichen Zug um den Mund und trübe Augen nicht verbergen; denn wohl mochte auch ihr die Nähe ihres ſchönen Gaſtes theurer geworden ſeyn, als ſie vielleicht ſelbſt wußte. „Do mueß i von Ich geh, gnädiger Herr,“ ſagte ſie, „ſo gerne au no weiters mitging; aber d' Mueter wills ſo; dort in dem Dörfle am Berg hanne a Baas, und bei der bleibe heut, und morga gange wieder noch Hardt. Jetzt b'hüet Ich Gott der Herr und d'heilig Jungfrau, und älle ſeine Heilige nemmet Ich in Schutz. Grüeßet

mer de Vater und au," ſetzte ſie lächelnd hinzu, indem ſie ſchnell eine Thräne abſchüttelte, „grüeßet mer ſell Frähla, die Er ſo gern hent."

„Dank dir Bärbele," entgegnete Georg und reichte ihr die Hand zum Abſchied vom Pferd hinab. „Ich kann dir deine treue Pflege nicht vergelten. Aber wenn du nach Haus kommſt, ſo ſchau in den geſchnitzten Schrank, dort wirſt du etwas finden, das vielleicht zu einem neuen Mieder oder zu einem Röckchen für den Sonntag reicht. Nun, und wenn du es dann zum erſten Mal anhaſt und dein Schatz dich darin küßt, ſo gedenke an Georg von Sturmfeder!"

Der junge Mann gab ſeinem Pferde die Sporen und trabte über die grüne Ebene hin dem Städtchen zu. Zweihundert Schritte weit entfernt, ſchaute er ſich noch einmal nach der Tochter des Spielmannes um. Sie ſtand noch dort, wo er ſie verlaſſen hatte, im rothen Mieder, im kurzen Röckchen, mit langen Zöpfen und weißen Strümpfen;. ſie war es und keine andere; aber ſie hielt die Hand vor die glänzenden Augen und Georg war ungewiß, ob ſie die Strahlen der Sonne dadurch abhalten wolle, indem ſie ihm nachblickte, oder ob ſie vielleicht jene Thräne verwiſche, die er in ihren Wimpern blinken ſah, als ſie Abſchied nahm.

Bald war er am Thor der kleinen Stadt angelangt. Er fühlte ſich ermüdet und durſtig, und fragte daher auf der Straße nach einer guten Herberge. Man wies ihn nach einem kleinen düſteren Haus, wo ein Spieß über der Thüre und ein Schild, mit einem ſpringenden Hirſch geziert, zur Einkehr einluden. Ein kleiner

baarfußiger Junge führte ſein Pferd in den Stall, ihn ſelbſt aber empfing in der Thüre eine junge freundliche Frau und führte ihn zur Trinkſtube.

Es war dies ein weites, finſteres Zimmer, an deſſen Wänden ſich ſchwere eichene Tiſche und Bänke hinzogen. Die ungeheure Menge von Kannen und Bechern, die, blank geſcheuert, von den Geſtellen am Getäfel herabblinkte, bewies, daß die Herberge zum Hirſch ſehr beſucht ſeyn müſſe. In der That ſaßen auch, obgleich es erſt Mittag war, ſchon viele Gäſte beim Wein. Sie ſchauten den ſtattlichen jungen Ritter prüfend an, als er an ihren Tiſchen vorüber zum Ehrenplatz, in ein ſechseckiges, wie eine Laterne aus lauter Fenſtern erbautes Erkerlein geführt wurde; doch ließen ſie ſich in ihrem Geſpräch durch den vornehmen Gaſt nicht lange ſtören, ſondern ſchwatzten weiter über Krieg und Frieden, über Schlachten und Belagerungen, wie ehrſame Spießbürger in ſo unruhigen Zeiten, wie Anno 1519, zu thun pflegten.

Die Wirthin ſchien an ihrem Gaſt Gefallen zu finden. Sie ſchaute mit lächelnder Miene nach ihm herüber, wenn ſie am Erkerlein vorbeiging, und als ſie ihm eine Kanne alten Heppacher und einen ſilbernen Becher vorſetzte, zog ſich ihr etwas großer Mund zu holdſeliger Freundlichkeit. Sie verſprach ihm auch, ein junges Huhn zu braten und einen Tiſch zu decken, wenn er ſich nur ein wenig gedulden wolle; einſtweilen ſolle er ſich den Wein gut bekommen laſſen. Das laternenförmige Erkerlein lag um zwei Stufen höher als die übrige Trinkſtube; Georg konnte daher mit Muße die

Tiſche überſehen und trinkend die Gäſte muſtern. Obgleich er nicht viel in Herbergen und Weinſtuben ſich herum zu treiben pflegte, ſo hatte er doch, vielleicht dadurch, daß er weniger ſprach als beobachtete, einen eigenen Takt in Beurtheilung ſolcher Umgebungen gewonnen, der ihn auch bei ſeinen jetzigen Beobachtungen unterſtützte.

Die Geſellſchaft, die um einen der großen eichenen Tiſche ſaß, beſtand aus etwa zehen bis zwölf Männern. Sie unterſchieden ſich auf den erſten Anblick nicht ſehr von einander; große Bärte, kurze Haare, runde Mützen, dunkle Wämmſer gehörten dem einen ſo gut, wie dem andern an. Doch ſonderte ein ſchärferer Blick bald vorzüglich drei von den Uebrigen. Der eine — er ſaß Georg am nächſten, war ein kleiner, fetter, freundlicher Mann. Sein Haar war im Nacken etwas länger als das der anderen, er hatte es ſorgfältiger gekämmt, auch ſchien ſein dunkler Bart beſſer gepflegt zu ſeyn. Ein Mantel von feinem ſchwarzem Tuch und ein Filzhut mit ſpitzigem Kopf und breiter Krämpe, die hinter ihm an einem Nagel hingen, bezeichneten einen Mann von einigem Gewicht, vielleicht gar einen Rathsherrn. Er mochte auch eine beſſere Sorte trinken als die Uebrigen, denn er ſchlürfte bedächtig, und wenn er mit dem Deckel an ſeinem Krug das Zeichen gab, daß er leer ſey, that er er dies mit einem gewiſſen Anſtand und vernehmlicher als die Uebrigen. Er ſah bei allem, was geſprochen wurde, überaus fein und liſtig aus, als wiſſe er noch manches, ohne es gerade hier preisgeben zu wollen. Auch hatte er das Vorrecht, das Kellnermädchen in die

Backen zu kneipen oder ihren runden Arm zu „tätſcheln,“ wenn ſie die gefüllte Kanne brachte.

Ein anderer Mann, der am entgegengeſetzten Ende des Tiſches ſaß, ſtach nicht minder gegen ſeine Umgebungen ab, als der Fette; alles war an ihm länglich und hager. Sein Geſicht, von der Stirne bis zu dem langen zugeſpitzten Kinn, maaß wohl eine gute Mannsſpanne; ſeine Finger, mit welchen er auf dem Tiſche den Takt eines Liedes ſpielte, das er leiſe vor ſich hin pfiff, hatten etwas ſpinnenartiges, und als ſich Georg einmal zufällig bückte, gewahrte er zu ſeinem großen Erſtaunen, daß der hagere Mann lange, dünne Beine beinahe unter dem ganzen Tiſch hin ausgeſtreckt hatte. Er hatte um ſeine Naſe etwas Hochfahrendes, das ſich auch in der Art, wie er allem, was die Bürger vorbrachten, widerſprach, ausdrückte; er ſah aus, wie einer der viel mit vornehmen Herren umgegangen iſt, ihre Art und Weiſe angenommen hat, aber doch nicht recht bequem damit zurecht kommt. Er konnte nicht aus dem Städtchen ſeyn, denn er hatte die Wirthin nach ſeinem Pferd gefragt. Nach Georgs Muthmaßungen war er ein reiſender Arzt, wie ſie zu jener Zeit im Land umherzogen, um die Menſchen künſtlich umzubringen.

Der dritte Mann, der dem Gaſt im Erker auffiel, ſah etwas zerriſſen und zerlumpt aus; er hatte übrigens etwas Bewegliches, Liſtiges in ſeinem Weſen, das ihn von der gutmüthigen behaglichen Ruhe der Spießbürger merklich unterſchied. Er hatte über dem einen Auge ein großes Pflaſter, das andere aber blickte kühn und offen um ſich. Ein großer Reiſeſtock mit eiſerner Spitze, der

neben ihm lag, und ſein lederbeſetzter Rücken, worauf er gewöhnlich einen Korb oder eine Kiſte tragen mochte, ließen ſchließen, daß er entweder ein Bote ſey, oder wahrſcheinlicher noch einer jener herumziehenden Krämer, die auf Märkte und Kirchweihen, nebſt wunderbaren Nachrichten aus fernen Landen, für die Weiber wirkſame Mittel gegen behertes Vieh und für die Mädchen ſchöne bunte Bänder und Tücher bringen.

Dieſe drei waren es auch, die das Geſpräch führten, das nur hin und wieder durch einen Ausruf der Verwunderung oder durch ein Klopfen mit den Krugdeckeln von den übrigen ehrſamen Bürgern unterbrochen wurde.

Dieſe Männer handelten übrigens eine Materie ab, die Georgs Intereſſe ſehr in Anſpruch nahm. Sie ſprachen über die Unternehmungen des Bundes im würtembergiſchen Unterland. Der Krämer mit dem ledernen Rücken hatte erzählt, daß Möckmühl, worin ſich Götz von Berlichingen eingeſchloſſen, von den Bündiſchen erſtürmt, und jener tapfere Mann gefangen worden ſey. [23]

Der Rathsherr hatte zu dieſer Nachricht liſtig gelächelt und einen guten Zug von ſeiner beſſern Sorte getrunken; der Hagere ließ aber den Lederrücken nicht ausſprechen, er ſchlug den Takt mit den langen Fingern etwas vernehmlicher und ſagte mit hohler Stimme: „Das iſt erſtunken und erlogen, Freund! ſeht, das iſt gar nit möglich, denn der Berlichingen verſteht die ſchwarze Kunſt und iſt feſt, das muß ich wiſſen, und überdies hat er allein mit ſeiner eiſernen Hand in

mancher Schlacht zweihundert Mann maustodt geſchlagen, was wird er ſich denn fangen laſſen!“

„Mit Verlaub,“ unterbrach ihn der fette Herr, „dem iſt nicht alſo, ſondern Götz iſt in der That gefangen und ſitzt in Heilbronn. Aber nicht, weil er erlegen iſt, denn ſein Schloß in Möckmühl iſt nicht erſtürmt worden, ſondern die Bündiſchen haben ihm und den Seinigen freien Abzug verſprochen; wie er aber aus dem Thor kam, wurde er überfallen, ſeine Knechte getödtet und er gefangen. Seht, das iſt nicht recht, und da hat der Bund ſchändlich gehandelt.“

„Da muß ich doch bitten, Herr,“ ſprach der Lange, „daß man nicht alſo von den Bundesoberſten ſpricht; ich kenne viele Herren davon genau, wie z. B. Herr Truchſeß von Waldburg mein geneigter Herr und Freund iſt.“

Der fette Herr ſchien etwas erwiedern zu wollen, ſpielte aber das, was ihm auf der Zunge lag, mit einigem Wein hinunter. Jedoch die Bürger brachen bei Erwähnung ſo vornehmer Bekanntſchaften in ein Gemurmel des Staunens aus und lüfteten ehrerbietig ihre Mützen.

„Nun, wenn Ihr bei dem Bunde ſo gut bekannt ſeyd,“ ſagte der Zerlumpte mit etwas trotziger Miene, ſo werdet Ihr uns die beſte Nachricht geben können, wie es um Tübingen ausſieht.“

„Es pfeift aus dem letzten Loche,“ antwortete der Gefragte; „ich war vor kurzer Zeit dort und ſah die fürtrefflichen und ſchrecklichen Anſtalten zur Belagerung.“

„Ei! — So! — Wie!“ flüſterten die Bürger und rückten näher zuſammen, als erwarteten ſie wichtige Kunde.

Der hagere Mann lehnte ſich an die Lehne ſeines Stuhles zurück, ſteckte die langen Finger in die Degenkuppel, ſtreckte die Beine um einige Zoll länger aus und ſprach: „Ja, ja, ihr Leute, dort ſieht es arg aus; alle Ortſchaften in der Nachbarſchaft ſind in großem Schaden, denn die Obſtbäume ſind alle abgehauen, man ſchießt mit aller Macht auf Stadt und Schloß, und die Stadt hat ſich ſchon ergeben; im Schloß liegen vierzig Ritter, aber ſie können die paar Mäuerlein nicht mehr lange halten!“

„Was? ein paar Mäuerlein?“ rief der fette Herr und ſetzte ſeine Kanne klirrend auf den Tiſch; „wer je das Schloß von Tübingen geſehen hat, kann nicht von ein paar Mäuerlein reden. Hat es nicht auf den Seiten, wo es an den Berg ſtößt, zwei tiefe Graben, daß die Bündler mit keiner Leiter hinauf können, und Mauern zwölf Schuh dick, und Thürme, aus welchen ſie ihre Feldſchlangen nicht übel ſpielen laſſen.“

„Umgeſchoſſen, umgeſchoſſen!“ rief der lange Mann mit ſo greulich hohler Stimme, daß die erſchrockenen Bürger die Thürme von Tübingen krachen zu hören glaubten; „den neuen Thurm, den der Ulerich neulich aufbaute, hat der Frondsberg umgeſchoſſen, wie wenn er nie da geſtanden wäre.“ [24]

„Aber damit iſt noch nicht Alles hin,“ antwortete der Zerlumpte. „Die Ritter machen Ausfälle aus dem Schloß, und haben ſchon manchen auf dem Wörth am Neckar ſchlafen gelegt. Und dem Frondsberg haben ſie den Hut vom Kopf geſchoſſen, daß er heute noch Ohrenſummen hat.“ [25]

„Da ſeyd Ihr falſch berichtet," ſprach der Hagere nachläſſig; „Ausfälle? dafür haben die Belagerer leichte Reiter wie die Teufel; es ſind Griechen, ich weiß nicht vom Ganges oder Epiros, man heißt ſie Stratioten; die haben einen Oberſten, den Georg Samares, der läßt keinen Hund aus dem Loch ausfallen." [26]

„Der hat halt auch ins Gras beißen müſſen," entgegnete der zerlumpte Mann mit einem höhniſchen Seitenblicke: „die Hunde, wie Ihr ſie nennt, ſind dennoch ausgefallen, obgleich der Grieche vor dem Loch ſtand, und haben ihn gebiſſen und gefangen, und — "

„Gefangen? den Samares?" rief der Lange, aus ſeiner vornehmen Ruhe aufgeſchreckt; „Freund, das habt Ihr falſch gehört!"

„Nein," antwortete jener ſehr ruhig, „ich habe die Glocken läuten hören, als man ihn in Sanct Jörgenkirche begraben hat."

Die Bürger ſchauten aufmerkſam nach dem langen Fremden, um zu erforſchen, was für einen Eindruck dieſe Nachricht auf ihn mache. Er ließ ſeine buſchigen Augenbraunen herab, daß von ſeinen Augen nichts mehr zu ſehen war, zwirbelte ſeinen langen dünnen Knebelbart, ſchlug mit der knöchernen Hand auf den Tiſch und ſagte: „Und wenn ſie ihn auch in zehn Stücke zerhauen hätten, den Griechen, es hilft doch nichts! das Schloß muß über, da hilft nichts, und hat man Tübingen, dann gute Nacht Würtemberg! Der Ulerich iſt zum Land hinaus, und meine gnädigen Herren und Gönner ſind Meiſter."

„Wer ſteht Euch davor, daß er nicht wieder kommt? und dann? — —“ ſagte der kluge fette Herr und klappte den Deckel zu.

„Was? wiederkommen!“ ſchrie jener, „der Bettelmann! Wer ſagt das, daß er wiederkommt? Wer wagt es? He?“

„Was geht es uns an!“ murmelten die Gäſte unmuthig, „wir ſind friedliche Bürger, uns iſts einerlei, wer Herr im Land iſt, wenn nur die Steuern anders werden. — Wenn man in der Herberg iſt, wird doch auch noch ein Wort erlaubt ſeyn.“ So ſprachen ſie, und der Hagere ſchien zufrieden, daß ihm keiner etwas Ernſtliches entgegnete. Er ſah einen um den andern mit ſtechendem Blicke an, zog dann ſein Geſicht in freundlichere Falten und ſagte: „Es war nur zur Erinnerung, daß wir den Herzog fürder nicht mehr brauchen; mein' Seel, mir iſt er wie Gift und Operment, darum gefällt mir auch das Paternoſter ſo gut, das Einer auf ihn gemacht hat; ich will es einmal ſingen.“ Die Bürger ſahen finſter vor ſich hin und ſchienen nicht ſehr begierig auf den Spottgeſang, der ihrem unglücklichen Herzog galt. Jener aber befeuchtete ſeine Kehle mit einem guten Trunk und ſang mit heißerer unangenehmer Stimme: [27]

„Vater Unſer,
Reutling iſt unſer;
Der du biſt in dem Himmel,
Eßling wöll'n wir bald gewinnen;
Geheiligt werde Dein Nam',
Heilbronn und Weil wöll'n wir auch han;
Zu uns komme Dein Reich,
Der Ulmer Bund ſieht uns keinen gleich;

Dein Will' geſchehe,
Die Münz' hat gereit ein ander Gepräge;
Gieb uns unſer täglich Brod,
Wir haben Geſchütz für alle Noth;
Vergieb uns unſere Schuld,
Wir haben des Königs von Frankreich Huld;
Als wir vergeben unſern Schuldigern,
Wir wöll'n dem Bund das Maul zuſperr'n!
Laß uns nicht geführt werden,
Wir wöll'n bald Kaiſer werden,
In keine Verſuchung, ſondern erlös' uns von allem Uebel. Amen.
So behalten wir des Kaiſers Namen."

Er ſchloß ſeinen Geſang mit einem fatalen zitternden Schnörkel, der weiter keinen Effekt hervorbrachte, als daß die Bürger einander heimlich anſtießen und über die jämmerlichen Töne des Sängers die Achſel zuckten. Er aber ſchaute ſtolz in dem Kreiſe umher, als wolle er in den Mienen ſeiner Zuhörer den gerechten Beifall leſen.

„Ihr habt da ein gar frommes Lied geſungen," ſagte der Zerlumpte; „ſo fein kann ichs nicht, aber doch weiß ich auch ein neues Lied, und will es mit Eurem Verlaub ſingen."

Der Hagere ſah ihn ſcheel und ſpöttiſch an, die Bürger aber nickten ihm zu, und er begann mit einem angenehmen Tenor, indem er die Augen halb zuſchloß, aber doch hin und wieder auf den langen Mann hinüberſchielte, als beobachte er, welchen Eindruck ſein Geſang mache: [28]

„O weh, wo bleibet deine Kraft,
Würtemberg, du arme Landſchaft;
Ich klag dich billig hart und ſehr,
Denn der Bader von Ulm der iſt dein Herr.

„Der zu Nürnberg die Wetſchger macht,
Der Weber von Augsburg treibt auch ſein' Pracht,
Der Salzſieder von ſchwäbiſch Hall,
Von Ravensburg die Krämer all'.

„Von Rothweil die neuen Schweizerknaben
Wollten der Gans auch ein' Feder haben,
Und der Schneider von Memming iſt in der Sach'
Und auch der Kürſchner von Biberach."

Lärmender Beifall und Gelächter unterbrach den Sänger; ſie langten über den Tiſch herüber, ſchüttelten dem Zerlumpten die Hand und lobten ſein Lied. Der Hagere ſprach kein Wort, ſondern warf finſtere Blicke auf die Geſellſchaft; man war ungewiß, ob er den Beifall des Zerlumpten beneidete, oder ob der Gegenſtand des Liedes ihn beleidigte. Der fette Herr aber ſah ungemein klug aus, brummte die Weiſe des Liedes mit und nickte bei jeder Kraftſtelle mit dem Haupt.

Der Sänger mit dem ledernen Rücken fuhr fort:

„Den Saymer von Kempten ich Euch meld'
Und Holzhauer von dem Herdtfeld,
Und andere, die ich nit nennen will,
Der Haufen iſt groß und wird gar zu viel.

„Und auch der iſt in dem Strauß,
Der richt' Alles mit Ungeld aus,
Ich mein' Junker Ermlich und ſein Geſind,
Des reichen Barchetwebers Kind."

„Daß Euch der Kukuk in den Hals fahr', Ihr Lumpenhund!" fuhr der lange Mann auf, als er die letzten Worte hörte. „Ich weiß wohl, wen Ihr mit dem Barchetweber meint, meinen gnädigen Gönner, den Herrn von Fugger. Den ſoll mir ein ſolcher Landläufer verunglimpfen?" Er begleitete dieſe Worte mit

einem ausdrucksvollen Mienenſpiel und mit ſchrecklicher Geberde.

Doch der mit dem ledernen Rücken ließ ſich nicht einſchüchtern; er ſtellte ſeine ungemein muskulöſe Fauſt vor ſich hin und ſagte: „Den Landläufer könnt Ihr für Euch behalten, Herr Calmus! man weiß wohl, wer Ihr ſeyd; und wenn Ihr nicht augenblicklich Euer Maul haltet, ſo will ich Euch Eure Rührlöffelarme vom Leib ſchlagen.“

Der Hagere ſtand auf und bedauerte ſich ſelbſt, daß er in ſo gemeine Geſellſchaft gerathen ſey; er zahlte ſeinen Wein und ging vornehmen Schrittes aus der Trinkſtube.

XVI.

Weh' mir, ich habe die Natur verändert.
Wie kommt der Argwohn in die freie Seele?
Vertrauen, Glaube, Hoffnung iſt dahin,
Denn Alles log mir, was ich hochgeachtet.
Schiller.

Als dieſer Mann das Zimmer verlaſſen hatte, ſahen die Gäſte erſtaunt einander an; es war ihnen zu Muth, als hätten ſie ein ſchweres Gewitter aufſteigen ſehen, es hätte gekracht, als ob die Erde berſten wolle, ja, als wäre ein erſchrecklicher, tödtender Blitz auf ſie herabgefahren, und ſiehe da, es war nur ein „kalter Schlag.“ Dem Mann mit dem Lederrücken dankten ſie, daß er den ungezogenen, übermüthigen Gaſt ſo ſchnell entfernet habe, und fragten, was er wohl von dem hageren Fremden wiſſe?

„Den kenne ich wohl," antwortete dieſer; „das iſt unſeres Herrgotts Tagedieb, ein fahrender Arzt, der den Leuten Pillen verkauft gegen die Peſt, den Hunden den Wurm ſchneidet und die Ohren ſtutzt, die Mädchen von dicken Hälſen befreit und den Weibern Augenwaſſer gibt, daß ſie blind werden. Er heißt eigentlich Kahlmäuſer, aber weil er ein Gelehrter ſeyn will, heißt er ſich Doctor Calmus. Er niſtet ſich bei allen großen Herren ein, und wenn ihn einer einmal einen Eſel geheißen hat, ſo meint er ſchon, er ſey ſein beſter Freund."

„Mit dem Herzog muß er aber nicht gut ſtehen," bemerkte der ſchlaue Herr, „denn er hat doch läſterlich über ihn geſchimpft."

„Ja, mit Herrn Ulerich ſteht er freilich nicht gut; das ging aber ſo: der Herzog hatte einen ſchönen däniſchen Jagdhund, der hatte ſich im Schönbuch einen Dorn tief in die Pfote getreten. Den Herzog dauerte der Hund; er forſchte nach einem geſchickten Mann, der das Thier heilen könnte, und zufällig war der Kahlmäuſer da und bot ſich mit wichtigem Geſicht dazu an. Er bekam im Schloß in Stuttgart alle Tage gut zu eſſen und eine Maaß Wein; das ſchmeckte ihm nun ſo gut, daß er über ein Vierteljahr an der Hundspfote dokterte. Da ließ ihn eines Tages der Herzog ſammt dem Hund rufen und fragte, was er ausgerichtet habe. Er ſoll viel gelehrtes Zeug geſchwatzt haben; doch der Herr hat nicht darauf geachtet, ſondern die Pfote ſelbſt unterſucht, und da fand es ſich, daß ſie ſchon ganz ſchwarz und brandig war. Da nahm der Herzog den Kahlmäuſer, ſo lang er war, trug ihn an die lange Treppe, auf der

man bis in den zweiten Stock hinauf reiten kann, und warf ihn hinunter, daß er halb todt unten ankam; und seit der Zeit ist der Doktor Calmus nicht gut auf den Herzog zu sprechen. Andere sagen auch, er sey der Kundschafter gewesen zwischen dem Hutten und Frau Sabina, und habe nur deßwegen den Hund übernommen, weil er dadurch ins Schloß kam."

„So?" mit dem Hutten hat er es gehalten?" sagte einer der Bürger. „Das hätten wir wissen sollen, so hätten wir ihm das Fell recht gegerbt, dem Lumpendoktor! Der Hutten ist doch an all' dem unseligen Kriege schuld mit seiner Liebelei, und der dürre Kahlmäuser hat ihm dazu geholfen?"

„De mortuis nil nisi bene, man muß die Todten schonen, sagen die Lateiner," entgegnete der fette Herr; „der arme Teufel hat es mit dem Leben theuer genug bezahlt."

„Aber es ist ihm recht geschehen!" rief jener Bürger mit großer Hitze; an des Herzogs Stelle hätte ichs gerade auch so gemacht; ein jeder Mann muß sein Hausrecht wahren."

„Reitet Ihr zuweilen mit dem Vogt auf die Jagd?" fragte der fette Herr mit überaus schlauem Lächeln; „da habt Ihr die beste Gelegenheit; ein Schwert habt Ihr ja, und eine Eiche wird sich auch finden, wohin Ihr seinen Leichnam hängen könnet."

Ein schallendes Gelächter der Bürger von Pfullingen belehrte den Gast im Erker, daß jener eifrige Vertheidiger des Hausrechts in seinem eigenen Hause nicht so ganz strenge Justiz üben müsse. Er erröthete und

murmelte einige unverſtändliche Worte in ſeinen Becher hinein.

Der Zerlumpte aber, der als Fremder nicht mitlachen wollte, nahm ſich ſeiner an: „Ja wohl hat der Herzog ganz recht gehabt; denn er hätte den Hutten auf der Stelle hängen können, ohne daß er erſt mit ihm focht; er iſt ja Freiſchöff vom weſtphäliſchen Stuhl, vom heimlichen Gericht, und darf einen ſolchen Ehrenſchänder ohne weiteres abthun. Und er hatte die beſten Beweiſe gleich bei der Hand; kennt Ihr das ſchöne Liedlein? Ich will einmal ein paar Verſe daraus ſingen:

Und im Wald er ſich zum Hutten wandt':
„Was flimmert dort an deiner Hand?“
„Herr Herzog, 's iſt ein Ringelein,
Das hab' ich von meiner Liebſten fein.“

„Ei, Hans, du biſt ein ſtattlich Mann,
Haſt auch ein gülden Kettlein an!“
„Das hat mir auch mein Schatz geſchenkt,
Zum Zeichen, daß ſie mein gedenkt.“

Dann heißt es weiter:

O Hutten, gib bei'm Gaul die Sporn,
Des Herzogs Auge rollt voll Zorn,
O Hutten, fleuch, noch iſt es Zeit,
Er reißt das Schwert ſchon aus der Scheid'.“ —

„Laßt es lieber gut ſeyn,“ unterbrach ihn der fette Herr mit ernſter Miene; „es iſt nicht gut, daß man in ſolchen Zeiten dies Lied in der Herberge ſingt; dem Herzog kann es nicht mehr nützen, und die Bündiſchen ſind rings um uns; es könnte leicht einer etwas davon hören,“ ſetzte er mit einem ſtechenden Blick auf Georg hinzu, „und dann hieße es gleich: Pfullingen zahlt hundert Gulden Brandſteuer mehr.“

„Weiß Gott, Ihr habt recht!“ ſagte der Zerlumpte, „es iſt nicht mehr, wie früher, wo man ein freies Wort ſprechen und ſingen durfte beim Wein in der Trinkſtube; da muß man immer umſchauen, ob nicht dort ein Herzoglicher und auf der andern Seite ein Bündler ſitzt; aber den letzten Vers will ich noch ſingen, trotzt Baiern und dem Schwabenbund:

Es ſteht eine Eich' im Schönbuchwald,
Gar breit in den Aeſten und hoch geſtalt't;
Die wird zum Zeichen Jahrhunderte ſtahn;
Dort hing der Herzog den Hutten d'ran.“

Er hatte ausgeſungen, das Geſpräch der Bürger ſank jetzt zum Geflüſter herab, und Georg glaubte zu bemerken, daß ſie über ihn ihre Gloſſen machten. Auch die freundliche Wirthin ſchien neugierig, zu wiſſen, wen ſie in ihrem Erkerlein beherberge. Sie ſetzte die Speiſen, die ſie ihm bereitet hatte, vor ihn hin, nachdem ſie ein ſchönes Tafeltuch über den runden Tiſch ausgebreitet hatte; dann nahm ſie ſelbſt an der entgegengeſetzten Seite Platz und befragte ihn, wiewohl ſehr beſcheiden, über das woher? und wohin?

Der junge Mann war nicht geſonnen, ihr über den eigentlichen Zweck ſeiner Reiſe genaue Auskunft zu geben. Das Geſpräch der Gäſte an der langen Tafel hatte ihn belehrt, daß es hier nicht minder gefährlich ſey, zu gar keiner Partei zu gehören, als ſich für irgend eine beſtimmt zu erklären; er ſagte daher, er komme aus Franken und werde noch weiter hinauf ins Land, in die Gegend von Zollern reiſen, und ſchnitt ſomit jede weitere Frage ab; denn die Wirthin war zu beſcheiden,

als daß ſie ſich den Ort, wohin er gehe, noch näher hätte bezeichnen laſſen. Es ſchien ihm aber eine gute Gelegenheit, ſich nach Marien zu erkundigen; denn er war glücklich, wenn ihm die Wirthin zum goldenen Hirſch auch nur ihren Namen nennen, nur den Saum ihres Kleides beſchreiben würde. Er fragte daher nach den Burgen umher und nach den ritterlichen Familien, die in der Nachbarſchaft wohnen.

Die Wirthin ſchwatzte gerne; ſie gab ihm in weniger als einer Viertelſtunde die Chronik von fünf bis ſechs Schlöſſern aus der Gegend, und bald kam auch Lichtenſtein an die Reihe. Der junge Mann holte tiefer Athem bei dieſem Namen und ſchob die Schüſſel weit hinweg, um ſeine Aufmerkſamkeit ganz der Erzählerin zu widmen.

„Nun, die Lichtenſteiner ſind gar nicht arm, im Gegentheil, ſie haben ſchöne Felder und Wälder, und keine Ruthe Landes verpfändet; da ließe ſich der Alte lieber ſeinen langen Bart abſcheeren, obgleich er gar viel darauf hält und ihn immer ſtreichelt, wenn er mit den Leuten ſpricht. Er iſt ein ſtrenger ernſter Mann; was er einmal haben will, das muß geſchehen, und ſollte es biegen oder brechen. Er iſt auch einer von denen, die es ſo lange mit dem Herzog hielten; die Bündiſchen werden es ihm übel entgelten laſſen.“

„Wie iſt denn ſeine..., ich meine, Ihr ſagtet, er habe eine Tochter, der Lichtenſtein?“

„Nein,“ antwortete die Wirthin, indem ſich ihr ſonſt ſo heiteres Geſicht in grämliche Falten zog, „von der habe ich gewiß nicht geſprochen, daß ich es wüßte. Ja, er hat eine Tochter, der gute alte Mann, und es wäre

ihm beſſer, er führe kinderlos in die Grube, als daß er aus Jammer über ſein einziges Kind abfährt.“

Georg traute ſeinen Ohren nicht; was konnte die Wirthin gerade von Marien ſo Arges denken, daß ſie den Vater glücklich pries, wenn er dieſes Kind nicht hätte? „Was iſt es denn mit dieſem Fräulein?“ fragte er, indem er ſich vergebens abmühte, recht ſcherzhaft auszuſehen: „Ihr macht mich neugierig, Frau Wirthin! oder iſt es ein Geheimniß, daß Ihr nicht ſagen dürft?“

Die Frau zum goldenen Hirſch ſchaute aus dem Erker heraus nach allen Seiten, ob niemand lauſche, aber die Bürger waren ruhig in ihrem Geſpräch begriffen und achteten nicht auf ſie, und ſonſt war niemand in der Nähe, der ſie hören konnte. „Ihr ſeyd ein Fremder,“ hub ſie nach dieſen Forſchungen an, „Ihr reiſet weiter und habt nichts mit dieſer Gegend zu ſchaffen, darum kann ich Euch wohl ſagen, was ich nicht jedem vertrauen möchte. Das Fräulein dort oben auf dem Lichtenſtein iſt ein — ein — ja bei uns Bürgersleuten würde man ſagen, ſie iſt ein ſchlechtes Ding, eine loſe Dirne — “

„Frau Wirthin!“ rief Georg.

„So ſchreiet doch nicht ſo, verehrter Herr Gaſt, die Leute ſchauen ſich ja um. Meinet Ihr denn, ich ſage, was ich nicht ganz gewiß weiß? Denkt Euch, alle Nacht Schlag elf Uhr läßt ſie ihren Liebſten in die Burg. Iſt das nicht ſchrecklich genug für ein ſittſames Fräulein?“

„Bedenket, was Ihr ſprechet! Ihren Liebſten?“

„Ja leider, Nachts um elf Uhr ihren Liebſten; es iſt eine Schande und ein Spott! Es iſt ein ziemlich großer Mann, der kommt, in einen grauen Mantel

gehüllt, ans Thor. Sie hat es zu machen gewußt, daß zu dieſer Zeit alle Knechte vom Thore entfernt ſind, und nur der alte Burgwart, der ihr auch in ihrer Kindheit zu allen loſen Streichen half, um den Weg iſt; da kommt ſie nun allemal, wenn es drüben in Holzelfingen elf Uhr ſchlägt, ſelbſt herunter in den Hof, die Nacht mag ſo kalt ſeyn als ſie will, und bringt den Schlüſſel zur Zugbrücke, den ſie zuvor ihrem alten Vater vom Bette ſtiehlt; dann ſchließt der alte Sünder, der Burgwart, auf, die Brücke fällt nieder und der Mann im grauen Mantel eilt in die Arme des Fräuleins."

„Und dann?" fragte Georg, der beinahe keinen Athem mehr in der Bruſt, kein Blut mehr in den Wangen hatte, „und dann?"

„Ja, dann wird Braten, Brod und Wein geholt; ſo viel iſt gewiß, daß der nächtliche Liebſte einen ungeheuren Hunger haben muß, denn er hat in mancher Nacht einen halben Rehziemer rein aufgezehrt und zwei, drei Nößel Wein dazu getrunken; was weiter geſchieht, weiß ich nicht; ich will nichts vermuthen, nichts ſagen, aber das weiß ich," ſetzte ſie mit einem chriſtlichen Blick gen Himmel hinzu, „beten werden ſie nicht."

Georg ſchalt ſich nach kurzem Nachdenken ſelbſt aus, daß er nur einen Augenblick gezweifelt habe, daß dieſe Erzählung eine Lüge, von irgend einem müßigen Kopf erſonnen ſey; oder wenn auch etwas wahres daran wäre, ſo konnte es doch nichts ſeyn, das Marien zur Unehre gereicht hätte.

Wenn es wahr iſt, daß die Liebe eines Jünglings in den guten alten Zeiten zwar nicht weniger leidenſchaftlich

war, als in unſeren Tagen, aber mehr den Charakter reiner anbetender Ehrfurcht trug, daß nach der Sitte der Zeit die Geliebte nicht auf gleicher Stufe mit ihrem Verehrer, ſondern um eine höher ſtand, wenn wir den romantiſchen Erzählungen alter Chroniken und Minnebücher trauen dürfen, die ſo viele Beiſpiele aufführen, daß ſich edle Männer, wenn ſie in Liebe ſind, für die Treue und Reinheit ihrer Dame auf der Stelle todtſchlagen laſſen: ſo iſt es nicht zu verwundern, daß Georg von Sturmfeder, wenigſtens auf dieſe Indicien hin, von Marien nichts ſchlechtes denken konnte. So räthſelhaft ihm ſelbſt jene nächtlichen Beſuche vorkommen mochten, ſo ſah er doch klar, es ſey weder bewieſen, daß der Vater nichts darum wiſſe, noch daß der geheimnißvolle Mann gerade ein Liebhaber ſeyn müſſe. Er trug dieſe Zweifel auch ſeiner Wirthin vor.

„So? meint Ihr, der Vater wiſſe um die Geſchichte?“ ſprach ſie; „dem iſt nicht ſo. Sehet, ich weiß das gewiß, denn die alte Roſel, die Amme des Fräuleins —“

„Die alte Roſel hat es geſagt?“ rief Georg unwillkürlich; ihm war ja dieſe Amme, die Schweſter des Pfeifers von Hardt, ſo wohlbekannt; freilich wenn dieſe es geſagt hatte, war die Sache nicht mehr ſo zweifelhaft; denn er wußte, daß ſie eine fromme Frau und dem Fräulein ſehr zugethan war.

„Ihr kennt die alte Roſel?“ fragte die Wirthin, erſtaunt über den Eifer, womit ihr fremder Gaſt nach dieſer Frau fragte.

„Ich? ſie kennen? nein, erinnert Euch nur, daß ich heute zum erſten Mal in dieſe Gegenden komme; nur der Name Roſel fiel mir auf.“

„Sagt man bei Euch nicht ſo? Roſel heißt Roſina bei uns, und ſo nennt man die alte Amme in Lichtenſtein; nun ſeht, dieſe hält viel auf mich und kommt hie und da zu mir, dann koche ich ein ſüßes Weinmüschen, was ſie für ihr Leben gerne ißt, und zum Dank vertraut ſie mir allerlei Neues. Von ihr habe ich auch, was ich Euch ſagte. Der Vater weiß gar nichts von dieſen nächtlichen Beſuchen, denn er geht ſchon um acht Uhr zu Bette; die Amme ſchickte das Fräulein jedesmal um acht Uhr in ihre Kammer. Das fiel nun nach ein paar Tagen der guten Roſel auf. Sie ſtellt ſich, als gehe ſie zu Bette, und ſiehe da, was geſchieht? Kaum iſt alles ruhig im Schloß, ſo macht das Fräulein, das ſonſt keinen Span anrührt, eigenhändig ein Feuer auf den Heerd, kocht und bratet, was ſie kann und weiß, holt Wein aus dem Keller, holt Brod aus dem Schrank und deckt in der Herrenſtube den Tiſch. Dann ſchaut ſie zum Fenſter hinaus in die kalte ſchwarze Nacht, und richtig, wenn es drüben elf Uhr ſchlägt, raſſelt die Zugbrücke nieder, der nächtliche Geſelle wird eingelaſſen, und geht mit dem Fräulein in die Herrenſtube; ſie hat auch ſchon gehorcht, die Roſel, was wohl drinnen vorgehe, aber die eichenen Thüren ſind gar dick; dann lugte ſie auch einmal durchs Schlüſſelloch, ſah aber nichts als den Kopf des Fremden.“

„Nun, und iſt er ſchon alt? Wie ſieht er aus?“

„Alt? wo denket Ihr hin! die ſieht mir auch darnach aus, daß ſie es mit einem Alten hätte! Jung iſt er und ſchön, wie mir die Roſel ſagt; er hat einen dunklen Bart um Mund und Kinn, ſchönes gerolltes Haar auf dem Kopf, und ſah recht freundlich und liebreich aus.“

„Daß ihm der Satan den Bart Haar für Haar auszwicke!“ murmelte Georg und ſtrich mit der Hand über das Kinn, das noch ziemlich glatt war. „Frau! beſinnt Euch, habt Ihr denn dies alles ſo recht gehört von der Frau Roſel? hat ſie dies alles ſo geſagt? machet Ihr nicht noch mehr dazu?“

„Gott bewahre mich, daß ich über jemand läſtere! Da kennt ihr mich ſchlecht, Herr Ritter! Das alles hat mir Frau Roſel geſagt, und noch mehr hat ſie vermuthet und mir ins Ohr geflüſtert, was eine ehrliche Frau einem ſchönen jungen Herrn nicht wieder ſagen kann. Und denket Euch, wie recht ſchlecht das Fräulein iſt, ſie hat noch einen andern Liebhaber gehabt, und dem iſt ſie alſo untreu geworden!“

„Noch einen?“ fragte Georg aufmerkſam, denn die Erzählung ſchien ihm mehr und mehr an Wahrſcheinlichkeit zuzunehmen.

„Ja, noch einen; es ſoll ein gar ſchöner lieber Herr ſeyn, ſagte mir die Roſel; ſie war mit dem Fräulein einige Zeit in Tübingen, und da war ein Herr von — von — ich glaube, Sturmfittich heißt er — der war auf der hohen Schule, und da lernten ſich die beiden Leutchen kennen, und die Amme ſchwört, es ſey nie ein ſchmuckeres Paar erfunden worden im ganzen Schwabenland. Sie hat ihn auch ganz ſchrecklich lieb gehabt, das iſt wahr, und ſey ſehr traurig geweſen um ihn, als ſie von Tübingen ging; nun iſt ſie dem armen Jungen untreu geworden, das falſche Herz, und die Amme heult, wenn ſie nur an den ſchönen treuen Herrn denkt; er ſoll noch viel, viel ſchöner geweſen ſeyn als der, den ſie jetzt hat.“

„Frau Wirthin, wie oft laſſet Ihr mich denn klopfen, bis ich einen vollen Becher bekomme?“ rief der fette Herr aus der Trinkſtube herauf; denn die Frau Wirthin hatte über ihrer Erzählung alles Uebrige vergeſſen.“

„Gleich, gleich!“ antwortete ſie und flog an den Schenktiſch hin, den durſtigen Herrn mit ſeiner beſſeren Sorte zu verſehen; und von da ging es zum Keller, und Boden und Küche nahmen ſie in Anſpruch, ſo daß der Gaſt im Erker gute Weile hatte, einſam über das, was er gehört hatte, nachzuſinnen.

Den Kopf auf die Hand geſtützt, ſaß er da und ſchaute unverrückt in die Tiefe ſeines ſilbernen Bechers; ſo ſaß er am Nachmittag; ſo ſaß er am Abend; die Nacht war ſchon lange eingebrochen, und er ſaß noch immer ſo hinter dem runden Tiſch im Erker, todt für die Welt umher, nur hin und wieder verrieth ein tiefes Seufzen, daß noch Leben und Empfindung in ihm ſey. Die Wirthin wußte nicht, was ſie aus ihm machen ſollte; ſie hatte ſich wenigſtens zehnmal neben ihn geſetzt, hatte verſucht, mit ihm zu ſprechen, aber er hatte ihr gedankenlos mit ſtarren Augen ins Geſicht geſchaut und nichts geantwortet; es war ihr ganz Angſt dabei geworden, denn gerade ſo hatte ſie ihr ſeliger Mann angeſtarrt, als er das Zeitliche geſegnete und ihr den goldenen Hirſch hinterließ.

Sie berieth ſich mit dem fetten Herrn, und auch der Mann mit dem Lederrücken gab ſeine Meinung preis. Die Wirthin behauptete, entweder ſey er verliebt bis über die Ohren, oder man habe es ihm angethan. Sie belegte ihre Behauptung mit einer

ſchrecklichen Geſchichte von einem jungen Ritter, den ſie geſehen, und der auch aus lauter Liebe am ganzen Leib erſtarrt ſey, bis er am Ende geſtorben.

Der Zerlumpte war nicht dieſer Meinung; er glaubte, dem jungen Mann ſey vielleicht ein Unglück geſchehen, wie jetzt oft im Krieg vorkomme, und er ſey deßwegen in ſo tiefe Trauer verſenkt. Der fette Herr aber blinzelte einigemal nach dem ſtummen Gaſt im Erker hinauf, und fragte dann mit ſehr pfiffiger Miene, von welchem Gewächs und Jahrgang der Ritter trinke?

„Nun, ich hab' ihm Heppacher gegeben von 1480. Es iſt das beſte, was der goldene Hirſch hat."

„Da haben wir es!" rief der kluge Mann; „ich kenn' den Heppacher achtziger, den kann ſolch ein Junkerlein nicht führen, und der iſt ihm zu Kopf geſtiegen. Laßt ihn ſitzen, laßt ihn immer ſitzen, ſeinen ſchweren Kopf in der Hand, ich wette, ehe es acht Uhr ſchlägt, hat er ausgeſchlafen und iſt wieder ſo friſch wie der Fiſch im Waſſer."

Der Zerlumpte ſchüttelte den Kopf und ſagte nichts dazu, die Wirthin aber belobte den gewohnten Scharfſinn des fetten Herrn und fand ſeine Vermuthung am wahrſcheinlichſten.

Es war neun Uhr in der Nacht, die täglichen Zechgäſte hatten ſchon alle die Trinkſtube verlaſſen und auch die Wirthin wollte ſich zum Abendſegen rüſten, als der fremde Herr aus ſeinem Zuſtand erwachte. Er ſprang auf, machte einige Gänge durchs Zimmer und blieb endlich vor der Hausfrau ſtehen. Er ſah düſter und verſtört aus, und die wenigen Stunden vom Mittag bis

jetzt hatten ſeinen ſonſt ſo freundlichen offenen Zügen tiefe Spuren des Grames eingedrückt.

Die Wirthin dauerte ſein Anblick; ſie wollte ihm, eingedenk des klugen fetten Herrn, noch ein heilſames Süpplein kochen, und ihm dann ein treffliches, weiches Bett anweiſen; doch er ſchien für dieſe Nacht ein rauheres Lager ſich erwählt zu haben.

„Wann ſagt Ihr,“ hub er mit leiſer, unſicherer Stimme an, „wann geht der nächtliche Gaſt nach Lichtenſtein, und wann kommt er zurück?“

„Um elf Uhr, lieber Herr, geht er hinein, und um den erſten Hahnenſchrei kommt er wieder über die Zugbrücke.“

„Laſſet mein Pferd ſatteln und beſorget mir einen Knecht, der mich nach Lichtenſtein geleite.“

„Jetzt in der Nacht?“ rief die Wirthin und ſchlug vor Verwunderung die Hände zuſammen. „Jetzt wollet Ihr ausreiten? Ei geht doch, Ihr treibt Spaß mit mir!“

„Nein, gute Frau, es iſt mein wahrer Ernſt; aber ſputet Euch ein wenig, ich habe Eile.“

„Die habt Ihr den ganzen Tag nicht gehabt,“ entgegnete jene; „und jetzt wollt Ihr auf einmal über Hals und Kopf in die Nacht hinaus. Zwar die friſche Luft kann nichts ſchaden bei ſolchen Kranken; aber weiß Gott, Euer Pferd laſſe ich nicht aus dem Stall, Ihr könnt mir herunter fallen oder allerlei Unglück anrichten, und dann hieße es, wo hat denn die Hirſchwirthin wieder den Kopf gehabt, daß ſie die Leute ſo laufen läßt.“

Der junge Mann hatte ihre Rede ganz überhört, denn er war wieder in ſein düſteres Sinnen

zurückgeſunken; als ſie aufhörte zu ſprechen, ſchrack er auf und wunderte ſich, daß ſie ſeinen Befehl noch nicht befolgt habe.

Er ging, als ſie noch immer zauderte, um ſein Pferd ſelbſt zu beſorgen; da gedachte ſie, daß ſie doch keine Gewalt habe, ihn zurückzuhalten, und daß es gerathener ſeyn möchte, ihn ziehen zu laſſen. „Laſſet dem Herrn ſeinen Braunen herausführen!“ rief ſie, „und der Andres ſoll ſich rüſten, heute Nacht noch ein Stück Wegs zu gehen! — Er hat recht, daß er jemand mitnehmen will,“ ſprach ſie für ſich weiter, „der kann ihn doch im Nothfall halten; zwar ſagt man, ſie haben ein paar Sinne mehr, wenn ſie etwas im Kopf haben, und es falle keiner ſo leicht vom Pferd, wenn er auch hin und her ſchwankt, wie der Schwingel in der großen Glocke, aber beſſer iſt beſſer. — Was Ihr ſchuldig ſeyd, Herr Ritter? nun Ihr habt gehabt eine Maaß Alten, macht zwölf Kreuzer, und das Eſſen — nun, es iſt nicht der Rede werth, was Ihr gegeſſen habt; Ihr habt ja mein Huhn kaum angeſehen. Nun, wenn Ihr für den Stall und das Eſſen noch zwei Kreuzer zulegen wollt, ſo wird Euch eine arme Wittfrau ſchön danken.“

Nachdem die Rechnung in dem niederen Münzfuß der guten alten Zeiten berichtigt war, entließ die Wirthin zum goldenen Hirſch ihren Gaſt; ſie war ihm zwar nicht mehr ſo gewogen wie heute Mittag, als er herrlich wie der junge Tag in ihre Trinkſtube getreten war, aber dennoch konnte ſie ſich nicht verhehlen, als er beim Schein der Kienfackeln ſich aufs Pferd ſchwang, daß ſie nicht leicht einen ſchöneren Mann geſehen habe, und ſie ſchärfte

daher ihrem Knecht, der ihn begleitete, um ſo ſorgfältiger ein, recht genau auf ihn Acht zu haben, weil es bei dieſem Herrn „doch nicht ganz richtig im Kopfe ſey.“

Vor dem Thor von Pfullingen fragte der Knecht den nächtlichen Reiter, wohin er reiten wolle, und auf ſeine Antwort „nach Lichtenſtein,“ ſchlug er einen Weg rechts ein, der zum Gebirge führte. Der junge Mann ritt ſchweigend durch die Nacht hin; er ſah nicht rechts, er ſah nicht links, er ſah nicht auf nach den Sternen, nicht hinaus in die Weite, ſeine geſenkten Blicke hafteten am Boden. Es war ihm wie damals, als ihn die Mörder am Wege niedergeſchlagen hatten; ſeine Gedanken ſtanden ſtille, er hoffte nicht mehr, er hatte zu leben, zu lieben und zu wünſchen aufgehört. Und doch war ihm damals wohler geweſen, als ihm auf dem kühlen Teppich des Wieſenthales die Beſinnung ſchwand; er war ja entſchlummert mit dem erhebenden Gedanken an ſie, und die erſtarrenden Lippen hatten noch einmal einen ſüßen Namen ausgeſprochen.

Aber jetzt war die Leuchte verlöſcht, die ſeinen Pfad durchs Leben erhellt hatte. Es war ihm, als habe er nur noch einen kurzen Weg im Dunkeln hinzugehen, um dann in lichteren Höhen als auf dem Lichtenſtein ſeine Ruhe zu finden; und unwillkürlich zuckte ſeine Rechte hie und da ans Schwert, als wolle er ſich verſichern, daß ihm dieſer Gefährte wenigſtens treu geblieben ſey, als ſey dies der gewichtige Schlüſſel, der die Pforte ſprengen ſollte, die aus dem Dunkel zum Lichte führt.

Der Wald hatte längſt die Wanderer aufgenommen; ſteiler wurden die Pfade, und das Roß ſtrebte

mühſam unter der Laſt des Reiters und ſeiner Rüſtung bergan; doch der Reiter bemerkte es nicht. Die Nachtluft wehte kühler und ſpielte mit den langen Haaren des Jünglings, er fühlte es nicht; der Mond kam herauf und beleuchtete ſeinen Pfad, beleuchtete kühne Felſenmaſſen und die hohen, gewaltigen Eichen, unter welchen er hinzog, er ſah es nicht; unbemerkt von ihm rauſchte der Strom der Zeit an ihnen vorüber, Stunde um Stunde verging, ohne daß ihm der Weg lang bedünkte.

Es war Mitternacht, als ſie auf der höchſten Höhe ankamen. Sie traten heraus aus dem Wald, und getrennt durch eine weite Kluft von der übrigen Erde lag auf einem einzelnen, ſenkrecht aus der nächtlichen Tiefe aufſteigenden Felſen der Lichtenſtein.

Seine weißen Mauern, ſeine zackigten Felſen ſchimmerten im Mondlicht; es war, als ſchlummere das Schlößchen, abgeſchieden von der Welt, im tiefen Frieden der Einſamkeit.

Der Ritter warf einen düſteren Blick dorthin und ſprang ab. Er band das Pferd an einen Baum und ſetzte ſich auf einen bemoosten Stein, gegenüber von der Burg. Der Knecht ſtand erwartend, was ſich weiter begeben werde, und fragte mehre Mal vergeblich, ob er ſeines Dienſtes jetzt entlaſſen ſey?

„Wie weit iſts noch bis zum erſten Hahnenſchrei?“ fragte endlich der ſtumme Mann auf dem Steine.

„Zwei Stunden, Herr!“ war die Antwort des Knechtes.

Der Ritter reichte ihm reichlichen Lohn für ſein Geleite und winkte ihm zu gehen. Er zögerte, als ſcheue

er ſich, den jungen Mann in dieſem unglücklichen Zuſtand zu verlaſſen; als aber jener ungeduldig ſeinen Wink wiederholte, entfernte er ſich ſtille; nur einmal noch ſah er ſich um, ehe er in den Wald eintrat; der ſchweigende Gaſt ſaß noch immer, die Stirne in die Hand geſtützt, im Schatten einer Eiche, auf dem bemoosten Stein. —

XIX.

Durch dieſe hohle Gaſſe muß er kommen;
Es führt kein andrer Weg nach Küßnacht. — Hier
Vollend' ichs — die Gelegenheit iſt günſtig.
Schiller.

Man hat zu allen Zeiten viel Schönes und Wahres über die Thorheit der Eiferſucht geſchrieben, und dennoch ſind die Menſchen ſeit Urias Zeiten darin nicht weiſer geworden. Leute von überaus kühler Conſtitution werden zwar ſagen, wenn jener berühmte jüdiſche Hauptmann nicht die Thorheit begangen hätte, ſeine ſchöne Frau nur für ſich allein haben zu wollen, oder gar auf den König David eiferſüchtig zu werden, ſo wäre der berüchtigte Uriasbrief nie geſchrieben worden, und beſagter Hauptmann hätte es vielleicht noch weit im Dienſte bringen können. Andere aber, denen die Natur heißes Blut und einen Stolz, ein Gefühl der Ehre gegeben hat, das durch Hintanſetzung oder Treubruch leicht aufgeregt und beleidigt wird, werden beim eintretenden Falle jenem unglücklichen Uebel unterliegen, wenn ſie auch mit allen Beweisgründen der kälteren Vernunft ſich ſelbſt die Thorheit ihres Beginnens vorpredigen.

Georg von Sturmfeder war nicht von ſo kühlem Blute, daß ihn die Nachricht, die er heute erhielt, nicht aus allen Schranken der Billigkeit und Mäßigung herausgejagt hätte; er war überdies in einem Alter, wo zwar die offene Seele ſich noch nicht daran gewöhnt hat, den Menſchen a priori zu mißtrauen, wo aber ein ſolcher Fall um ſo überraſchender iſt, um ſo gefährlicher wirkt, eben weil das argloſe Herz ihn nie gedacht hat. Da kocht das Gefühl der gekränkten Treue, da braust der Stolz auf, der ſich beleidigt dünkt; den prüfenden Verſtand, der das Falſche vom Rechten zu ſondern pflegt, umziehen trübe, düſtre Wolken und verhüllen ihm das Wahre; ein Wörtchen Wahrſcheinlichkeit in einem Gewebe von Lüge überzeugt ihn; die Sonne der Liebe ſinkt hinab und es wird Nacht in der Seele. Dann ſchleichen ſich jene nächtlichen Geſellen: Verachtung, Wuth, Rache, in das von allen guten Engeln verlaſſene Herz, und die unendliche Stufenleiter der Empfindungen, welche von Liebe zu Haß führt, hat die Eiferſucht in wenig Augenblicken zurückgelegt.

Georg war auf jener Stufe der düſteren, ſtillen Wuth und der Rache angekommen; über dieſe Empfindung brütend, ſaß er unempfindlich gegen die Kälte der Nacht auf dem bemoosten Stein, und ſein einziger, immer wiederkehrender Gedanke war, den nächtlichen Freund „zu ſtellen, und ein Wort mit ihm zu ſprechen.“

Es ſchlug zwei Uhr in einem Dorf über dem Walde, als er ſah, daß ſich Lichter an den Fenſtern des Schloſſes hin bewegten; erwartungsvoll pochte ſein Herz,

krampfhaft hatte ſeine Hand den langen Griff des Schwertes umfaßt. Jetzt wurden die Lichter hinter den Gittern des Thores ſichtbar, Hunde ſchlugen an; Georg ſprang auf und warf den Mantel zurück. Er hörte, wie eine tiefe Stimme ein vernehmliches „gute Nacht“ ſprach. Die Zugbrücke rauſchte nieder und legte ſich über den Abgrund, der das Land von Lichtenſtein ſcheidet, das Thor ging auf und ein Mann, den Hut tief ins Geſicht gedrückt, den dunkeln Mantel feſt umgezogen, ſchritt über die Brücke und gerade auf den Ort zu, wo Georg Wache hielt.

Er war noch wenige Schritte entfernt, als dieſer mit einem dröhnenden: „Zieh, Verräther, und wehr' dich deines Lebens!“ auf ihn einſtürzte; der Mann im Mantel trat zurück und zog; im Augenblick begegneten ſich die blitzenden Klingen und raſſelten klirrend an einander.

„Lebendig ſollſt du mich nicht haben!“ rief der andere, wenigſtens will ich mein Leben theuer genug verkaufen!“ Zugleich ſah ihn Georg tapfer auf ſich eindringen, und an den ſchnellen und gewichtigen Hieben merkte er, daß er keinen zu verachtenden Gegner vor der Klinge habe. Georg war kein ungeübter Fechter, und er hätte manch ernſtlichen Kampf mit Ehre ausgefochten, aber hier hatte er ſeinen Mann gefunden. Er fühlte, daß er ſich bald auf die eigene Vertheidigung beſchränken müſſe, und wollte eben zu einem gewaltigen letzten Stoß ausfallen, als plötzlich ſein Arm mit ungeheurer Gewalt feſtgehalten wurde; ſein Schwert wurde ihm in demſelben Augenblick aus der Hand gewunden, zwei mächtige Arme

hlangen ſich um ſeinen Leib und feſſelten ihn regungslos, nd eine furchtbare Stimme ſchrie: „ſtoßt zu, Herr! Ein lcher Meuchelmörder verdient nicht, daß er noch einen ugenblick zum letzten Paternoſter habe!“

„Das kannſt du verrichten, Hans,“ ſprach der im lantel; „ich ſtoße keinen Wehrloſen nieder; dort iſt ſein chwert, ſchlag ihn todt, aber mach' es kurz.“

„Warum wollt Ihr mich nicht lieber ſelbſt umbrin- n, Herr!“ ſagte Georg mit feſter Stimme; „Ihr habt ir meine Liebe geſtohlen, was liegt an meinem Leben?“

„Was habe ich?“ fragte jener und trat näher.

„Was Teufel iſt das für eine Stimme?“ ſprach r Mann, der ihn noch immer umſchlungen hielt; „die llte ich kennen!“ Er drehte den jungen Mann in inen Armen um, und wie von einem Blitz getroffen, g er die Hände von ihm ab! „Jeſus Maria und oſeph! da hätten wir bald etwas Schönes gemacht! er welcher Unſtern führt Euch auch gerade hieher, unker? was denken denn auch meine Leute, daß ſie uch fortlaſſen, ohne daß ich dabei bin!“

Es war der Pfeifer von Hardt, der Georg alſo redete und ihm die Hand zum Gruß bot; dieſer aber ien nicht geneigt, dieſes freundliche Zeichen einem anne zu erwiedern, der noch ſo eben das Handwerk s Henkers an ihm verrichten wollte; wild blickte er bald n Mann im Mantel, bald den Pfeifer an. „Meinſt ,“ ſagte er zu dieſem, „ich hätte mich von deinen eibern in Gefangenſchaft halten laſſen ſollen, daß ich ine Verrätherei hier nicht ſehe? Erbärmlicher Betrü- r! und Ihr,“ wandte er ſich zu dem andern, „wenn

Ihr ein Mann von Ehre seyd, so stehet mir, und fallet nicht zu zwei über einen her; wenn Ihr wißt, daß ich Georg von Sturmfeder bin, so mögen Euch meine früheren Ansprüche auf das Fräulein nicht unbekannt seyn, und mit Euch mich zu messen, bin ich hieher gekommen. Darum befehlet diesem Schurken, daß er mir mein Schwert wieder gebe, und laßt uns ehrlich fechten, wie es Männern geziemt."

„Ihr seyd Georg von Sturmfeder?" sprach jener mit freundlicher Stimme und trat näher zu ihm. „Es scheint mir, Ihr seyd etwas im Irrthum hier. Glaubet mir, ich bin Euch sehr gewogen und hätte Euch längst gerne gesehen. Nehmet das Ehrenwort eines Mannes, daß mich nicht die Absichten in jenes Schloß führen, die Ihr mir unterleget, und seyd mein Freund!"

Er bot dem überraschten Jüngling die Hand unter dem Mantel hervor, doch dieser zauderte; die gewichtigen Hiebe dieses Mannes hatten ihm zwar gesagt, daß er ein Ehrenwerther und Tapferer sey, darum konnte und mußte er seinen Worten trauen; aber sein Gemüth war noch so verwirrt von allem, was er gehört und gesehen, daß er ungewiß war, ob er den Handschlag dessen, den er noch vor einem Augenblick als seinen bittersten Feind angesehen hatte, empfangen sollte oder nicht. „Wer ist es, der mir die Hand beut?" fragte er; „ich habe Euch meinen Namen genannt und könnte wohl billigerweise dasselbe von Euch verlangen."

Der Unbekannte schlug den Mantel auseinander und schob das Barrett zurück; der Mond beleuchtete ein Gesicht voll Würde, und Georg begegnete einem glänzenden

Auge, das den Ausdruck gebietender Hoheit trug. „Fraget nicht nach Namen,“ ſprach er, indem ein Zug von Wehmuth um ſeinen Mund blitzte; „ich bin ein Mann, und dies mag Euch genug ſeyn; wohl führte auch ich einſt einen Namen in der Welt, der ſich mit dem ehrenwertheſten meſſen konnte, wohl trug auch ich die goldenen Sporen und den wallenden Helmbuſch und auf den Ruf meines Hüfthorns lauſchten viele hundert Knechte; er iſt verklungen. Aber eines iſt mir geblieben,“ ſetzte er mit unbeſchreiblicher Hoheit hinzu, indem er die Hand des jungen Mannes feſter drückte, „ich bin ein Mann und trage ein Schwert,

si fractus illabatur orbis
impavitum ferient ruinae.“

Er drückte das Barrett wieder in die Stirne, zog ſeinen Mantel hoch herauf und ging vorüber in den Wald.

Georg ſtand in ſtummem Erſtaunen auf ſein Schwert geſtützt. Der Anblick dieſes Mannes — es war ihm unbegreiflich — hatte alle Gedanken der Rache in ſeinem Herzen ausgelöſcht. Dieſer gebietende Blick, dieſer gewinnende, wohlwollende Zug um den Mund, das tapfere, gewaltige Weſen dieſes Mannes erfüllten ſeine Seele mit Staunen, mit Achtung, mit Beſchämung. Er hatte geſchworen, mit Marien in keiner Berührung zu ſtehen, er hatte es bekräftigt mit jener tapfern Rechten, die noch eben die gewichtige Klinge leicht wie im Spiel geführt hatte; er hatte es beſtätigt mit einem jener Blicke, deren Strahl Georg wie den der Sonne nicht zu ertragen vermochte, eine Bergeslaſt wälzte ſich von ſeiner Bruſt, denn er glaubte, er mußte glauben.

Wenn man bedenkt, wie ſehr zu jener Zeit körperliche Eigenſchaften gewogen und angeſchlagen wurden, wie man Tapferkeit auch an dem Feinde hochſchätzte und achtete, wie das Wort eines anerkannt tapferen Mannes ſo feſt ſtand wie der Schwur auf die Hoſtie, wenn man ferner bedenkt, wie groß die Wirkung eines anmuthigen, oder aber eines imponirenden Aeußern auf ein jugendliches Gemüth iſt, ſo wird man ſich über die Veränderung nicht ſehr wundern, welche in dieſen kurzen Augenblicken mit der Geſinnung des Jünglings vorging.

„Wer iſt dieſer Mann?“ fragte Georg den Pfeifer, der noch immer neben ihm ſtand.

„Ihr höret ja, daß er keinen Namen hat, und auch ich weiß ihn nicht zu nennen.“

„Du wüßteſt nicht, wer er iſt?“ entgegnete Georg; „und doch haſt du ihm beigeſtanden, als er mit mir focht? geh! du willſt mich belügen!“

„Gewiß nicht, Junker,“ antwortete der Pfeifer; „es iſt, Gott weiß es, wahr, daß jener Mann der Zeit keinen Namen hat; wenn Ihr übrigens durchaus erfahren wollet, was er iſt, ſo wiſſet, er iſt ein Geächteter, den der Bund aus ſeinem Schloß vertrieb; einſt aber war er ein mächtiger Ritter im Schwabenland.“

„Der Arme! darum alſo ging er ſo verhüllt? und mich hielt er wohl für einen Meuchelmörder! ja, ich erinnere mich, daß er ſagte, er wolle ſein Leben theuer genug verkaufen.“

„Nehmt mir nicht übel, werther Herr!“ ſagte der Bauer, „auch ich hielt Euch für einen, der dem Geächteten auf das Leben lauern wollte, darum kam ich ihm

zu Hülfe, und hätte ich nicht Eure Stimme noch gehört, wer weiß, ob Ihr noch lange geathmet hättet. Wie kommt Ihr aber auch um Mitternacht hieher, und welches Unheil führt Euch gerade dem geächteten Mann in den Wurf? Wahrlich, Ihr dürft von Glück ſagen, daß er Euch nicht in zwei Stücke gehauen; es leben wenige, die vor ſeinem Schwert Stand gehalten hätten. Ich vermuthe, die Liebe hat Euch da einen argen Streich geſpielt!"

Georg erzählte ſeinem ehemaligen Führer, welche Nachrichten ihm im Hirſch zu Pfullingen mitgetheilt worden ſeyen. Namentlich berief er ſich auf die Ausſage der Amme, des Pfeifers Schweſter, die ihm ſo höchſt wahrſcheinlich gelautet habe.

„Dacht ichs doch, daß es ſo etwas ſeyn müſſe," antwortete der Pfeifer. „Die Liebe hat manchem noch ärger mitgeſpielt, und ich weiß nicht, was ich in jungen Jahren in ähnlichen Fällen gethan hätte. Daran iſt aber niemand ſchuld, als meine alte Roſel, die alte Schwätzerin; was hat ſie nöthig, der Wirthin im Hirſch, die auch nichts bei ſich behalten kann, zu beichten?"

„Es muß aber doch etwas Wahres an der Sache ſeyn," entgegnete Georg, in welchem das alte Mißtrauen hin und wieder aufblitzte. „So ganz ohne Grund konnte doch Frau Roſel nichts erſinnen!"

„Wahr? etwas Wahres müſſe daran ſeyn? allerdings iſt alles wahr nach der Reihe; die Knechte werden zu Bett geſchickt und die alte Aufpaſſerin auch, um elf Uhr kommt der Mann vor das Schloß, die Zugbrücke fällt herab, die Thore thun ſich ihm auf, das Fräulein empfängt ihn und führt ihn in die Herrenſtube — "

„Nun, ſiehſt du!“ rief Georg ungeduldig, „wenn dieſes alles wahr iſt, wie kann dann jener Mann ſchwören, daß er mit dem Fräulein —“

„Daß er mit dem Fräulein ganz und gar nichts wolle?“ antwortete der Pfeifer, „allerdings kann er das ſchwören; denn es iſt nur ein Unterſchied bei der ganzen Sache, den die Gans, die Roſel, freilich nicht gewußt hat, nämlich, daß der Ritter von Lichtenſtein in der Herrenſtube ſitzt, das Fräulein aber ſich entfernt, wenn ſie ihre heimlich bereiteten Speiſen aufgetragen hat. Der Alte bleibt bei dem geächteten Mann bis um den erſten Hahnenſchrei, und wenn er gegeſſen und getrunken und die erſtarrten Glieder am Feuer wieder erwärmt hat, verläßt er das Schloß, wie er es betreten.“

„O ich Thor! daß ich dies alles nicht früher ahnete. Wie nahe lag die Wahrheit und wie weit ließ ich mich irre leiten! Aber verflucht ſey die Neugierde und Läſterſucht dieſer Weiber, die in allem noch etwas ganz Beſonderes zu ſehen glauben, und denen das Unwahrſcheinlichſte und Grellſte gerade das Liebſte iſt! — Aber ſprich,“ fuhr Georg nach einigem Nachſinnen fort; „auffallend iſt es mir doch, daß dieſer geächtete Mann alle Nacht ins Schloß kommt; in welch unwirthlicher Gegend wohnt er denn, wo er keine warme Koſt, keinen Becher Weines und keinen warmen Ofen findet? — Höre, wenn du mich dennoch belögeſt!“

Des Pfeifers Auge ruhte mit einem beinahe ſpöttiſchen Ausdruck auf dem jungen Mann. „Ein Junker wie Ihr,“ antwortete er, „weiß freilich wenig, wie weh

Verbannung thut; Ihr wißt es nicht, was es heißt, ſich vor den Augen ſeiner Mörder verbergen; Ihr wißt nicht, wie ſchaurig ſich's in feuchten Höhlen, in unwirthlichen Schluchten wohnt; Ihr kennt die Wohlthat nicht, die ein warmer Biſſen und ein feuriger Trunk dem gewährt, der bei den Eulen ſpeist und bei dem Schuhu in der Miethe iſt; aber kommt, wenn es Euch gelüſtet! der Morgen bricht noch nicht an, und in der Nacht könnet Ihr nicht nach Lichtenſtein; ich will Euch dahin führen, wo der geächtete Ritter wohnt, und Ihr werdet nicht mehr fragen, warum er um Mitternacht nach Speiſe geht!"

Die Erſcheinung des Unbekannten hatte Georgs Neugierde zu ſehr aufgeregt, als daß er nicht begierig den Vorſchlag des Pfeifers von Hardt angenommen hätte, beſonders auch, da er darin den beſten Beweis für die Wahrheit oder Falſchheit ſeiner Ausſagen finden konnte. Sein Führer ergriff die Zügel des Roſſes und führte es einen engen Waldweg bergab. Georg folgte, nachdem er noch einen Blick nach den Fenſtern des Lichtenſtein zurückgeworfen hatte. Sie zogen ſchweigend immer weiter, und dem jungen Mann ſchien dieſes Schweigen nicht unangenehm zu ſeyn, denn er machte keinen Verſuch, es zu unterbrechen. Er hing ſeinen Gedanken nach über den Mann, zu deſſen geheimnißvoller Wohnung er geführt wurde. Unabläſſig beſchäftigte ihn die Frage, wer dieſer Geächtete ſeyn könnte. Er erinnerte ſich faſt wie aus einem Traum, daß mehrere Anhänger des vertriebenen Herzogs aus ihren Beſitzungen gejagt worden ſeyen, ja es däuchte ihm ſogar, es ſey in der Herberge zu Pfullingen, während ſeines theilnahmloſen

Hinbrütens, von einem Ritter, Max Stumpf von Schweinsberg, die Rede geweſen, nach welchem die Bündiſchen fahnden. Die Tapferkeit und ausgezeichnete Stärke dieſes Mannes war in Schwaben und Franken wohlbekannt; und wenn ſich Georg die zwar nicht überaus große, aber kräftige Geſtalt, die gebietende Miene, das heldenmüthige, ritterliche Weſen des Mannes ins Gedächtniß zurückrief, ward es ihm immer mehr zur Gewißheit, daß der Geächtete kein anderer, als der treueſte Anhänger Ulerichs von Würtemberg, Max Stumpf von Schweinsberg ſey.

Beſonders ſchmeichelhaft für die Phantaſie des jungen Mannes war auch der Gedanke, einen gefährlichen Gang mit dieſem Tapfern gemacht, und in einem Gefechte ſeine Klinge mit der ſeinigen gemeſſen zu haben, deſſen Ausgang zum wenigſten ſehr unentſchieden war.

So dachte in jener Nacht Georg von Sturmfeder, aber noch viele Jahre nachher, als der Mann, den er in jener Nacht bekämpfte, längſt wieder in ſeine Rechte eingeſetzt war, und ſeinem Hüfthorn wieder Hunderte folgten, rechnete er es unter ſeine ſchönſten Waffenthaten, dem tapfern, gewaltigen Unbekannten keinen Schritt breit gewichen zu ſeyn.

Die Wanderer waren während dieſem Selbſtgeſpräch des jungen Mannes auf einer kleinen, freien Waldwieſe angekommen; der Pfeifer band das Pferd ſeitwärts an, und winkte Georg, zu folgen. Die Waldwieſe brach in eine ſchroffe, mit dichtem Geſträuch bewachſene Abdachung ab; dort ſchlug der Pfeifer einige verſchlungene Zweige zurück, hinter welchen ein ſchmaler

Fußpfad ſichtbar wurde, welcher abwärts führte. Nicht ohne Mühe und Gefahr folgte Georg ſeinem Führer, der ihm an einigen Stellen kräftig die Hand reichte. Nachdem ſie etwa achtzig Fuß hinabgeſtiegen waren, befanden ſie ſich wieder auf ebenem Grund, aber umſonſt ſuchte der junge Mann nach der Stätte des geächteten Ritters. Der Pfeifer ging nun zu einem Baum von ungeheurem Umfang, der innen hohl ſeyn mußte, denn jener brachte zwei große Kienfackeln daraus hervor; er ſchlug Feuer und zündete mit einem Stückchen Schwefel die Fackeln an.

Als dieſe hell aufloderten, bemerkte Georg, daß ſie vor einem Portal ſtanden, das die Natur in die Felſenwand gebrochen hatte, und dies mochte wohl der Eingang zu der Wohnung ſeyn, wo der Geächtete, wie ſich der Pfeifer ausdrückte, bei dem Schuhu zur Miethe war. Der Mann von Hardt ergriff eine der Fackeln und bat den Jüngling, die andere zu tragen, denn ihr Weg ſey dunkel und hie und da nicht ohne Gefahr. Nachdem er dieſe Warnung geflüſtert, ging er voran in das dunkle Thor.

Georg hatte eine niedere Erdſchlucht erwartet, kurz und eng, dem Lager der Thiere gleich, wie er ſie in den Forſten ſeiner Heimath hin und wieder geſehen; aber wie erſtaunte er, als die erhabenen Hallen eines unterirdiſchen Palaſtes vor ſeinen Augen ſich aufthaten. Er hatte in ſeiner Kindheit aus dem Munde eines Knappen, deſſen Urgroßvater in Paläſtina in Gefangenſchaft gerathen war, ein Mährchen gehört, das von Geſchlecht zu Geſchlecht überliefert worden war; dort

war ein Knabe von einem böſen Zauberer unter die Erde geſchickt worden, in einen Palaſt, deſſen erhabene Schönheit alles übertraf, was der Knabe je über der Erde geſehen hatte; was die kühne Phantaſie des Morgenlandes Prachtvolles und Herrliches erſinnen konnte, goldene Säulen mit kryſtallenen Capitälern, gewölbte Kuppeln mit Smaragden und Sapphiren, diamantene Wände, deren vielfach gebrochene Strahlen das Auge blendeten; Alles war jener unterirdiſchen Wohnung der Genien beigelegt. Dieſe Sage, die ſich der kindiſchen Einbildungskraft tief eingedrückt, lebte auf und verwirklichte ſich vor den Blicken des ſtaunenden Jünglings. Alle Augenblicke ſtand er ſtill, von neuem überraſcht, hielt die Fackel hoch und ſtaunte und bewunderte, denn in hohen majeſtätiſch gewölbten Bogen zog ſich der Höhlengang hin, und flimmerte und blitzte, wie von tauſend Kryſtallen und Diamanten. Aber noch größere Ueberraſchung ſtand ihm bevor, als ſich ſein Führer links wandte und ihn in eine weite Grotte führte, die wie der feſtlich geſchmückte Saal des unterirdiſchen Palaſtes anzuſehen war.

Sein Führer mochte den gewaltigen Eindruck bemerken, den dieſes Wunderwerk der Natur auf die Seele des Jünglings machte. Er nahm ihm die Fackel aus der Hand, ſtieg auf einen vorſpringenden Felſen und beleuchtete ſo einen großen Theil dieſer Grotte.

Glänzend weiße Felſen faßten die Wände ein, kühne Schwibbogen, Wölbungen, über deren Kühnheit das irdiſche Auge ſtaunte, bildeten die glänzende Kuppel; der Tropfſtein, aus dem dieſe Höhle gebildet war, hing

voll von vielen Millionen kleiner Tröpfchen, die in allen Farben des Regenbogens den Schein zurückwarfen und als ſilberreine Quellen in kryſtallenen Schalen ſich ſammelten. In grotesken Geſtalten ſtanden Felſen umher, und die aufgeregte Phantaſie, das trunkene Auge glaubte bald eine Kapelle, bald große Altäre mit reicher Draperie und gothiſch verzierte Kanzeln zu ſehen. Selbſt die Orgel fehlte dem unterirdiſchen Dome nicht, und die wechſelnden Schatten des Fackellichtes, die an den Wänden hin- und herzogen, ſchienen geheimnißvoll erhabene Bilder von Märtyrern und Heiligen in ihren Niſchen bald auf- bald zuzudecken.

So ſchmückte die chriſtliche Phantaſie des jungen Mannes, voll Ehrfurcht vor dem geheimnißvollen Wirken der Gottheit, das unterirdiſche Gemach zur Kirche aus, während jener Aladdin mit der Wunderlampe die Säle des Paradieſes und die ewig glänzenden Lauben der Houris geſchaut hätte.

Der Führer ſtieg, nachdem er das Auge des Jünglings für hinlänglich geſättigt halten mochte, wieder herab von ſeinem Felſen. „Das iſt die Nebelhöhle,“ ſprach er, „man kennt ſie wenig im Land, und nur den Jägern und Hirten iſt ſie bekannt; doch wagen es nicht viele, herein zu gehen, weil man allerlei böſe Geſchichten von dieſen Kammern der Geſpenſter weiß. Einem, der die Höhle nicht genau kennt, möchte ich nicht rathen, ſich herab zu wagen; ſie hat tiefe Schlünde und unterirdiſche Waſſer, aus denen keiner mehr ans Licht kommt. Auch gibt es geheime Gänge und Kammern, die nur fünf Männern bekannt ſind, die jetzt leben.“

„Und der geächtete Ritter?“ fragte Georg.

„Nehmt die Fackel und folget mir,“ antwortete jener und ſchritt voran in einen Seitengang. Sie waren wieder etwa zwanzig Schritte gegangen, als Georg die tiefen Töne einer Orgel zu vernehmen glaubte. Er machte ſeinen Führer darauf aufmerkſam.

„Da iſt Geſang,“ entgegnete er, „der tönt in dieſen Gewölben gar lieblich und voll. Wenn zwei oder drei Männer ſingen, ſo lautet es, als ſänge ein ganzer Chor Mönche die Hora.“ Immer vernehmlicher tönte der Geſang; je näher ſie kamen, deſto deutlicher wurden die Biegungen einer angenehmen Melodie. Sie bogen um eine Felſenecke, und von oben herab ertönte ganz nahe die Stimme des Singenden, brach ſich an den zackigten Felſenwänden in vielfachem Echo, bis ſie ſich verſchwebend mit den fallenden Tropfen der feuchten Steine und mit dem Murmeln eines unterirdiſchen Waſſerfalles miſchte, der ſich in eine dunkle, geheimnißvolle Tiefe ergoß.

„Hier iſt der Ort,“ ſprach der Führer, „dort oben in der Felswand iſt die Wohnung des unglücklichen Mannes; hört Ihr ſein Lied? wir wollen warten und lauſchen, bis er zu Ende iſt, denn er war nicht gewohnt, unterbrochen zu werden, als er noch oben auf der Erde war.“

Die Männer lauſchten und verſtanden durch das Echo und das Gemurmel der Waſſer etwa folgende Worte, die der Geächtete ſang:

„Vom Thurme, wo ich oft geſehen
Hernieder auf ein ſchönes Land,
Vom Thurme fremde Fahnen wehen,
Wo meiner Ahnen Banner ſtand.

Der Väter Hallen ſind gebrochen,
Gefallen iſt des Enkels Loos,
Er birgt, beſiegt und ungerochen,
Sich in der Erde tiefem Schooß.

Und wo einſt in des Glückes Tagen
Mein Jagdhorn tönte durch's Gefild,
Da meine Feinde gräßlich jagen,
Sie hetzen gar ein edles Wild.
Ich bin das Wild, auf das ſie birſchen,
Die Bluthund' wetzen ſchon den Zahn,
Sie dürſten nach dem Schweiß des Hirſchen,
Und ſein Geweih* ſteht ihnen an.

Die Mörder han in Berg und Haide
Auf mich die Armbruſt aufgeſpannt,
Drum in des Bettlers rauhem Kleide
Durchſchleich' ich Nachts mein eigen Land;
Wo ich als Herr ſonſt eingeritten,
Und meinen hohen Gruß entbot,
Da klopf' ich ſchüchtern an die Hütten
Und bettle um ein Stückchen Brod.

Ihr warft mich aus den eignen Thoren,
Doch einmal klopf' ich wieder an;
Drum Muth! noch iſt nicht All' verloren,
Ich hab' ein Schwert und bin ein Mann.
Ich wanke nicht; ich will es tragen,
Und ob mein Herz darüber bricht,
So ſollen meine Feinde ſagen:
Er war ein Mann und wankte nicht!"

Er hatte geendet, und der tiefe Seufzer, den er
n verhallenden Tönen ſeines Liedes nachſandte, ließ
nen, daß er im Geſang nicht viel Troſt gefunden
be. Dem rauhen Manne von Hardt war während

* Wahrſcheinlich Anſpielung auf das Wappen von Würtemberg. Vergl. hinten Anm. 29.

dem Liede eine große Thräne über die gebräunte Wange gerollt, und Georg war es nicht entgangen, wie er ſich anſtrengte, die alte feſte Faſſung wieder zu erhalten und dem Bewohner der Höhle eine heitere Stirne und ein ungetrübtes Auge zu zeigen. Er gab dem Junker auch die zweite Fackel in die Hand und klimmte den glatten ſchlüpfrigen Felſen hinan, der zu der Grotte führte, woraus der Geſang erklungen war. Georg dachte ſich, daß er ihn vielleicht dem Ritter melden wolle, und bald ſah er ihn mit einem tüchtigen Strick zurückkehren. Er klimmte die Hälfte des Felſen wieder herab und ließ ſich die Fackeln geben, die er geſchickt in eine Felſenritze an der Seite ſteckte; dann warf er Georg den Strick zu und half ihm ſo die Felſenwand erklimmen, was ihm ohne dieſe Hülfe ſchwerlich gelungen wäre. Er war oben, und wenige Schritte noch, ſo ſtand er vor dem Felſengemach des Geächteten.[50]

XX.

— In wunderbaren Geſtalten
Ragt aus der dunkeln Nacht das angeſtrahlte Geſtein,
Mit wildem Gebüſch verſetzt, das aus den ſchwarzen Spalten
Herabnickt und im Wiederſchein
Als grünes Feuer brennt. Mit Furcht vermengtem Grauen
Bleibt unſer Ritter ſteh'n, den Zauber anzuſchauen.
Wieland.

Der Theil jener großen Höhle, welchen ſie jetzt betraten, unterſchied ſich merklich von den übrigen Grotten und Kammern durch ſeine Trockenheit. Der Boden war mit Binſen und Stroh beſtreut, eine Lampe, die an der

Wand angebracht war, verbreitete ein hinreichendes Licht auf die Breite und den größten Theil der Länge dieſer Grotte. Gegenüber ſaß jener Mann auf einem breiten Bärenfelle, neben ihm ſtand ſein Schwert und ein Hüfthorn; ein alter Hut und der graue Mantel, mit welchem er ſich verhüllt hatte, lagen am Boden. Er trug ein Wamms von dunkelbraunem Leder und Beinkleider von grobem, blauem Tuche; ein unſcheinbarer Anzug, der aber ſeinen kräftigen Körperbau und ſeine feinen edlen Züge nur noch mehr heraushob. Er mochte ungefähr vierunddreißig Jahre alt ſeyn, und ſein Geſicht war noch immer hübſch und angenehm zu nennen, obgleich die erſte Blüthe der Jugend von Gefahren und Strapazen abgeſtreift ſchien und der verwilderte Bart ihm zuweilen etwas Furchtbares verlieh; dieſe flüchtigen Bemerkungen drängten ſich Georg auf, als er am Eingang der Grotte ſtill ſtand.

„Willkommen in meinem Palatium, Georg von Sturmfeder!“ rief der Bewohner der Höhle, indem er ſich von dem Bärenfelle aufrichtete, dem Jüngling die Hand bot und ihm winkte, auf einen eben ſo kunſtloſen Sitz von Rehfellen ſich nieder zu laſſen. „Seyd herzlich willkommen! es war kein übler Einfall unſeres Spielmanns, Euch in dieſe Unterwelt herabzuführen und mir einen ſo angenehmen Geſellſchafter zu bringen. Hans! du treue Seele, du warſt bisher unſer Major domus, Truchſeß und Canzler, wir ernennen dich jetzt zu unſerem Kellermeiſter und Obermundſchenk; ſieh, dort hinter jener Säule muß ein Krug ſtehen, worin ſich noch ein Reſt alten Weines befindet. Nimm meinen

Jagdbecher von Buchsbaum, das einzige Tafelgeſchirr, das wir jetzt führen, gieß' ihn voll bis an den Rand und kredenze ihn unſerem ehrenwerthen Gaſte."

Georg ſah erſtaunt auf den geächteten Mann. Er hatte nach dem Schickſal, das ihn betroffen, nach ſeinen unwirthlichen Umgebungen, zuletzt noch nach dem Klaggeſang, den er gehört hatte, einen Mann erwartet, der zwar unbeſiegt von den Stürmen des Lebens, aber ernſt, vielleicht ſogar finſter in ſeinem Umgang ſeyn werde; und er fand ihn heiter, unbeſorgt, ſcherzend über ſeine Lage, als habe ihn auf der Jagd ein Sturm überfallen und genöthigt, eine kleine Weile in dieſer Höhle Schutz gegen das Wetter zu ſuchen. Und doch war es ein ſchrecklicherer Sturm, als der furchtbarſte Orkan der Natur, der ihn aus der Burg ſeiner Väter vertrieb, und doch war er ja das gejagte Wild, das gegen die Geſchoſſe der mordluſtigen Jäger hier eine Zuflucht fand.

„Ihr ſchaut mich verwundert an, werther Gaſt!" ſagte der Ritter, als Georg bald ihn, bald ſeine Umgebungen mit verwunderten Blicken maaß; „vielleicht habt Ihr erwartet, daß ich Euch etwas weniges vorjammern werde? Aber über was ſoll ich klagen? Mein Unglück kann in dieſem Augenblick keiner wenden, darum ziemt es ſich, daß man heitere Miene zum böſen Spiele macht. Und ſagt ſelbſt, wohne ich hier nicht, wie Fürſten ſelten wohnen? Habt Ihr meine Hallen geſehen und die weiten Säle meines Palaſtes? glänzen nicht ihre Wände wie Silber? wölben die Decken ſich nicht wie aus Perlen und Diamanten zuſammengeſetzt? werden ſie nicht getragen von Säulen, die von Smaragden und Rubinen und allen

Edelſteinen der Erde prangen? Doch hier kommt Hans, mein Obermundſchenk, mit dem Weine; ſprich, mein Getreuer! iſt das all unſer Getränk, was in dieſem Becher iſt?"

„Waſſer ſo klar als Kryſtall hat Eure Wohnung," ſprach der Pfeifer, der mit der heiteren Laune ſeines Gefährten ſchon vertraut war, „aber auch ein Reſtchen Wein, das wenigſtens noch drei Becher füllt, iſt im Krug und — nun wir haben ja heute einen Gaſt und können ſchon etwas drauf gehen laſſen — ich will es nur geſtehen, ich habe heute Nacht einen vollen Krug alten Uhlbacher hereingebracht, er ſteht bei dem andern."

„Das haſt du wohl gemacht!" rief der geächtete Ritter und ein Strahl der Freude drang aus ſeinem glänzenden Auge; „glaubet nicht, Herr Georg, daß ich ein Schlemmer und Säufer bin; aber guter Wein iſt ein edles Ding, und ich liebe es, in guter Geſellſchaft den vollen Becher rund gehen zu laſſen. Pflanze die Krüge nur hier auf, werther Kellermeiſter, wir wollen tafeln wie in den Tagen des Glückes. Ich bring es Euch, auf den alten Glanz des Hauſes Sturmfeder!

Georg dankte und trank; „ich ſollte die Ehre erwiedern," ſagte er, „und doch weiß ich Euren Namen nicht, Herr Ritter. Doch ich bringe es Euch! möget Ihr bald wieder ſiegreich in die Burg Eurer Väter einziehen, möge Euer Geſchlecht auf ewige Zeiten grünen und blühen — es lebe!" Georg hatte die letzten Worte mit ſtarker Stimme gerufen und wollte eben den Becher anſetzen, als das Geräuſch vieler Stimmen, vom Eingang der Grotte her, aus der Tiefe emporſtieg, die

vernehmlich „es lebe! lebe!“ riefen. Verwundert ſetzte er den Becher nieder; „was iſt das?“ ſagte er, „ſind wir nicht allein?“

„Es ſind meine Vaſallen, die Geiſter,“ antwortete der Ritter lächelnd, oder wenn Ihr ſo lieber wollt, das Echo, das Eurem freundlichen Rufe beiſtimmte. Ich habe oft,“ ſetzte er ernſter hinzu, „in den Zeiten des Glanzes, das Wohl meines Hauſes von hundert Stimmen ausrufen hören, doch hat es mich nie ſo erfreut und gerührt als hier, wo mein einziger Gaſt es ausbrachte und die Felſen dieſer Unterwelt es beantworteten. Fülle den Becher, Hans, und trinke du auch, und weißt du einen guten Spruch, ſo gib ihn preis.“

Der Pfeifer von Hardt füllte ſich den Becher und blickte Georg mit freundlichen Blicken an: „Ich bring es Euch, Junker und etwas recht ſchönes dazu: das Fräulein von Lichtenſtein!“

„Halloh, ſa! ſa! trinkt, Junker, trinkt!“ rief der Geächtete und lachte, daß die Höhle dröhnte; „aus bis auf den Boden, aus! ſie ſollen blühen und leben für Euch! Das haſt du gut gemacht, Hans! ſieh nur, wie unſerem Gaſt das Blut in die Wangen ſteigt, wie ſeine Augen blitzen, als küſſe er ſchon ihren Mund. — Dürft Euch nicht ſchämen! auch ich habe geliebt und gefreit, und weiß, wie einem fröhlichen Herzen von vierundzwanzig Jahren zu Muth iſt.“

„Armer Mann!“ ſagte Georg, Ihr habt geliebt und gefreit, und mußtet vielleicht ein geliebtes Weib und gute Kinder zurücklaſſen?“ Er fühlte ſich, während er dies ſprach, heftig am Mantel gezogen, er ſah ſich um.

und der Spielmann winkte ihm ſchnell mit den Augen, als ſey dies ein Punkt, worüber man mit dem Ritter nicht ſprechen müſſe. Und den Jüngling gereueten auch ſeine Worte, denn die Züge des unglücklichen Mannes verfinſterten ſich und er warf einen wilden Blick auf Georg, indem er ſagte: „Der Froſt im September hat ſchon oft verderbt, was im Mai gar herrlich blühte, und man fragt nicht, wie es geſchehen ſey; meine Kinder habe ich in den Händen rauher, aber guter Ammen gelaſſen; ſie werden ſie, ſo Gott will, bewahren, bis der Vater wieder heimkommt.“ Er hatte dies mit bewegter, dumpfer Stimme geſprochen, doch als wolle er die trüben Gedanken aus dem Gedächtniß abwiſchen, fuhr er mit der Hand über die Stirne, und wirklich glätteten ſich die Falten, die ſich dort zuſammengezogen hatten, augenblicklich, er blickte wieder heiterer um ſich her und ſprach:

„Der Hans hier kann mir bezeugen, daß ich ſchon oft gewünſcht habe, Euch zu ſehen, Herr von Sturmfeder! Er hat mir von Eurer ſonderbaren Verwundung erzählt, wo man Euch wahrſcheinlich für einen der Vertriebenen gehalten und angefallen hat, indeſſen der Rechte Zeit gewann, zu entfliehen.“

„Das ſoll mir lieb ſeyn,“ antwortete Georg. „Ich möchte faſt glauben, man hat mich für den Herzog ſelbſt gehalten, denn dieſem paßten ſie damals auf; und ich will gerne die tüchtige Schlappe bekommen haben, wenn er dadurch gerettet wurde.“

„Ei, das iſt doch viel! wiſſet Ihr nicht, daß der Hieb, der nach Euch geführt wurde, eben ſo gut tödtlich werden konnte?“

„Wer zu Feld zieht,“ entgegnete Georg, „der muß seine Rechnung mit der Welt so ziemlich abgeschlossen haben. Es ist zwar schöner, in einer Feldschlacht vor dem Feinde zu bleiben, wenn die Freunde jubeln und die Kameraden umherstehen, um einem den letzten Liebesdienst zu erweisen. — Aber doch wäre ich damals auch gestorben, wenn es hätte seyn müssen, um die Streiche dieser Meuchelmörder von dem Herzog abzulenken.“

Der Geächtete sah den Jüngling mit Rührung an und drückte seine Hand. „Ihr scheint großen Antheil an dem Herzog zu nehmen?“ sagte er, indem er seine durchdringenden Augen auf ihn heftete, „das hätte ich kaum gedacht; man sagte mir, Ihr seyet bündisch.“

„Ich weiß, Ihr seyd ein Anhänger des Herzogs,“ antwortete Georg,“ aber Ihr werdet mir schon ein freies Wort gestatten. Seht, der Herzog hat manches gethan, was nicht recht ist; zum Beispiel die Huttische Geschichte, sie mag nun seyn wie sie will, hätte er unterlassen können; sodann mag er mit seiner Frau hart umgegangen seyn, und Ihr müßt selbst gestehen, er ließ sich doch zu sehr vom Zorn bemeistern, als er Reutlingen sich unterwarf —“

Er hielt inne, als erwarte er die Antwort des Ritters, doch dieser schlug die Augen nieder und winkte schweigend dem jungen Mann, fortzufahren. „Nun, so dachte ich von dem Herzog, als ich bündisch wurde, so und nur etwas stärker sprach man von ihm im Heere; aber eine große Fürsprecherin hatte er an Marien, und es ist Euch vielleicht bekannt, daß ich mich auf ihr Zureden lossagte; nun bekamen die Sachen bald eine andere Gestalt in meinen Augen, sey es, weil ich von Natur

mitleidig bin und niemand ungerecht mißhandelt ſehen kann, oder auch, weil ich die Abſichten der Bündiſchen beſſer durchſchaute, — ich ſah, daß dem Herzog zu viel geſchehe; denn der Bund hatte offenbar kein Recht, den Herzog aus allen ſeinen Beſitzungen und ſogar von ſeinem Fürſtenſtuhl zu vertreiben und ihn ins Elend zu jagen. Und da gewann der Herzog wieder in meinen Augen; er hätte ja vielleicht noch eine Schlacht wagen können, aber er wollte nicht das Blut ſeiner Würtemberger auf ein ſo gewagtes Spiel ſetzen; er hätte können den Leuten Geld abpreſſen und die Schweizer damit halten, aber er war größer als ſein Unglück; ſeht — das hat mich zu ſeinem Freunde gemacht."

Der Ritter ſchlug die Augen auf, ſeine Bruſt ſchien höher zu ſchlagen, ſeine edle Geſtalt richtete ſich ſtolz empor, er ſah Georg lange an und drückte ſeine Hand an ſein pochendes Herz. „Wahrlich, ſagte er, „es lebt eine heilige reine Stimme in dir, junger Freund! ich kenne den Herzog wie mich ſelbſt, aber ich darf ſagen, wie du ſagteſt, er iſt größer als ſein Unglück, und beſſer als der Ruf von ihm ſagt. Aber er hat wenige gefunden, die ihm Probe gehalten haben! Ach daß er nur hundert gehabt hätte, wie du biſt, und es hätte kein Fetzen der bündiſchen Paniere auf einer würtembergiſchen Zinne geweht. Daß du ſein Freund werden könnteſt! Doch es ſey ferne von mir, dich einzuladen, ſein Unglück mit ihm zu theilen; es iſt genug, daß deine Klinge und ein Arm wie der deinige nicht mehr ſeinen Feinden gehört; mögen deine Tage heiterer ſeyn als die ſeinigen, möge der Himmel dir deine guten Geſinnungen gegen einen Unglücklichen belohnen!"

Es wehte ein Geiſt in den Worten des geächteten Ritters, der manch verwandte Saite in dem Herzen des Jünglings anſchlug. War es die Anerkennung ſeines perſönlichen Werthes, der ihm aus dem Munde eines Tapferen ſo ermunternd klang; war es die Aehnlichkeit des Schickſales dieſes Unglücklichen mit ſeiner eigenen Armuth und mit dem Unglück ſeines Hauſes; war es die romantiſche Idee, nicht für das ſiegende Unrecht, ſondern für die gerechte Sache, gerade weil ſie im tiefſten Unglück war, ſich zu erklären — Georg fühlte ſich unwiderſtehlich zu dieſem geächteten Mann, zu der Sache, für die er litt, hingezogen; begeiſtert faßte er ſeine Hand und rief: „Es ſpreche mir keiner von Vorſicht, nenne es keiner Thorheit, ſich an das Unglück anzuſchließen! Mögen andere dieſes ſchöne Land dort oben theilen und in den Gütern dieſes unglücklichen Fürſten ſchwelgen — ich fühle Muth in mir, mit ihm zu tragen, was er trägt, und wenn er ſein Schwert zieht, ſeine Lande wieder zu erobern, ſo will ich der erſte ſeyn, der ſich an ſeine Seite ſtellt. Nehmt meinen Handſchlag, Herr Ritter, ich bin, wie es auch komme, Ulerichs Freund für immer!“

Eine Thräne glänzte in dem Auge des Geächteten, indem er den Handſchlag zurückgab. „Du wagſt viel, aber du biſt viel, wenn du Ulerichs Freund biſt. Das Land da oben gehört jetzt den Räubern und Dieben, aber hier unten iſt noch gut Würtemberg. Hier vor mir ſitzt der Ritter und der Bürger; vergeſſet einen Augenblick, daß ich ein armer Ritter und ein unglücklicher geächteter Mann bin, und denket, ich ſey Fürſt des Landes, wie ich der Herr der Höhle bin. Ha! noch gibt

es ein Würtemberg, wo dieſe Drei zuſammenhalten, und ſey es auch tief im Schooß der Erde. Fülle den Becher, Hans, und lege deine rauhe Hand in die unſrigen, wir wollen den Bund beſiegeln."

Hans ergriff den vollen Krug und füllte den Becher. „Trinkt, edle Herren, trinkt!" ſagte er, „Ihr könnet Euch in keinem edlern Weine Beſcheid thun, als in dieſem Uhlbacher."

Der Geächtete trank in langen Zügen den Becher aus, ließ ihn wieder füllen und reichte ihn Georg. „Wie iſt mir doch?" ſagte dieſer, „blühet nicht dieſer Wein um Würtembergs Stammſchloß? Ich glaube, man nennt alſo den Wein, der auf jenen Höhen wächst?"

„Es iſt ſo," antwortete der Geächtete; „Rothenberg heißt der Berg, an deſſen Fuß dieſer Wein wächst, und auf ſeinem Gipfel ſteht das Schloß, das Würtembergs Ahnen gebaut haben. — O, ihr ſchönen Thäler des Neckars, ihr herrlichen Berge voll Frucht und Wein! von Euch, von Euch auf immer!" Er rief es mit einer Stimme, die aus einem gebrochenen Herzen voll Schmerz und Kummer heraufſtieg, denn die Wehmuth hatte die Decke geſprengt, womit der feſte, unbeugſame Sinn dieſes Mannes ſeine kummervolle Seele verhüllt hatte.

Der Bauer kniete nieder zu ihm, ergriff ſeine Hand und weckte ihn aus dem düſtern Hinbrüten, dem er ſich einige Augenblicke hingegeben hatte. „Seyd ſtark, guter Herr! Ihr werdet ſie wiederſehen, fröhlicher, als Ihr ſie verlaſſen habt."

„Ihr werdet ſie wiederſehen, die Thäler Euer Heimath!" rief Georg, „wenn der Herzog einrückt in ſein

Land, wenn er einziehet in die Burg ſeiner Ahnen, wenn die Thäler des Neckars und ſeine weinreichen Höhen wiederhallen vom Jubel des Volkes, dann werdet auch Ihr Eurer Wohnung wieder entgegenziehen. Verſcheucht die trüben Gedanken, nunc vino pellite curas, trinket, vergeſſet nicht, was wir vorhin geſprochen haben, ich thue Euch Beſcheid in dieſem würtemberger Weine, — der Herzog und ſeine Treuen!“

Ein angenehmes Lächeln ging wie ein Sonnenblick bei dieſen Worten auf den düſtern Zügen des Ritters auf. „Ja!“ rief er, „Treue iſt das Wort, das Geneſung gibt dem gebrochenen Herzen, wie ein kühler Trunk dem einſamen Wanderer in der Wüſte. Vergeſſet meine Schwäche, Junker! verzeihet ſie einem Mann, der ſonſt ſeinem Kummer nicht Raum gibt. Aber wenn Ihr je vom Gipfel des Rothenberges hinabgeſehen hättet auf das Herz von Würtemberg, wie der Neckar durch grüne Ufer zieht, wie mannshohe Halmen in den Feldern wogen, wie ſanfte Hügel am Fluß ſich hinaufziehen, bepflanzt mit köſtlichem Weine, wie dunkle, ſchattige Forſte die Gipfel der Berge bekränzen, wie Dorf an Dorf mit den freundlichen rothen Dächern aus den Wäldern von Obſtbäumen hervorſchaut, wie gute fleißige Menſchen, kräftige Männer, ſchöne Weiber auf dieſen Höhen, in dieſen Thälern walten und ſie zu einem Garten anbauen, — hättet Ihr dieſes geſehen, Junker, geſehen mit meinen Augen, und ſäßet jetzt hier unten, hinausgeworfen, verflucht, vertrieben, umgeben von ſtarren Felſen, tief im Schooß der Erde!] O, der Gedanke iſt ſchrecklich und oft zu mächtig für ein Männerherz!“

Georg bangte, der Ritter möchte durch die traurige Gegenwart und ſeine ſchöneren Erinnerungen wieder in ſeine Wehmuth zurückgeführt werden, daher ſuchte er ſchnell dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben: „Ihr waret alſo oft um den Herzog, Herr Ritter? O ſagt mir, ich bin ja jetzt ſein Freund, ſagt mir, wie iſt er im Umgang? wie ſieht er aus? nicht wahr, er iſt ſehr veränderlich und hat viele Launen?“

„Nichts davon!“ antwortete der Geächtete, „Ihr werdet ihn ſehen und lernet ihn am beſten ohne Beſchreibung kennen. Aber ſchon zu lange haben wir von fremden Angelegenheiten geſprochen; von Euren eigenen ſaget Ihr gar nichts? nichts von dem Zweck Eurer jetzigen Reiſe, nichts von dem ſchönen Fräulein von Lichtenſtein? — Ihr ſchweiget und ſchlaget die Augen nieder? glaubet nicht, daß es Neugierde ſey, warum ich frage; nein, ich glaube Euch in dieſer Sache nützlich ſeyn zu können.“

„Nach dem, was dieſe Nacht zwiſchen uns geſchehen iſt,“ antwortete Georg, „iſt von meiner Seite keine Zurückhaltung, kein Geheimniß mehr nöthig. Es ſcheint auch, Ihr wußtet längſt, daß ich Marien liebe, vielleicht auch, daß ſie mir hold iſt?“

„O ja,“ entgegnete der Ritter lächelnd, „wenn ich anders die Zeichen der Liebe verſtehe und richtig deuten kann; denn ſie ſchlug, wenn von Euch die Rede war, die Augen nieder und erröthete bis an die Stirne; auch nannte ſie Euren Namen mit eigenem, ſo eigenem Ton, als geben alle Saiten ihres Herzens den Akkord zu dieſem Grundton an.“

„Ich glaube, Euer ſcharfes Auge hat richtig bemerkt, und deßwegen will ich nach Lichtenſtein. Ich war von Anfang willens, als ich mich vom Bunde losſagte, nach Haus zu ziehen; aber die Alb iſt ſchon halbwegs von Franken hieher, da dachte ich, ich könnte das Fräulein noch einmal zuvor ſehen. Der Mann hier führte mich über die Alb; Ihr wiſſet, was meine Reiſe um acht Tage verzögerte; ſobald der Morgen herauf iſt, will ich oben im Schloß einſprechen, und ich hoffe, ich komme dem alten Herrn jetzt willkommener, da ich das neutrale Gebiet verlaſſen und zu ſeiner Farbe mich geſchlagen habe.“

„Wohl werdet Ihr ihm willkommen ſeyn, wenn Ihr als Freund des Herzogs kommt, denn er iſt ihm treu und ſehr ergeben. Doch könnte es ſeyn, daß er Euch nicht traute, denn er ſoll ein wenig mißtrauiſch und grämlich gegen fremde Menſchen ſeyn. Ihr wiſſet, wie ich mit ihm ſtehe, denn er iſt der barmherzige Samariter, der mich, wenn ich Nachts aus meiner Höhle ſteige, mit warmer Speiſe und mit noch wärmerem Troſt für die Zukunft labt; ein paar Zeilen von mir mögen Euch bei ihm beſſer empfehlen als ein Freibrief des Kaiſers, und zum Zeichen für ihn und manchen andern nehmet dieſen Ring und traget ihn zum Andenken an dieſe Stunde, er wird Euch als einen Freund der gerechten Sache Würtembergs verkünden.“ Er zog bei dieſen Worten einen breiten Goldreif vom Finger. Ein rother Stein war in die Mitte gefaßt, und in den drei Hirſchgeweihen mit dem Jagdhorn auf dem Wappenhelm, die darin eingegraben waren, erkannte der junge Mann das Zeichen Würtembergs; um den Ring ſtanden erhaben eingeprägte

Buchſtaben, deren Sinn er nicht verſtand. Sie hießen U. H. Z. W. U. T.

„Uhzwut? was bedeutet dieſer Name?“ fragte er. „Iſt es etwa ein Feldgeſchrei für die Anhänger des Herzogs?“

„Nein, mein junger Freund,“ antwortete der geächtete Ritter, „dieſen Ring trug der Herzog lange an ſeiner Hand, und er war mir immer ſehr werth; ich habe aber noch viele andere Andenken von ihm und könnte dieſes an keinen beſſeren abtreten. Die Zeichen heißen Ulerich, Herzog zu Würtemberg und Teck.

„Er wird mir ewig theuer ſeyn,“ erwiederte Georg, „als ein Andenken an den unglücklichen Herrn, deſſen Namen er trägt, und als ſchöne Erinnerung an Euch, Herr Ritter, und die Nacht in der Höhle.“

„Wenn Ihr an die Zugbrücke von Lichtenſtein kommt,“ fuhr der Ritter fort, „ſo gebet dem nächſten beſten Knecht den Zettel, den ich Euch ſchreiben werde, und dieſen Ring, ſolches dem Herrn des Schloſſes zu bringen, und Ihr werdet gewiß empfangen werden, als wäret Ihr des Herzogs eigener Sohn. Doch für das Fräulein müßt Ihr Eure eigenen Zeichen haben, denn auf ſie erſtreckt ſich mein Zauber nicht; etwa ein herzlicher Händedruck, die geheimnißvolle Sprache der Augen oder ein ſüßer Kuß auf ihren rothen Mund; doch, um gehörig vor ihr zu erſcheinen, habt Ihr Ruhe nöthig, denn Eure Augen möchten nach einer durchwachten Nacht etwas trübe ſeyn. Daher folgt meinem Beiſpiel, ſtrecket Euch auf die Rehfelle nieder und leget Euren Mantel als Kopfkiſſen unter. Und du, würdiger Major domus,

oberſter Kämmerer und Mundſchenk, Hans, getreuer Gefährte im Unglück, reiche dieſem Paladin noch einen Becher zum Schlaftrunk, daß ihm jene Felle zum weichen Pfühl, dieſe Felſengrotte zum Schlafcloſet werde und ihn der Gott der Träume mit ſeinen lieblichſten Bildern beſuche!“

Die Männer tranken und legten ſich zur Ruhe, und Hans ſetzte ſich, wie ein treuer Hund, an die Pforte der Felſenkammer. Bald kam Morpheus mit leiſen Tritten zu dem Lager des Jünglings und ſtreute ſeine Schlummerkörner über ihn, und er hörte nur noch halb im Traume, wie der geächtete Mann ſein Nachtgebet ſprach und mit frommer Zuverſicht zu dem Lenker der Schickſale flehte, über ihn und jenes unglückliche Land, in deſſen tiefem Schooß er jetzt ruhte, ſeinen Schutz und ſeine Hülfe herabzuſenden.

Anmerkungen.

1. Ulerich von Würtemberg, geb. 1487, wurde 1498 in ſeinem elften Jahre als Herzog belehnt, mit einer Mitregentſchaft, welche in ſeinem ſechzehnten Jahr aufgehoben wurde, worauf Ulerich von 1503 an allein regierte. Er ſtarb i. J. 1550.

2. Es iſt hier Eberhard im Bart gemeint, der, geb. 1445, geſt. 1469, ſehr weiſe regierte. Er war der erſte Herzog von Würtemberg. Chriſtoph, geb. 1515, geſt. 1568, ein Fürſt, deſſen Andenken nicht nur in Würtemberg, ſondern in ganz Deutſchland geſegnet wird. Er iſt der Stifter der würtembergiſchen Conſtitution.

3. Christ. Tubingii Chron. Blabur. ad annum 1516: Maximilianus Caesar ex suggestione Ducis Bavariae et sororis uxoris Udalrici aliorumque non multum Udalrico deinceps favere cepit.

4. Das Nähere über dieſe Einnahme iſt in der trefflichen Geſchichte Würtembergs von C. Pfaff I. 291, und Sattler, Geſchichte der Herzoge von Würtemberrg II. 5, hauptſächlich aber bei Pedius Thetinger in Comment. de reb. Wurtemb. sub Ulrico Lib. I. in fine und Schradius script. rerum germ. Tom. II. pag. 885 zu leſen.

5. Der Herzog hatte mit Landgraf Philipp von Heſſen ein Bündniß errichtet auf zweihundert Reiter und ſechshundert zu Fuß, eben ſo mit Markgraf Ernſt von Baden, aber ſie entſchuldigten ſich beide, daß ſie ſelbſt mit einem Einfall bedroht ſeyen.

6. Georg von Frondsberg, geb. 1475, geſt. 1528, einer der berühmteſten Feldherren ſeiner Zeit, der in Deutſchland, Frankreich, Italien, den Niederlanden ſich mit Ruhm bedeckte. Er iſt derſelbe, der 1521 zu Luther, der auf den Reichstag zu Worms geladen war, jene denkwürdigen Worte ſagt: „Münchlein, Münchlein, du gehſt jetzt einen gefährlichen Gang“ u. ſ. w.

7. So nennt ihn Sattler, Geſchichte der Herzoge, II. 8.

8. Ulerich von Hutten, geb. 1488, ſtarb 1523 in Ufenau am Züricherſee. Er iſt berühmt durch eine große Anzahl Schriften und als kühner Beförderer der Reformation. Er griff Ulerich von Würtemberg in Gedichten, Briefen und Reden an, die der gelehrte Nicolaus Barbatus zu Marburg in ſehr geläufigem Latein mit

triftigen Gründen widerlegt. Vergl. Schradius II. 385. Bekannt iſt ſein Wahlſpruch: „Jacta alea esto.“

9. Franz von Sickingen, ein berühmter Zeitgenoſſe des letzteren; er wird in dieſem Krieg von Sattler als öſterreichiſcher Rath aufgeführt.

10. Götz von Berlichingen erzählt in ſeinem Leben (Ausgabe von Franck von Steigerwald, Nürnberg 1731) weitläufig, wie es ſich zugetragen, daß er zum Herzog Ulerich gehalten habe. S. 142 fährt er fort: „Da zog der Herzog vor Reutlingen und gewann es auch, darum ſich auch Ihre fürſtliche Gnaden und mein Unglück anheben that, daß Ihre fürſtliche Gnaden verjagt worden, und ich darob zu Scheitern ging.“ Denn der ſchwäbiſche Bund nahm nicht Rückſicht darauf, daß Götz kurz vorher dem Herzog ſeine Dienſte aufgeſagt hatte, ſondern belagerte ihn in Möckmühl und nahm ihn gefangen.

11. Die Herren von Späth waren der Herzogin auf ihrer Flucht aus dem Lande behülflich geweſen. Der Herzog hatte bittere Rache an ihren Gütern genommen.

12. Siehe C. Pfaffs Geſchichte I. 288.

13. Es ſind dies Frondsbergs eigene Worte, die er zu Götz von Berlichingen ſprach, und die dieſer in ſeiner Geſchichte, S. 83 anführt.

14. Die Eidgenoſſen verboten zuerſt nur die Werbungen des Herzogs in ihren Landen, wie aus Sattler, Beilage Nro. 8 zum zweiten Theil der Herzoge erhellt. Nachher riefen ſie ihre Leute ganz zurück und zwar auf die Vorſtellungen des ſchwäbiſchen Bundes.

15. Ein gedrucktes Schreiben „des Bundes zu Schwaben an gemeine Landſchaft zu Würtemberg“ dieſes Inhaltes vom 24. Mart. 1519 findet ſich in der Beilage Nro. 12 bei Sattler.

16. Sie zogen den 17. März ab. Der Herzog reiste ſogleich nach Kirchheim, um ſie aufzuhalten, allein hier kam eine zweite Ordre, unter Bedrohung des Verluſtes ihrer Güter und der Leib- und Lebensſtrafe nach Haus zu eilen. Sattler II. §. 6. Thetinger pag. 66. Interim cum Helvetiorum primoribus agunt foederati, missis in urbes eorum legatis, ne Ducis Huldrichi negotio belloque se nunc immisceant, suos abscedere jubeant.

17. Sattler §. 6. Ausführlich führt dieſe Rede an: Thetinger comment. de reb. Wurtemb. pag. 66.

18. Dieſe Ergebenheit und Treue der Würtemberger beſchreibt am angeführten Ort Thetinger. Als einen ſehr wichtigen Grund

egen die Angriffe Huttens führt ſie auch Nicolaus Barbatus
ı ſeiner zu Marburg gehaltenen Rede auf. Vergl. Schradius II.
86. Wir machen auf dieſen Umſtand beſonders aufmerkſam, weil
ıan gewöhnlich annimmt, es ſey den Würtembergern recht geweſen,
aß man Ulerich verjagte; Thetingers Worte ſind: „Als dies die
Bürtemberger hörten, beklagten ſie ihr Schickſal heftig, das ihnen
icht vergönne zu fechten.“ Magno fremitu fortunam suam questi.
– Noch merkwürdiger ſind die Worte Nicolai Barbati; er ſucht
ie Beſchuldigungen Ulerichs von Hutten zu widerlegen: „Welcher
:yrann war den Seinigen werth? Ulerich lieben die Seinigen.
Belcher Tyrann wird, wenn er verjagt iſt, von ſeinen Untergebenen
ırückgewünſcht? Mit Bitten und Gebet wünſchen ſich ſeine Un-
:rgebenen den Herzog zurück und bitten die Götter, ſie möchten
)nen den Herrn zurückgeben“ u. ſ. w.

19. Ulerich beklagte ſich mehrere Mal über die Nachſtellungen
iner Feinde. Im Jahr 1531 ſoll ein für ihn von Dieterich Späth
ebungener Meuchelmörder gefangen worden ſeyn. Sattler Geſch.
:r Herzoge. III. S. 47. Im Jahre 1536 wurde im Amt Dorn-
etten ein Zigeuner verhaftet, welcher ausſagte, von Herzog Wil-
:lm in Baiern für Ermordung des Herzogs drei Gulden bekommen
ı haben. C. Pfaff Geſchichte I. 288. Ein Beweis, daß ſolche
:erſuche vorkamen.

20. Dieſe Sage erzählt G. Schwab, der treue, freundliche
Begweiſer über die ſchwäbiſche Alb. Er hat ſie in einer Romanze:
Der Bau des Reiſſenſteins“ der Nachwelt aufbehalten.

21. Ausführlicher beſchreibt dieſe Operationen des Bundes
Sattler in ſeiner Geſch. d. Herz. v. W. II. §. 6 u. ſ. w. Man
:rgleiche hierüber auch die Geſchichte des Herrn von Frondsberg,
tes Buch und Friedrich Stumpharbt von Cannſtadt Chronik der
:waltſamen Verjagung des Herzogs Ulerich. 1534 und Spener
ist. Germ. univers. L. III. c. 4. 23.

22. Dieſer Verrath von Teck fand wirklich alſo Statt. Vergl.
. Bd. Sattler. II. §. 7.

23. Lebensbeſchreibung Götzens von Berlichingen, von ihm
lbſt geſchrieben, edit. Pistorius. Nürnberg 1731.

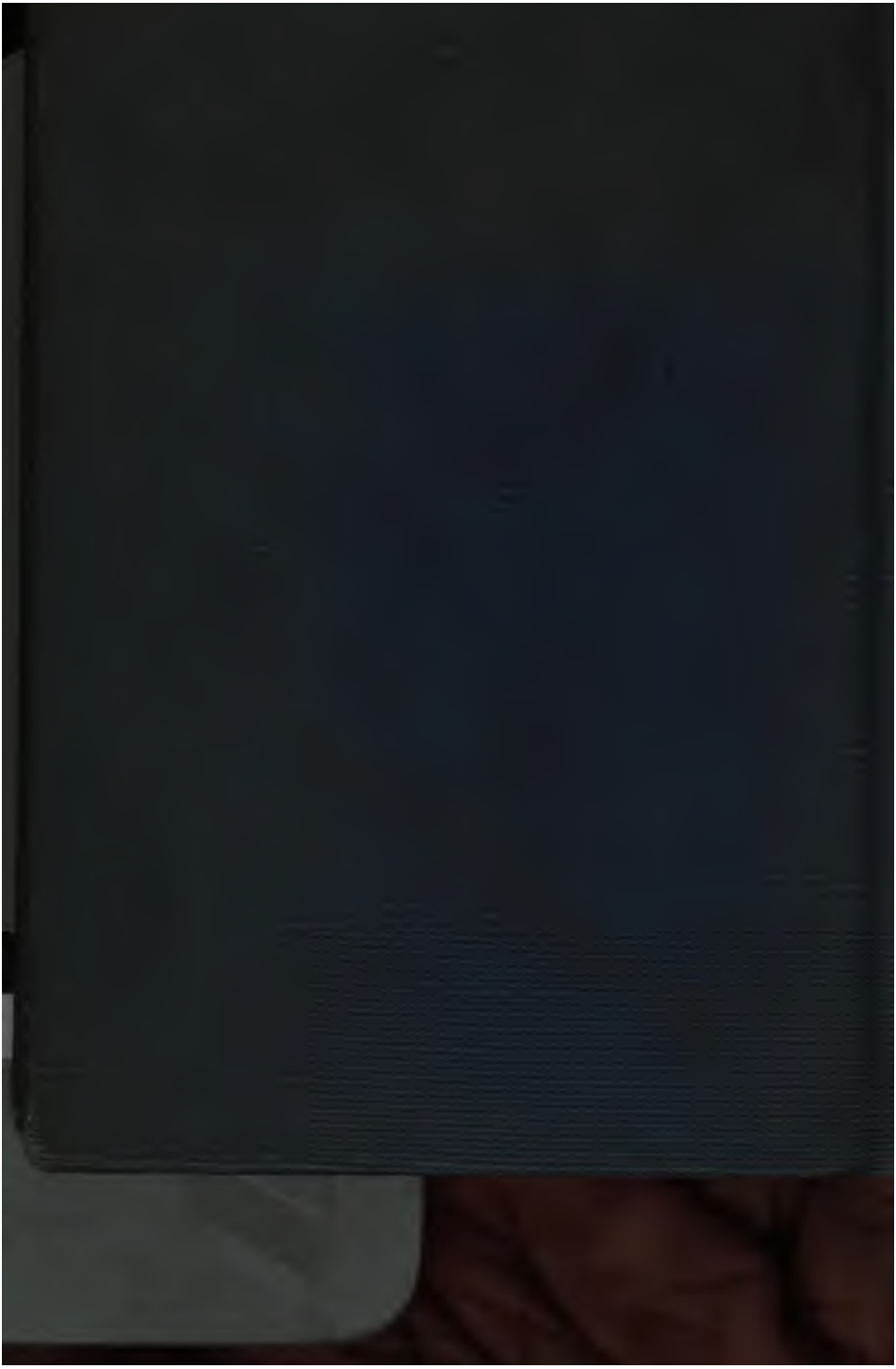
24. Sattler II. §. 9. Hierüber iſt vorzüglich zu vergleichen
riedr. Stumpharbt Chron. §. III. Die Geſchichte der Herren von
rondsberg. Frankfurt a. M. 2. Buch und Thetinger Commen-
rius de Wurt. reb. gest. Lib. II.

25. Bei dieſer Belagerung wurde Georg von Frondsberg das Barrett vom Kopf geſchoſſen. So erzählen Sattler, Stumpharbt, Thetinger u. A.

26. Dieſe Griechen ſind eine ſonderbare Erſcheinung bei der Belagerung von Tübingen; man hieß ſie Stratioten; ihr Hauptmann war Georg Samaras aus Corona in Albanien. Er iſt in der Stiftskirche in Tübingen begraben. Ausführlich beſchreibt ſie Thetinger Comment. de Wurtemb. gest. 931. Cruſius nennt ſie vorzüglich berühmt im Lanzenſchwingen.

27. Man vergleiche über dieſen Volkswitz des Freiherrn von Aretin Beiträge zur Geſchichte und Literatur 1805. 5tes Stück, S. 438. Das Lied wurde zu Anfang des Jahres 1519, nachdem Reutlingen von Herzog Ulerich genommen war, von des letztern Feinden verbreitet und ihm in den Mund gelegt.

28. In der Chronik des Georg Stumpharbt über die gewaltſame Verjagung des Herzogs Ulerich findet ſich als eigener Artikel ein „gereimter Spruch, alſo lautend," wo in einer großen Menge Knittelverſen das Unglück des Herzogs und des Landes beſchrieben iſt. Aus dieſem Gedicht ſind jene Verſe im Text entlehnt.

29. Drei Hirſchgeweihe, wovon die zwei oberſten vier, das untere aber drei Enden hat, ſind das alte Wappen von Würtemberg.

30. Dieſe merkwürdige Höhle haben wir nach der Natur zu zeichnen verſucht. Es bleibt noch übrig, hier einige Notizen über ihre inneren Verhältniſſe zu geben. Die Vorhöhle hält etwas über 150 Fuß im Umfange; von hier aus laufen zwei Gänge nach verſchiedenen Richtungen, die aber nach einer Länge von beinahe 200 Fuß wieder zuſammen treffen. Auf dieſen Wegen trifft man zwei Felſenſäle, den einen von 100, den andern von 82 Fuß Länge. Wo dieſe Gänge ſich vereinigen, bilden ſie wieder eine Grotte; von hier aus rechts gegen Norden, mehr in der Höhe, liegt wieder eine kleinere Kammer, es iſt die, in welche wir den Leſer zu dem vertriebenen Mann geführt haben. Die weiteſte Entfernung vom Eingang der Höhle bis zu ihrem Ende beträgt 577 Fuß. Man vergleiche hierüber die ſo intereſſante als getreue Beſchreibung der ſchwäbiſchen Alb von G. Schwab. (Metzler. Buchhdlg. 1823.)